HANS DOMIZLAFF / ANALOGIK



ANALOGIK

Denkgesetzliche Grundlagen der naturwissenschaftlichen Forschung

VON

HANS DOMIZLAFF



WOLFGANG KRÜGER VERLAG

HAMBURG

Druck der Gerhard Stalling AG., Oldenburg (Oldb)

Meiner lieben Frau dankbar gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Die Wissenschaft und das praktische Unternehmertum werden durch eine so grundsätzliche Unterschiedlichkeit der Anschauungsweise getrennt, daß sich die gegenseitigen Beziehungen fast immer auf den Austausch von fertigen Ergebnissen beschränken und nur selten eine geistige Zusammenarbeit in Entwicklungen ermöglichen.

Diese Behauptung muß sogar auf medizinische oder technische Laboratorien ausgedehnt werden, die unmittelbar im Dienst von Großunternehmen stehen, sie trifft aber im besonderen Maße in Gebieten der Psychologie zu.

Dem echten Wissenschaftler pflegen unternehmerische Gesichtspunkte nur von sehr untergeordneter Bedeutung zu sein, denn sein Geltungsbedürfnis ist in erster Linie auf fachliche Anerkennung gerichtet. Dem Unternehmer ist die Allgemeingültigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse zumeist ziemlich gleichgültig, die ihm nur als Hilfsmittel für einen persönlichen Machtgewinn dienen sollen. Beide sprechen eine sehr unterschiedliche Sprache.

Wenn ich nun selbst als praktisches Hilfsorgan des Unternehmertums den Versuch wage, meinen Beobachtungen einen allgemeinen Ausdruck zu geben und eine wissenschaftliche Theorie aufzustellen, so bin ich mir durchaus der großen Gefahr bewußt, die der Mangel eines schulwissenschaftlichen Sprachstiles bedingt. Sicherlich ist in meiner Darstellung vieles enthalten, das dem echten Wissenschaftler überholt oder unzuverlässig formuliert zu sein scheint, und worin er sich durch Symptome der Laienhaftigkeit gestört fühlt. Es wäre ver-

hängnisvoll, wenn diese Schwäche den Leser durch die Kritik an Einzelheiten zu Fehlassoziationen verleiten würde, so daß er das tatsächlich Neue und Wesentliche übersieht. Leider quittiert die Wissenschaft vielfach den ungeistigen Machtanspruch des Unternehmertums mit einer Art Fremdenfeindlichkeit im eigenen Bereich, die sicherlich manche Befruchtungen von außen her behindert hat.

In meinem eigensten Fachgebiet — der praktischen Massenpsychologie — glaube ich, einem objektiven Urteil nahe genug kommen zu können, um einen Anspruch auf Aufmerksamkeit auch in der Schulwissenschaft geltend machen zu dürfen. Wie weit darüber hinaus meine individual-psychologischen Erfahrungen für die allgemeine Naturwissenschaft nützlich sind, wird die Zeit lehren. Ich möchte mich nicht auf die Aufgabe festlegen, etwas Endgültiges und Abgeschlossenes darzustellen, sondern ich hoffe, einige verwertbare Anregungen geben zu können.

I. Die Abgrenzung des Urteilsbereichs

1.

Die Vernunft

Alle Überlegungen, so sehr sie auch in das Abstrakte führen mögen, benötigen als Ausgangspunkt eine Beobachtung innerhalb der sinnlich wahrnehmbaren Welt. Stets sind es irgendwelche Rätselhaftigkeiten oder Ungereimtheiten gegenständlicher Art, die zu Fragen veranlassen.

Dabei bleibt es mir später auf Grund gefestigter Erklärungen unbenommen, die ursprünglichen Beobachtungsergebnisse oder die Gegenständlichkeit des Ausgangspunktes meiner Überlegungen anzuzweifeln. Es ist durchaus denkbar, daß die Gedankenketten den Zusammenhang mit ihrem Anlaß verlieren, und daß die anfänglich als zuverlässig angenommenen Tatbestände sich als unfreiwillige Postulate erweisen.

Diese Vorausbemerkung ist insofern wichtig, als der Leser davor gewarnt werden soll, allzu frühzeitig mit seiner Kritik einzusetzen und mit Zweifeln an dem Wert der Beobachtungen den zuverlässigeren Folgerungen vorzugreifen.

Ebenso unzweckmäßig sind die Vorbehalte vieler enttäuschter Erkenntnissucher, z. B. daß jedes Nachdenken sowieso fruchtlos sei und der Mensch immer in Illusionen befangen bliebe. Auch Illusionen können aufschlußreich sein, und wenn in der letzten Abstraktion jede Gegenständlichkeit verloren geht, dann kann bereits die Formulierung einer solchen Erkenntnis eine praktische Bedeutung haben.

Ich bekenne, daß es mir auch bei philosophischen Überlegungen sehr wohl auf eine praktische Bedeutung ankommt. Das Spiel um seiner selbst willen, das alle ernste Wissenschaft

betreiben muß und auch zur Reinhaltung ihres Lebensraumes öffentlich zugeben sollte, habe ich stets sehr bewundert, aber ich habe ihm auf die Dauer keinen Reiz abgewinnen können. Mich interessieren die praktischen Wirkungen, denn mein Ziel ist nicht die Aufstellung einer neuen weltanschaulichen Theorie, sondern eine nützliche Mitarbeit an der Weltgestaltung.

So waren es auch nur praktische Anlässe, die mich zum Suchen einer Lösung drängten. Beruflich brauchte ich z. B. das Wissen einiger Gesetzmäßigkeiten im Verhalten der Menschen bei unterschiedlichen Beeinflussungsmitteln, und deshalb stellte ich immer wieder Beobachtungen an, die dann allmählich ziemlich zuverlässige Voraussagen ermöglichten. Es war naheliegend, das gewonnene Erfahrungswissen zu bereinigen und verwertbare Formeln herauskristallisieren zu lassen. Auf diese Weise konnte ich schließlich zu sehr eindeutigen Fragen gelangen, die die Wurzel der Gesetzmäßigkeiten bloßlegten. Sobald man eine Rätselhaftigkeit erst einmal klar erkannt hat, ist auch der erste Schritt zu ihrer Erforschung getan.

Eine der wichtigsten Fragen, die aus der Praxis auftauchten, beruhte auf dem offensichtlich geringen Anteil der Vernunft bei aller geistigen Tätigkeit der Menschen. Die davon abgeleiteten Überlegungen werden geeignet sein, in die analogische Denkweise einzuführen.

Der Schulwissenschaftler verlangt zuerst eine genaue begriffliche Abgrenzung des Wortes Vernunft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Begriffsbilder in der Geschichte der Philosophie sehr verschieden ausgemalt wurden. Deshalb möchte ich unbekümmert um Wiederholungen oder um Widersprüche mit bestehenden Anschauungen das Wort Vernunft für die Fähigkeit eines bewußten, folgerichtigen Denkens benutzen.

Wenn ich 2 und 2 zu 4 addiere, dann ist das ein Vernunftsschluß. Im eigentlichen Bereich der Vernunft bleibt die Phantasie ausgeschaltet, und deshalb manifestiert das rechnerische Denken ihre abgeklärteste Arbeitsweise. Man könnte fast

sagen, daß die Vernunft um so alleinherrschender wird, je mehr es sich um mathematische Folgerungen handelt.

Tatsächlich findet die Vernunft erst dann wirkliche Befriedigung, wenn der Ablauf von Geschehnissen auf eine mechanische oder zahlenmäßig zwangsläufige Weise begründet werden kann. Nur ein mechanisches oder ein sinngetreues mathematisches Abbild wird als vollständiger Besitz der Vernunft empfunden. Da dies in der Praxis häufig nicht erreichbar ist, werden auch viele Begründungen in den Bereich der Vernunft einbezogen, die keinerlei mechanische Erklärungen bedeuten. Zuverlässig ist jedoch solcher Vernunftsbesitz niemals, das ersieht man bereits aus dem Anschauungsmaterial. Für die reinen Ergebnisse der Vernunft darf es keinen Anschauungswandel geben. Es gibt höchstens Unvollkommenheiten, d. h. Fehlrechnungen oder Lücken.

Wenn demnach ein Philosoph die Anerkennung eines Gewissens, eines Ethos oder irgendwelcher sonstigen Verpflichtungen voraussetzt, um seine Weltanschauung zu propagieren, so läßt sich darüber so lange streiten, bis er eine mathematisch unantastbare Begründung seiner Voraussetzungen gefunden hat, denn erst durch die Unwiderlegbarkeit und Zeitlosigkeit einer mathematischen Formel tritt die Befriedigung ein, die ein restloser Vernunftsbesitz auslöst.

Es kann als ziemlich unwahrscheinlich, wenn auch keineswegs unmöglich gelten, daß sich alle Erlebnisse des Menschen ihrer Rätselhaftigkeit bis zum mathematischen Abbild entkleiden lassen. Aus dieser Resignation darf man nicht folgern wollen, daß jedes Bemühen um mathematische Klarheit oder ein mechanistisches Weltbild abwegig sei. Dieses Bemühen ist das einzige, was zu einem echten Vernunftsbesitz verhelfen kann, und wenn ich der Überzeugung bin, daß sich viele wichtige Dinge diesem Bereich entziehen, dann muß ich auch folgerichtig ebenso weit die Hoffnung auf eine endgültige Lösung aufgeben.

In der Welt entstehen viele Irrtümer dadurch, daß man den Herrschaftsanspruch der Vernunft zu weit treibt, und daß man vor allem die Vernunft als Mittel der Erkenntnis mit einer als Ursache gedachten Vernunft verwechselt.

Wenn ich Hunger habe, so wende ich meine Vernunft als Mittel an, um meinen Hunger zu stillen. Die Vernunft beschäftigt sich dann nicht mit der Ursache des Hungers, sondern setzt den Hunger als Triebanlage zur Anwendung vernünftiger Überlegungen voraus.

Üblicherweise wird das ganze Triebleben hinsichtlich seiner Vernünftigkeit nicht diskutiert, sondern vorausgesetzt. Die Vernunft ist niemals eine Ursache für eine menschliche Tätigkeit, sondern immer nur ein Mittel zum Zweck der Erreichung eines triebbedingten Zieles.

Sollte es mir gelingen, den Hunger vernünftig zu begründen, dann verschiebe ich lediglich das Postulat einer Ursache auf eine frühere Stufe. Wenn ich also den Hunger als eine zwangsläufige und vielleicht sogar in ihrer Mechanik befriedigend deutliche Folgerung der körperlichen Beschaffenheit des Menschen erkläre, so ersteht erneut die Frage nach der Ursache des körperlichen Daseins. Auf diesem Wege verliere ich mich sehr schnell in eine Uferlosigkeit. Es soll damit lediglich gesagt sein, daß die Vernunft niemals ohne Voraussetzungen arbeiten kann, denn auch der Trieb zur Anwendung der Vernunft um ihrer selbst willen, also die Philosophie, ist ursächlich unvernünftig.

Die Vernunft ist immer unselbständig und nur Mittel zur Erreichung unvernünftiger Ziele, die naturhaft unvernünftig aufgestellt werden.

Weiterhin läßt sich nachweisen, daß die Vernunft ausschließlich mit Erfahrungswerten operiert. Sie muß überhaupt als die Verwalterin aller Erfahrungen gelten, denn sogar Vernunftsschlüsse, die in geistiges Neuland führen sollen, benötigen ein bereits vollständiges Erfahrungsmaterial. Gerade die Vernunftschlüsse, soweit sie völlig ohne Phantasie mit aller mathe-

matischen Zuverlässigkeit gebildet werden, nenne ich bewußtes Denken.

Wenn demnach das Gewissen des Menschen, sein Glaube an ein Ethos oder irgendein sonstiges Merkmal meiner Überlegenheit gegenüber den Tieren als Beweis eines Vernunftwesens benutzt werden, so möchte ich dies für meinen Sprachgebrauch ablehnen. Das mag willkürlich sein und mit der Praxis, die eine so strenge Abtrennung des Vernunftsbereiches und die Isolierung auf mechanisch deutbare Ereignisse nie ermöglicht, kaum je vereinbart werden können, aber es ist zur anfänglichen Klärung der Sachlage dringend notwendig.

Für den Einsichtigen ist es ziemlich reizlos, den vorhandenen strittigen und oft rein persönlich bestimmten Weltanschauungen eine weitere ebenso strittige hinzuzufügen. Der für das bewußte Denken erreichbare Raum mag sehr klein sein, aber der darin erworbene Besitz ist wenigstens zuverlässig. Es kommt vor allem darauf an, wieviel ich aus dem Raum des Unbewußten in den Bereich des bewußten Denkens hineinziehen kann, um den gesicherten Besitz von dem ungesicherten zu trennen. Es soll nachstehend der Beweis geführt werden, daß nur eine mangelhafte Trennung in der Philosophie die Streitigkeiten nicht beenden ließ, und daß man durch allzu große Raumansprüche für die Vernunft die geistigen Werkzeuge stumpf machte. Dabei hat man häufig auf einen zwar kleinen, jedoch unzerstörbaren Besitz an Wissen verzichtet. Die genaue Abgrenzung des Vernunftsbereiches scheint mir aufschlußreicher zu sein als der Versuch, in das Gebiet der unvernünftigen Ursachen einzudringen.

2.

Das Diesseits der Vernunft

Wer die Menschen nach Vernunftsbeweisen einschätzt und die Schätzung als Gradmesser für praktische Leistungen benutzt, wird die größten Überraschungen erleben. Um den vielen Definitionen von klug, weise, intellektuell usw. aus dem Wege zu gehen, möchte ich ganz allgemein die Anwendung der ratio und ihrer praktischen Erfolge nachprüfen. Es wird kaum eine Schwierigkeit in der Darstellung eines Menschen bestehen, der als besonders geschickt in der Sammlung von Erfahrungswissen genannt werden kann und als ausgeprägtes Vernunftwesen gilt. Es ist nun sehr interessant, im praktischen Leben zu verfolgen, wie groß der Wirkungsanteil der idealen Vernunftwesen in der Welt ist.

Die Vernunft gilt als das höchste Gut des Menschen, und die Fähigkeit der Anwendung des Verstandes wird als überaus erstrebenswert betrachtet. Wenn wir jedoch die nach allgemeiner Ansicht besonders erfolgreichen Menschen auf ihre Fähigkeiten hinsichtlich der Anwendung der ratio untersuchen, müssen wir feststellen, daß tatsächlich die vernünftigsten Menschen keinerlei Vorrang besitzen.

Den Erfolg wird man einigermaßen an dem Maß der Erreichung selbst gesteckter Ziele einschätzen können. Es braucht nicht immer ein Mehr an materiellen Vorteilen, an Macht und Einfluß zu sein, aber es ist in jedem Fall irgendein körperlicher oder geistiger Trieb, der das Mittel der Vernunft zur Zielausrichtung und zur Trieberfüllung benutzt, so daß der Anwendungswert der Vernunft am Maß des Erreichten nachgeprüft werden kann.

Das einfachste Beispiel ergibt die Wirtschaft mit dem eindeutigen Ziel materieller Vorteile. Eigentlich müßten diejenigen Wirtschaftler die größten Erfolge haben, die das Mittel der Vernunft am ausschließlichsten und am umfangreichsten benutzen können.

Ich will mich einfacher ausdrücken. Sind es nun gerade die klügsten Menschen, die ihre Wünsche im höchsten Maße befriedigen können? Vielleicht wird man einwenden, daß der Zufall den weitaus größten Anteil am Erfolg hat und die Prüfung vernebelt. Wenn ich aber sage, daß eine reine Intelligenzprüfung über Wissen und folgerichtige Anwendung des Wissens, über die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, und die Selbstzucht durch nüchterne Vernunft bei fast allen Gründern großer Unternehmungen versagt hat — bei kleineren natürlich noch weit mehr — dann tritt uns hier eine Erscheinung entgegen, die über die Fehlerquellen des Zufalls hinaus eine grundsätzliche Bedeutung hat.

Der Volksmund sagt, daß der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln erntet. Richtiger wäre: die dicksten Kartoffeln kennzeichnen gewißlich nicht den klügsten Bauern. Abgesehen von Zufällen und einem — stets flüchtigen — Vorrang einer neuen Bewirtschaftungsart hat der eine Bauer eben einen größeren Erfolgsdurchschnitt als der andere, und das hängt keineswegs von dem Gebrauch der Vernunft ab.

Der gleiche Gedanke liegt der alten Annahme zugrunde, daß zwei Gärtner trotz technisch völlig gleicher Voraussetzungen an dem Gedeihen ihrer Pflanzen unterschieden werden können. Ein Fachwissenschaftler wird den Gedanken an geheimnisvolle Kräfte sofort als Aberglauben ablehnen, doch er wird zugeben müssen, daß sich einzelne Gärtner durch eine besonders pflegerische Hand auszeichnen, ohne dafür eine größere Vernünftigkeit verantwortlich machen zu können.

Noch deutlicher wird die Rätselhaftigkeit bei der Menschenführung. Es läßt sich nachweisen, daß die klügsten Köpfe, die von dem Mittel der Vernunft den geschicktesten Gebrauch

machen, am allerseltensten auch Erfolge in der Beherrschung oder Beeinflussung von Menschen haben. Eher ist das Gegenteil der Fall, denn die großen Menschenführer, die einer sorgfältigen Kritik unterworfen werden können, eignen sich kaum jemals zu Beispielen einer höchstentwickelten Vernünftigkeit.

Es ist geradezu erstaunlich, wie gering die Kenntnisse volkswirtschaftlicher Zusammenhänge oder sonstiger für den Wirtschaftler überaus wichtiger Dinge bei manchen der bedeutendsten Kaufleute oder Fabrikanten sind. Zumeist ist der Anschauungsbereich sehr eng, sehr oft ist ihr Handeln durchaus unvernünftig und von ihnen selbst auch nicht mit Vernunftsgründen gestützt. Man kann sogar von einer oft unvernünftigen Launenhaftigkeit sprechen, so daß es fragwürdig ist, worauf der Erfolg zurückgeführt werden soll.

Sobald man von Phantasie, Wille, Instinkt und ähnlichen Triebkräften spricht, leugnet man bereits den wesentlichen Anteil der Vernunft, ohne mit der Einführung solcher Worte an Klarheit zu gewinnen. Noch erstaunlicher ist die Umkehrung.

Die besten Wirtschaftswissenschaftler, die nicht allein alle Vorbedingungen zur Entwicklung eines Großunternehmens genau studiert haben und bis in die letzten Einzelheiten hinein das von der Vernunft geschmiedete Erfahrungswissen anwenden können, sondern die auch über die notwendige Erfolgsleidenschaft verfügen und in den vorgefundenen Umständen günstige Voraussetzungen zum Erfolg geschenkt erhielten, werden merkwürdigerweise fast niemals tatsächlich Großunternehmer.

Ein Unternehmen mag noch so sorgfältig und vernünftig durchorganisiert sein, es mag noch so vernünftig geleitet werden, es wird trotzdem keinen Bestand haben, wenn nicht etwas hinzukommt, was auch nicht durch ein Höchstmaß an vernunftsgemäßer und zielgerichteter Folgerichtigkeit ersetzt werden kann.

Wie oft haben wirklich kluge und gewissenhafte Leiter von Großunternehmungen, sorgfältig erzogene Erben mit den besten charakterlichen, wissenschaftlichen und konjunkturellen Voraussetzungen ihre Herrschaft abgeben müssen. Nachträglich werden natürlich immer Gründe hierfür gefunden. Man sagt, sie hätten eben kein Glück, oder man sucht nach neuen Anzeichen einer Unvernünftigkeit.

Dann drängt sich ein anderer an die Reihe. Er macht sehr viel falsch, er ist launenhaft, herrschsüchtig, manchmal tölpelhaft, oft mit schlechten Manieren, aber mit einemmal beginnt sich im Unternehmen neues Leben zu regen. An Vernünftigkeit steht er seinem Vorgänger bei weitem nach, ebenso an Vorbildung. Die meisten bedeutenden Gründer großer Wirtschaftsreiche stammen aus dem unteren Grenzbereich des Mittelstandes. Nur wenige von ihnen haben auf Universitäten studiert oder sich überhaupt zielgerecht mit einer Erziehung zur Vernünftigkeit vorbereitet. Erst ihre Nachkommen werden solcher Vorteile teilhaftig, um dann die Rolle von Nachkommen und nicht von Unternehmern zu spielen. Der Typ des Parvenus oder Emporkömmlings ist schöpferischer als die zielgerecht gezüchteten Vernunftwesen.

Wenn ich mit dem Gesagten eigene Erfahrungen wiedergebe, so bin ich mir sehr wohl der vielen Argumente bewußt, mit denen von Fall zu Fall meine Annahme zerpflückt werden kann. Ich erzähle auch nur deshalb von meinen Beobachtungen, weil ich ursprünglich selbst glaubte, daß bei rechnerischen Zielen der rechnerische Verstand im Bereich vernünftiger Folgerichtigkeit unbedingt ausschlaggebend sein müßte, und zwar um so mehr, als die großen Unternehmer sehr beleidigt sein würden, wenn ich ihre Vernünftigkeit persönlich anzuzweifeln versuchte. Je tiefer ich jedoch in das Getriebe der wirtschaftlichen und auch sonstigen Großunternehmungen hineinsah, desto größer war mein Erstaunen darüber, daß der Erfolg ganz andere Ursachen haben müsse, als die Fähigkeit zum bewußten, folgerichtigen Nachdenken.

Vernunft und Wissen sind so sehr Sache eines sozusagen untergeordneten Hilfsmittels, daß sie in der Praxis fast immer auf die ersten Mitarbeiter eines Chefs beschränkt bleiben. Tatsächlich ist es ein sehr verallgemeinerungsfähiges Bild, wenn die obersten Beamten sich ihrem Herrn gegenüber hinsichtlich der Anwendung der Vernunft überlegen glauben und mit dem Gedanken spielen: Wenn ich der König wäre! Nur die Einsichtigen unter ihnen erkennen bei ihrem Herrn eine Art Sonderbegabung, einen Instinkt, eine nachtwandlerische Sicherheit oder irgendein ähnliches undefinierbares Moment an, um seinen Vorrang vor sich und anderen zu rechtfertigen. Der Chef, der eigentlich alles falsch macht, und von dem man nur nicht begreift, daß er überhaupt so viel Erfolg finden konnte, ist eine altbekannte Erscheinung.

Sobald ein Chef gestürzt wird, dann ist es leicht, dies mit einer seiner vielen Dummheiten zu begründen, aber so lange er das Leben meistert oder sogar neue größere Erfolge findet, bleibt die Rätselhaftigkeit bestehen.

Das Geheimnis liegt darin, daß die Vernunft offenbar nichts mit dem Schöpferischen zu tun hat. Am sinnfälligsten wird diese Behauptung bei einer Beobachtung der Künstler, deren Leistungsfähigkeit nur noch sehr wenig mit dem Grad ihrer Vernunft gemessen werden kann. Niemand wird erwarten, daß ein hochmusikalischer Mensch auch ausnehmend klug ist. Die Allgemeinheit urteilt sogar — mit zweifelhaftem Recht — daß die Fähigkeit des folgerichtigen, bewußten Denkens geradezu kunstfeindlich sei. Logik als Hilfsmittel der Kunst ist ein Unding. Diese harte Formulierung mag bestritten werden, aber es bleibt die Überzeugung, daß die künstlerische Betätigung mehr aus dem Bereich des Unterbewußten dirigiert wird, und daß kein Kunstwerk bewußt ausgedacht werden kann.

Danach wird man dem eigensüchtigen und scheinbar nur materiell interessierten Unternehmer auch eine Art Künstlertum zugestehen müssen, das sich der ratio entzieht. Die Vernunft ist sogar in ihrem ureigensten Bereich, das heißt in der

Wissenschaft, ohne Gestaltungskraft, wenn sie auf eigene Mittel angewiesen bleibt. Als Beispiel mag die Arbeitsweise eines forschenden Mathematikers dienen, der ja das Vernunftwesen höchster Züchtung darstellt, auch wenn seine Triebziele zumeist mehr geistiger als materieller Natur sind.

Der Mathematiker benötigt die strengste Folgerichtigkeit. Seine fehlerfreien Ergebnisse sind unerschütterlich und unwandelbar in allen Zeitläuften. Und trotzdem gelingt es ihm nicht, durch bewußtes Kombinieren mit Elementen seines Besitzes an Wissen neue Vorstellungen zu bilden und in Neuland vorzudringen. Er ist auch bei dem nüchternsten Operieren mit Zahlen von sogenannten Einfällen abhängig, die ihm erst ganz neue Aufschlüsse ermöglichen. Diese Einfälle sind nicht mit Mitteln der Vernunft zu konstruieren. Auch die größte Energie und die härteste Folgerichtigkeit können keine Einfälle erzwingen. Sie kommen von ungefähr aus dem Bereich des Unbewußten wie ein Geschenk des Himmels.

Dann erst tritt die Vernunft in Wirkung. Sie prüft den Einfall auf seine Verwendungsfähigkeit. Oft genug taucht der Einfall wiederholt auf, ohne daß die Vernunft eine Verwendungsmöglichkeit sieht. Manchmal erkennt die Vernunft erst sehr viel später, daß der Einfall hellsichtiger als die kritisierende Vernunft war. Wie dem auch sei, es ist jedenfalls gewiß, daß sogar der Mathematiker ohne die Hilfe aus dem Unterbewußten nicht eigentlich schöpferisch tätig sein kann. Seine Vernunft dient ihm lediglich dazu, alle vom Himmel geschenkten Einfälle zu kritisieren, die guten von den wertlosen zu trennen und das Geeignete in das bewußte Denkgebäude einzufügen.

Bei dem Künstler spielt die Vernunft eine gleichartig wichtige Rolle. Der Künstler ist ein Mensch, bei dem die Einfälle besonders häufig und oft kettenweise aus dem Reich des Unbewußten in das Licht der kritischen Vernunft treten. Ein Musiker, der komponiert, ein Maler, der vor der Natur schafft, oder ein Schriftsteller, der Bilder des Lebens gestaltet, hat gelegentlich sehr deutlich das Gefühl, mit seiner Vernunft ganz abwesend

zu sein. Er glaubt nicht mehr, daß er selbst die Noten schreibt, den Pinsel führt oder Geschehnisse gestaltet. Ab und zu kehrt er wohl zum bewußten Denken zurück, um das Erreichte zu kritisieren, aber wenn die schöpferische Spannung nicht nachläßt, dann übernimmt wieder der Geist des Unbewußten die Hand mit dem Gerät und setzt die Kette der Einfälle fort.

So jedenfalls verhält es sich bei echten Künstlern. Solchen, die mehr mit bewußtem Denken und handwerklicher Routine arbeiten, kann man das auch immer an den Werken ansehen. Ohne Einfälle bleibt das größte technische Können unfruchtbar. Die Vernunft ist unschöpferisch. Sie kann nur kritisieren, und das Erfahrungswissen hilft lediglich dazu, die schöpferischen Einfälle auszuwählen.

Nun gibt es Künstler, die zwar viele schöpferische Einfälle haben, aber nur über eine ungenügende Vernünftigkeit verfügen. Das kommt sogar sehr oft vor, denn ein Übermaß an bewußter Denkfähigkeit versperrt sehr vielen schöpferischen Ideen das Einfallstor. Gelegentlich kann man beobachten, daß viele Künstler ihre besten Einfälle nicht erkennen, oder daß sie sie verkitschen. Sie wissen oft selbst nicht, was an ihren Arbeiten gut oder schlecht ist, und sie fühlen sich daher auf die Hilfe betreuender Kritiker angewiesen. Eigentlich kann kein Künstler die Hilfe freundschaftlicher Kritik gänzlich entbehren. Man erkennt daran nicht nur die Tätigkeit der Vernunft als Sichtungsmittel, sondern auch, daß die schöpferische Leistung ziemlich unabhängig von der Vernunft sein darf. Die Vernunft kann teilweise von außen her ersetzt oder ergänzt werden, die Eingebung nie.

Wenn ich das Gefühl des Künstlers während seiner schöpferischen Tätigkeit mit dem Bilde geistigen Geführtseins durch unbekannte Kräfte zu schildern versuchte, so darf dies nicht an spiritistische Vorstellungen erinnern. Es hat überhaupt noch keinen Zweck, über das Jenseits der Welt des bewußten Denkens sich Ansichten zurechtzulegen. Es handelt sich vorläufig nur darum, den Bereich der Vernunft abzugrenzen. Aber das Bild

des Rollentausches beim Künstler hat eine sehr interessante Folgerung, die jeder Beobachter schon hundertfach gemacht haben wird.

Nicht nur viele Künstler, sondern auch schöpferische Großunternehmer, politische Machthaber oder sonstige bedeutende Menschen, die sich durch ihre Leistungen einen weittragenden Ruf geschaffen haben, und die dem Beobachter persönlich — auch im Bilde — unbekannt sind, erwecken trotzdem — eben durch ihre Leistungen — eine bestimmte Vorstellung von ihrem menschlichen Wesen.

Denke ich z. B. an einen Schriftsteller, der mir nur aus zarten lyrischen Gedichten und kleinen Skizzen bekannt ist, so stelle ich mir vermutlich einen schmalen, feingliedrigen und körperlich wenig widerstandsfähigen Menschen vor. Oder ich habe von einem der Machthaber der Wirtschaft gehört, der mit bewunderungswürdiger Kühnheit die größten Konzerne zusammenpreßt und Zehntausende von Arbeitern nach einem riesenhaften Ziel ausrichtet.

Nun lerne ich die beiden persönlich kennen. Der lyrische Schriftsteller ist dann vielleicht ein robuster Bauernbursche, der rücksichtslos durchs Leben stampft und von seinen zarten Gedichten wie von profanen Lohnarbeiten spricht. Der Wirtschaftsgewaltige entpuppt sich dagegen als ein schmächtiges Männchen mit roten Bäckchen, das mit dünner Stimme freundliche Belanglosigkeiten vorbringt.

Man kann für die Praxis mit großer Zuverlässigkeit annehmen, daß die Vorstellungen, die man sich von einem schöpferischen Menschen nach seinen Leistungen macht, niemals mit den persönlichen Eindrücken übereinstimmen.

Die Begründung hierfür scheint mir darin zu liegen, daß ich mit dem äußerlichen Menschenbild nur die Ausprägung seines bewußten Denkvermögens erlebe. Ich könnte sagen: der Mensch, der jetzt vor mir steht, ist ja gar nicht das Wesen, das für die schöpferischen Einfälle verantwortlich ist, sondern nur der Sachwalter innerhalb der Welt des bewußten Denkens.

Erst bei näherer Bekanntschaft pflegt man dann gelegentlich Spuren von dem Menschen zu entdecken, den man sich nach den Leistungen vorgestellt hat. Das kann aber Selbsttäuschung sein.

Sehr oft sind schöpferische Menschen schlechte Interpreten ihrer Schöpfungen. Auch dies hängt mit der Zwitterhaftigkeit des Einzelwesens zusammen. Oft sind die bedeutendsten Industrieführer von ihren vernünftiger gezügelten Mitarbeitern geradezu abhängig, ohne doch ersetzt werden zu können.

Merkwürdig ist es weiterhin, daß man sich hochgezüchtete Vernunftwesen ohne ausgesprochen neuschöpferische Fähigkeiten zumeist einigermaßen richtig vorstellt, so daß man bei persönlicher Bekanntschaft nicht enttäuscht ist. Ihre Geistigkeit prägt sich viel stärker in Äußerlichkeiten mit einer größeren Übereinstimmung von Geist und Körper aus. Ihr Handeln wird mehr von einem methodischen Denken dirigiert, wie dies bei wissenschaftlichen Arbeiten zumeist notwendig ist. Je stärker jedoch die Leistungen auf Einfällen beruhen, je neuschöpferischer und origineller die Taten eines Menschen sind, desto auffallender ist der Unterschied zwischen der sinnlich wahrnehmbaren Persönlichkeit und dem Bilde, das man sich vorher von dem Geist in Menschengestalt gemacht hat.

Diese Beobachtungen entbehren gewißlich der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit. In der Praxis lassen sich nur selten Paradebeispiele verallgemeinern, und deshalb möchte ich den Leser bitten, sie als Anregungen für eigene Erlebniskontrollen zu bewerten.

Nur einen Punkt möchte ich als gesichert festhalten, und zwar die Überzeugung, daß das bewußte Denken, d. h. der Gebrauch der Vernunft niemals schöpferisch, niemals gestaltend und niemals ursächlich sein kann, sondern ausschließlich selektiv. Keine Tat läßt sich errechnen, sie läßt sich höchstens nachrechnen und somit angenähert wiederholen.

Der Raum des bewußten Denkens ist sehr klein, viel kleiner, als sich die Menschen eingestehen wollen. Aber es ist der ein-

zige Raum, in dem ein Wissensbesitz als gesichert gelten kann. Wer sich nicht in Phantasien und in Wandelbarkeiten verlieren will, darf diesen kleinen Raum nicht verlassen. Der Forscher muß sich nur der Kleinheit des Raumes bewußt werden und dann untersuchen, was in ihm an Erscheinungen aus dem jenseitigen Raum des Unbewußten als dauernder und unzerstörbarer Wissensbesitz gesichert werden kann, zu dem alleinigen Zweck der Erhöhung unserer Kritikfähigkeit.

Es ist zu erwarten, daß sich die erhöhte Kritikfähigkeit dann auch bei der Bereinigung schöpferischer Einfälle günstig und damit fördernd auswirkt.

3.

Die Arbeitsweise der Vernunft

Die Vernunft handelt wie ein Anwalt, dem von einem Mandanten ein Ziel mit der Bitte um Hilfestellung vorgelegt wird. Sie prüft das Ziel auf Zweckmäßigkeit und Erreichbarkeit, aber sie betrachtet das Ziel nicht als eigene Sache, sondern nur als einen Auftrag.

Meldet sich z. B. der Einfall einer bestimmten Moralidee aus dem Bereich des Gemütslebens einer Gemeinschaft, dann kann die Vernunft beauftragt werden, eine folgerichtige Formulierung dafür zu finden, Propagandamaterial aus dem Erfahrungswissen zu beschaffen oder die Idee nach eigenen Gesichtspunkten zurechtzustutzen. Die Anwaltschaft der Vernunft befreit den Einfall von Bestandteilen, die nicht in die gesetzliche Ordnung der Vernunft passen, ergänzt ihn mit logischen Folgerungen und macht ihn dadurch diskussionsfähig. Ein Anwalt ist jedoch niemals die Ursache eines Auftrages, sondern immer der Vertreter fremder Interessen. Die Trennung bleibt sogar dann bestehen, wenn ein Anwalt sich einmal persönlich in einen Prozeß verwickelt sieht, oder wenn die Vernunft sich selbst zu verteidigen bemüht ist, denn auch hier muß man den Selbstzweck der Vernunft als Anlaß von der Vernunft als Mittel zum Zweck unterscheiden.

Die Vernunft steht gewissermaßen allen Privatinteressen ganz unparteiisch so weit zur Verfügung, wie diese sich den gegebenen Spielregeln unterwerfen.

Woher die Einfälle kommen, die an den Anwalt herangetragen werden, das entzieht sich dessen Urteils- und Ein-

flußbereich. Er kann ablehnen oder durch Umformungen helfen, und damit ist seine Tätigkeit begrenzt.

Ein tüchtiger Anwalt hat nun die Gewohnheit, sich mit seinem Auftraggeber zu identifizieren. Er vertritt seinen Mandanten mit so starker Überzeugung, als ob er selbst für den Einfall, d. h. für den Anlaß verantwortlich sei. Er tut gewissermaßen so, als ob er die Angelegenheit aus sich selbst heraus aufgegriffen haben würde, und zwar aus Gründen des Selbstzwecks der Gerechtigkeit, d. h. in diesem Falle um des Ansehens der Vernunft willen.

Schließlich weiß die Vernunft gar nicht mehr, daß sie nur Beauftragte ist, und glaubt, selbst Schöpfer des Anlasses zu sein. Es ist ein sehr verhängnisvoller Irrtum der Vernunft, Grundursachen zu diskutieren, die jenseits einer anwaltlichen Praxis liegen. Die Vernunft beginnt mit einer undeutlichen Abgrenzung ihres Urteilsbereichs sich selbst zu betrügen und ein Wissen als zuverlässig auszugeben, das durchaus zweifelhaft bleiben muß.

Der Anwalt weiß viel zu wenig aus der Welt seines Mandanten, um Irrtümer ausschließen zu können, und er glaubt, eine logische Folgerung zu sehen, wo in Wirklichkeit Triebursachen angenommen werden müssen. Dieser Mißbrauch der anwaltlichen Tätigkeit der Vernunft, die schließlich das ganze Dasein in den Zwang einer Gesetzmäßigkeit bringen möchte, hat letzten Endes alle Philosophie ohne dauerwertige Ergebnisse ausklingen lassen.

Es sind zwei sehr scharf unterscheidbare Welten: die Welt der Vernunft mit ihrer gesetzlichen Ordnung, und die Welt der Ursachen jenseits der Begreifbarkeit.

Eine Moralidee kann durch die Vernunft zu einem Moralgesetz werden, aber trotzdem bleibt der Ursprung jenseits aller Vernünftigkeit. Viele Anwälte glauben, daß die ihnen geläufige Gesetzmäßigkeit überall im Universum gültig sei, und daß ihr Ordnungssinn von allen Menschen geteilt wird. Tatsächlich ist es aber nicht der Fall, und im praktischen Leben

wird sogar die Zweckmäßigkeit und Unbeirrbarkeit eines Gesetzbuches sehr oft angezweifelt.

Mit diesem Gleichnis kann man abmessen, welcher Unsinn bei Reisen der Vernunft in fremden Gebieten zusammengetragen worden ist. Der Versuch, alle Erlebnisse und Lebensbedingungen der Vernunft zu unterwerfen, muß zur Lüge, zum Selbstbetrug oder zur Katastrophe führen.

Man hat Worte wie Gut und Böse, Tugend und Sündigkeit sowie viele andere Werturteile vernünftig zu begründen versucht, aber man hat dabei vergessen, daß man sie zwar vernünftig vertreten, jedoch niemals ihre Ursache mit der Vernunft begründen kann.

Infolgedessen hat die Vernunft stets nur zwei Ergebnisarten bei der Aufstellung von Gesetzen für die Welt der Ursachen ermöglicht. Entweder stellte sie festgefügte Häuser auf einen schwankenden Boden, so daß sie trotz eines ungeheuren Materialaufwandes keinen Bestand hatten und immer wieder neu aufgebaut werden mußten, oder aber der Philosoph resignierte wie Laotse und Epikur mit einer Absage an alle ethischen Träume.

Eine anwaltliche Tätigkeit ist nicht um ihrer selbst willen ursächlich denkbar. Sie muß von außen her mit Material ernährt und am Leben erhalten werden. Die Theorie, das ganze Leben einer Gesetzmäßigkeit unterworfen zu haben, muß zwangsläufig eine Leblosigkeit ergeben, die zu dem letzten Vernunftsschluß des „Nichthandelns“ abgleitet. Das ist der Selbstmord der Vernünftigkeit.

Die Welt der Vernunft wird aus der Welt der Unvernünftigkeit, d. h. aus dem Bereich der schicksalhaft gegebenen Einfälle und Erlebnisse letzthin unbekannten Ursprungs ernährt. Sobald die Vernunft diese Ernährungsquelle mit eigenen Mitteln ersetzen zu können glaubt, verzehrt sie sich selbst. Es ist kennzeichnend, daß die Absage des Laotse an die Ungereimtheit des Lebens die einzige Anschauung ist, die mit Mitteln der Vernunft nicht widerlegt werden kann. Doch unser Gefühl

sträubt sich dagegen, und da die Vernunft ganz allgemein nur einen sehr geringen Wirkungsanteil am Leben hat, sind diese letzten Erkenntnismöglichkeiten oder Formulierungen der Vernunft für die Allgemeinheit wirkungslos geblieben. Das Leben richtet sich sehr wenig nach Vernunftsschlüssen, wenn diese das triebbestimmte Ausleben zu verhindern suchen.

Die Vernunft hat erst dann ein Lebensrecht, wenn sie keinen Selbstzweck mehr beansprucht und sich auf die bescheidenere Tätigkeit eines Anwaltes beschränkt.

Es hat viele Menschen mit hochgezüchteter Vernunft gegeben, die eine Weltordnung aufstellten, ohne daß ihre Theorien mit Mitteln der Vernunft zu erschüttern gewesen wären. Es ist für viele Nachdenkliche bis heute ein dauerndes Rätsel gewesen, warum denn niemals eine vernünftige Ordnung der menschlichen Gemeinschaften in die Praxis umgesetzt werden konnte.

Auch solche Versuche kennzeichnen die Vernunft auf Irrwegen. Ein Anwalt, der nicht darauf wartet, daß ihm seine Aufgaben vom Leben gestellt werden, sondern der selbst das Leben konstruieren will, wird sich sehr bald übergangen fühlen. Das Leben verlangt seine Hilfe, aber kein Mandant sieht sich veranlaßt, die eigene Selbständigkeit aufzugeben. Einfälle lassen sich kritisieren, korrigieren oder ablehnen, aber sie lassen sich nicht ersetzen oder in ihrer Gesamtheit als überflüssig betrachten.

Zuerst ist die Problematik des Mandanten da, und dann erst der Anwalt, aber nie umgekehrt, so sehr auch der Anwalt seinen Lebensanteil zu erweitern sucht. Dehnt er seinen Einfluß allzusehr aus, dann bleiben die Mandanten weg und begeben sich zu einem Anwalt, der weniger Vorschriften macht und mehr in der Praxis hilft, selbst wenn es dann nur ein Winkeladvokat, d. h. eine Pseudovernunft ist.

Weltanschauungen werden nicht von der Vernunft geboren, sondern höchstens von ihr bereinigt und geordnet.

Die Welt der Vernunft ist streng abgegrenzt. Die Welt der Ursachen liegt außerhalb der vernünftigen Begreifbarkeit. Das

Gleichnis des Anwalts gestattet jedoch eine gewisse Raumausweitung.

Wenn ein Mandant mit wirtschaftlichen Plänen oder mit einer Zivilklage zu seinem Anwalt kommt, dann bringt er ihm ungeordnetes Material, das der Anwalt sichten und für seine Welt zurechtschneiden muß, bis er das Ziel der juristischen Klarheit erreicht. Genügt das Material diesem Ziel, so wird es auch unangreifbar vertreten werden können. Der Fall bildet dann für die Welt der Vernunft kein Problem mehr. Solche Klarheit mag allerdings nur selten erreicht werden, und es bleibt auch fraglich, ob von dem Anwalt des Gegners oder von dem zuständigen Richter als Vertreter einer Allgemeinheit die Argumentierung verstanden wird. Selbst mathematische Sätze werden oft wegen unzureichender Vernünftigkeit mißachtet, obwohl es hierbei keine Strittigkeiten geben sollte.

Genügt dagegen das Material des Mandanten dem Anwalt noch nicht, dann kann er Fragen stellen und Ermittlungen einleiten, um den Ursachen des Problems näherzukommen zu suchen. Vielleicht kann der Anwalt mit eigenen Erfahrungen einige Ergänzungen zur Erhellung des Tatbestandes vornehmen, aber bei allen neuartigen Dingen, die in seiner Praxis noch nicht gleichartig bearbeitet wurden, ist er auf seinen Mandanten oder auf sonstige Auskunftsquellen angewiesen. Wesentliche Antworten auf seine Fragen kann er nie selbst geben. Verweigert ihm der Mandant weitere Auskünfte, dann bleibt der Fall ungeklärt.

Ebenso verhält es sich mit der Vernunft.

Wird ihr ein Einfall vorgelegt, dann kann sie nötigenfalls weitere Fragen stellen. Vielleicht regt sie damit neue Einfälle an. Erzwingen kann sie das jedoch nicht. Sie kann oft sehr verschiedenartige Fragen zur Auswahl stellen, sie kann sich an mögliche Antworten herantasten, aber von sich selbst aus kann sie nur alte Erfahrungswerte beibringen, und wenn diese nicht anwendbar sind, dann ist auch das Problem nicht zu lösen.

Es ist eine allgemein bekannte Erscheinung, daß die Vernunft zu grübeln beginnt und um einen Einfall ringt. Mandanten sind selbstherrlich. Sie geben, wenn es ihnen gerade paßt, und sie schweigen, wenn es ihnen gut dünkt. Sie sind launenhaft, und wenn sie in die Enge getrieben werden, dann schweigen sie erst recht verstockt.

Es hängt nie allein von dem Anwalt ab, ob er tiefer in die Welt seines Mandanten eindringen kann, zumal der Mandant ja kein Geschöpf der anwaltlichen Welt ist. Es ist für die Vernunft sehr schwer, aus der Herkunftswelt der Einfälle mehr herauszuholen. Jeder neue Einfall muß wie ein Geschenk des Himmels betrachtet werden, wenn er eine erlösende Klarheit bringt. Immerhin kann eine geschickte Vernunft die Aufnahmefähigkeit für Einfälle etwas erhöhen. Im wesentlichen bleibt sie jedoch auf die Einfallsfreudigkeit der jenseitigen Welt angewiesen.

Nehmen wir an, daß die Geschicklichkeit des routinierten Anwalts ein wertvolles Quantum neuen Materials aus seinem Mandanten herausgeholt hat. Manche Mandanten überstürzen sich mit Angaben, wenn sie erst einmal in einen Redefluß gelangt sind. Dann darf der Anwalt trotzdem nicht vergessen, daß er niemals an die letzten Ursachen gelangt, und daß er aus der ihm stets unbekannten Welt des Mandanten nur das Material begreift, das für seine anwaltliche Anschauungsweise geeignet ist.

Auch die Vernunft kann aus den von irgendwoher kommenden Einfällen nur das als verwertbares Material sicherstellen, was vernünftig ist, d. h. den bisher gültigen Regeln der Vernunft entspricht. Unvernünftiges, so sehr es auch seiend genannt werden kann, ist nicht greifbar, nicht erfaßbar, sondern eben sinnlos. Die Vernunft kann sich sogar irren, denn sie übersieht ja nur den Bereich des Erfahrungswissens. Es kommt sogar oft vor, daß ein Anwalt die Verwendbarkeit der Aussagen seines Mandanten falsch einschätzt, weil die Sache neuartig ist.

Durch die einseitige Betrachtungsweise der Vernunft erfährt der Einfall sofort eine sehr wesentliche Veränderung. Der Anwalt pflegt die Aussagen seines Mandanten auszusieben, und auch die Vernunft ist ein Sieb, das nur solches Material durchläßt und sicherstellt, mit dem sie operieren kann oder zu operieren gewöhnt ist.

Die Gesetze der Vernunft gelten nur in dem kleinen Raum der Vernunft. Außerhalb dieses Raumes ist keine vernunftsgemäße Ordnung erkennbar, und wenn es anders wäre, dann gäbe es keinen Gegensatz von Vernunft und Unvernunft.

Indessen gibt es viele Leute, die sich in ihrer Welt der Vernunft sehr wohl fühlen, und die deshalb annehmen, daß das Universum in ihrem Sinne vernünftig sei, d. h. ihren Gesetzen der Vernunft unterworfen wäre. Sie meinen, daß lediglich ihr Erfahrungswissen noch nicht ausreicht, um den Nachweis für diese Behauptung schlüssig zu führen. Ein solcher echt menschlicher Irrtum ist auch für mancherlei andere Anschauungen nachweisbar. Der eine glaubt an ein ethisches Urgesetz, der andere an eine Mechanik des All usw., und jeder projiziert damit seine eigenen Wünsche oder Ängste auf das Universum, das sich außerhalb des Geltungsbereiches von Formulierungen befindet. Er siebt seine aus dem Unbekannten kommenden Einfälle und Erlebnisse zweckgemäß aus, und siehe da: er findet so viele Anhaltspunkte für seine Wunschträume, daß er getrost in gleicher Richtung weiterforscht. Findet er Widersprüche und Ungereimtheiten, dann beschuldigt er die Unvollkommenheit seiner Sinnesorgane oder sonstige Umstände.

Da nur das Vernunftsgemäße einen befriedigenden Wissensbesitz darstellt, können auch nur vernunftsgemäße Bilder als anschaulich gelten. Nun hat die Mathematik in neuerer Zeit einen so weiten Vorstoß in das unbekannte Land der Ursachen unternommen, daß die gewonnenen Besitzwerte trotz ihrer Zuverlässigkeit keine Anschaulichkeit mehr haben. Eigentlich ist das immer so an den Grenzen der Vernunft, denn für Mathematiker bleibt wenigstens eine Art mathematischer Anschau-

lichkeit erhalten, und es ist noch nicht gesagt, daß nicht später mit einer Verallgemeinerung des neuen Wissens auch eine erhöhte populäre Anschaulichkeit verbunden werden kann.

Dieser Vorstoß der Mathematik ist insofern interessant, als dadurch in der Welt der unumstößlichen Vernunft ein Faktor scheinbar faßlich gemacht wird, der bisher den fundamentalsten Unterschied zu der unbekannten Welt der Ursachen ausmachte: der Faktor Zeit als Bestandteil eines Geschehens.

Ein Anwalt interessiert sich ausschließlich für Tatsachen, die feststehen. Zur Feststellung von Tatsachen benötigt er vielleicht einige Entstehungs- und Entwicklungsangaben, die aber immer nur die letzten illustrierenden Glieder einer Kausalkette unbekannter Herkunft sein können, und auch nur der Präzisierung des Tatbestandes dienen. Der Fluß und die ununterbrochene Weiterentwicklung von Ereignissen in eine Zukunft hinein, die gänzlich unvorhersehbare Zusätze einbezieht, hat mit seinem Tatwissen nichts zu tun.

Der Anwalt hat ausschließlich mit vergangenen Dingen zu tun, die er gewissermaßen aus dem Fluß der Zeit herausreißt, isoliert und bildhaft erstarren läßt.

Die Vernunft kann kein lebendiges Material verarbeiten. Unter ihren Händen geht die Lebendigkeit verloren, und es bleiben nur tote Bilder, die bei Analogien gelegentlich auf das fortbestehende Leben Einfluß gewinnen können, aber auch nicht aus eigenem Willen, sondern nur bei neuen Aufträgen.

Aller Wissensbesitz der Vernunft ist so tot wie ein Werkzeug in der Schublade eines Technikers. Es kann sich selbst nicht wieder in einen Lebensprozeß einschalten, sondern es muß warten, bis ein neuer Einfall das Wissen aufgreift und damit zu einer genau dem Gleichnis des Werkzeuges entsprechenden Hantierung anregt.

Wenn die moderne Mathematik auf Kosten der Anschaulichkeit in dem Grenzbereich der Vernunft auch die Dynamik mit dem Faktor Zeit in ihren Betrachtungsraum hereinzieht, dann enthüllt sie scheinbar die Lebendigkeit der unbekannten

Welt. In Wirklichkeit gewinnt sie nur tote Spuren der Zeit, und sie entkleidet sie ihres Zusammenhanges mit Unvorhersehbarkeiten. Eine nach einer Uhr gemessene Zeit ist unlebendig. Die erstarrte Zeit erweitert sehr wohl unser Instrumentarium, aber sie hat demgemäß auch kein Eigenleben mehr, sondern wird zum Werkzeug.

Dagegen ist die Welt der Ursachen lebendig. Der Raum außerhalb aller Vernunft ist volle Wirklichkeit. Der Wissensbesitz der Vernunft ist immer nur ein totes Abbild, eine Spur oder ein Gleichnis des wirklichen Lebens.

Sobald sich die Vernunft lebendiger Tatsachen bemächtigt und diese ihrer Gesetzmäßigkeit zwecks Faßbarkeit unterwirft, löst sich das Abbild von der Wirklichkeit. Das Leben geht weiter, und nur eine Photographie bleibt als Dauerbesitz bestehen.

Die genannten Einschränkungen des Gebrauchs der Vernunft rechtfertigen noch keine Resignation. Es ist nur wichtig zu wissen, welcher Art das erreichbare Wissen ist, und wie weit das Forschungsziel gesteckt werden darf.

4.

Daimon

Es ist zweckmäßig, das Bild der Doppelnatur des Menschen noch ein wenig weiter auszumalen, denn das Verständnis der weiteren Schritte hängt sehr davon ab, ob die Eigentümlichkeit der Unvernünftigkeit des schöpferischen Wesens ganz und gar begriffen wird.

Wenn man eine Reihe bedeutender Menschen der Geschichte genauer und ohne alle Voreingenommenheit der Verehrung oder Abneigung betrachtet, dann wird es unabweisbar, daß der sichtbare Mensch mit den historischen Leistungen nicht nur nicht übereinstimmt, sondern häufig sogar in einem Widerspruch steht.

Man weiß von Bismarck, daß er in persönlichen Dingen sehr kleinlich war. Man hat dies als Schwäche eines großen Mannes entschuldigt, aber das täuscht nicht über den Widerspruch hinweg.

Friedrich der Große war doch sicherlich ein außerordentlich bedeutender Mann. Prüft man jedoch genau nach, was er gesagt und geschrieben hat, und unterwirft man sein persönliches Verhalten einer harten Kritik, dann entdeckt man zur größten Überraschung, daß der unbestreitbar große Geist mit seinen gewaltigen schöpferischen Leistungen in der sichtbaren Welt durch einen geistig recht wenig bedeutenden Menschen vertreten wurde, der weder die deutsche noch die französische Sprache zuverlässig beherrschte, und der auch sonst wenig dem Ideal an Rechtlichkeit und Tugend entsprach, das auf ihn zurückgeht.

Von Kaiser Wilhelm dem Großen hat wohl noch kein Geschichtsschreiber behauptet, daß er ein im Gebrauch der Vernunft besonders geübter Mensch gewesen sei. Trotzdem ist er unstreitig der Schöpfer eines neuen Reiches geworden. Sein Enkel war dagegen sehr viel intelligenter, was seine Umgebung wiederholt bestätigt hat, ohne daß solche Zeugnisse die allgemeine Anschauung von seiner Unzulänglichkeit beeinflußten, weil er kein Glück hatte.

Washington wurde ein Nationalheros, aber wenn man die Berichte über seine merkwürdige Eitelkeit, seine keineswegs ruhmreichen Kriegstaten oder seine unschöpferischen Reden liest, dann fragt man sich verwundert, worin eigentlich seine unzweifelhaft große Wirkungskraft beruht haben mag. Alexander der Große, der sich allen Ernstes in die Rolle eines Göttersohnes einzuleben suchte, kann auch nicht als überragendes Vernunftwesen für seine bewunderungswürdigen Taten verantwortlich gemacht werden. Ein Sun Yat-sen verliert mit seinen Worten und Taten im grellen Licht rationalistischer Kritik erheblich an Bedeutung, ohne daß ihm der Ruhm eines großen Erneuerers geschmälert werden darf.

Wenn die Verehrung der großen Geister nicht die objektive Geschichtskritik behindert, dann wird dem nüchternen Forscher auf der Suche nach Beweisen ungewöhnlicher Verstandeskräfte immer wieder klar: die Menschen, die wir mit unseren Sinnesorganen begreifen und deren logischen Verstand wir prüfen können, sind gar nicht die wirklichen Urheber des schöpferischen Geschehens. Hinter ihnen steht ein geheimnisvolles Wesen, das sich des sichtbaren Menschen als Instrument bedient. Die sichtbaren Menschen wissen oft selbst nicht, in wessen Dienst sie handeln. Vielleicht glauben sie an eine eigene Klugheit, aber wenn das *geistige* Wesen hinter ihnen sie einmal verläßt — man kann das häufig beobachten — dann erleben sie auch die Geringwertigkeit ihrer vordem selbstbewußten Vernunft.

Man könnte sagen, daß der Erfolg auf Erden überhaupt nicht auf eine unbekannte Geistigkeit zurückgeführt zu werden braucht, und daß alles Zufall oder Schicksalhaftigkeit sei. Damit ist jedoch die Tatsache unvereinbar, daß einige bedeutende Menschen längere Zeit hindurch ungewöhnliche Wirkungen ausstrahlten. Wenn sich ein günstiger Zufall oder ein erfolgbringendes Schicksal offensichtlich wiederholt und längere Perioden hindurch an eine bestimmte Person heftet, dann bleibt die gleiche Rätselhaftigkeit erhalten.

Die gewissenhaften Literaten neigen stets dazu, mit ihrer Kritik das Bedeutende in menschliche Kleinheit zurückzuführen. Das ist keine Boshaftigkeit oder Sensationsgier und keine Unfähigkeit der Erkenntnis, sondern das beruht eben darauf, daß das Bedeutende im Licht der Vernünftigkeit oft nicht mehr bedeutend ist, sondern an menschliche Widersprüche gebunden zu sein scheint.

Man kann die Sache auch umkehren. Eine Vernünftigkeit, die nicht angezweifelt werden kann — wie sie als eine Hochzüchtung des Intellektualismus vorkommt — ist merkwürdig wirkungsarm und bleibt fast immer auf die enge Welt der Intelligenz beschränkt. Deshalb spielt sich das Leben der Wissenschaft und des kritischen Literatentums so auffallend jenseits des Weltgeschehens ab. Die Unfruchtbarkeit der Verstandesmenschen und ihres besseren Wissens ist geradezu typisch. Anderenfalls wäre es doch komisch zu nennen, daß die vielen überaus klugen und belesenen Historiker, Zeitungsreferenten, Wirtschaftstheoretiker und mannigfaltigen Federfuchser, die die aktiven Menschen unter die Lupe nehmen, sie vollständig ausdeuten wollen, über falsch und richtig, gut und böse oder nach sonstigen Maßstäben entscheiden und damit eine gewaltige geistige Überlegenheit behaupten, ihrerseits selbst recht wenig Bewegung verursachen und kaum Gelegenheit finden, ihrem Besserwissen den Beweis der positiv wirkungsstärkeren Taten zu gewähren. Die Vernünftigkeit, die ein Hilfsmittel der Tat sein kann, ist nun einmal um ihrer

selbst willen nur eine rein theoretische und niemals lebensanregende Angelegenheit. Deshalb ist die Prüfung der Verstandeskräfte eine Sache, aus der nur mit größter Vorsicht Folgerungen gezogen werden sollten.

Wenn ich einen Menschen persönlich kennenlerne, dann muß ich mir darüber klar sein, daß mir sein erkennbares Charakterbild noch sehr wenig Anhaltspunkte für sein schöpferisches Leistungsvermögen gibt. Das betrifft nicht nur unmittelbar die Symptome seiner Verstandeskräfte. Es gibt besondere Formen der Unvernünftigkeit, die sich in Boshaftigkeit, Eitelkeit, Pedanterie und vielartigen asozialen Eigenschaften ausdrücken. Auch diese Besonderheiten lassen keinerlei Rückschlüsse auf seine etwaige schöpferische Wirkungsweise zu. Oft genug können wir in der Praxis den Geist beobachten, der stets das Böse will und doch das Gute schafft. Es gibt Künstler und Erfolgsmenschen, die charakterlich geradezu abscheulich empfunden werden und für die Menschheit trotzdem wertvoll waren.

Immer wieder drängt sich bei der Beurteilung von Menschen die Notwendigkeit auf, zwischen dem erkennbaren, sozusagen diesseitigen Menschen und dem hinter ihm ahnbaren *geistigen* Wesen streng zu unterscheiden. Demnach ist es gar nicht ausgemacht, daß ein bösartiger und uns persönlich denkbar unsympathisch anmutender Mensch nicht doch noch einmal durch die nachklingende Wirkung seiner Taten als ein leuchtendes Vorbild in die Geschichte der Menschheit eingeht.

Die Nachwelt urteilt mehr nach den Folgen von Geschehnissen, und das ist der Grund dafür, warum die Geschichte so viele Heroen kennt, die in der Gegenwart nicht ihresgleichen haben. Man mag zugeben, daß dem Geschichtsforscher ein Idealisierungsbestreben innewohnt, weil dies ein bequemes Mittel ist, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sinnfällig zu vereinfachen. Jede Schwarzweißmalerei der Geschichte bedingt Heroen, doch der Hauptgrund liegt offensichtlich in der Befreiung von den kleinen Menschlichkeiten, die mit der irdischen

Person einer geschichtlichen Figur begraben werden und dadurch den Blick auf den schöpferischen Hintergrund freigeben.

Es hat objektivierende Geschichtsschreiber gegeben, die um der Treue ihrer Berichte willen nach den menschlichen Schattenseiten ihrer Helden geradezu gesucht haben, aber es ist ihnen nicht gelungen, die Bilder kleiner Menschen mit dem Schöpfer großer Taten in Übereinstimmung zu bringen. Das geht deshalb nicht, weil die beiden Wesen sogar in der Gegenwart nicht in Übereinstimmung gebracht werden können.

Die intellektuelle Gegenwart weigert sich immer, in einem Erfolgsmenschen eine historische Größe, z. B. im Vergleich mit Cäsar, Goethe, Leonardo usw. anzuerkennen, und zwar deshalb, weil sich ein solches Bild nicht mit der irdischen Person verträgt, die wegen ihrer unvermeidlichen allmenschlichen Schwächen niemals eine Einheit mit dem reinen schöpferischen Geist gestattet.

Das größte Beispiel, das hierfür — mit einiger Scheu — gewählt werden kann, ist die Figur Christi. Wer ein lebenswahres Bild des auf Erden wandelnden Menschen zeichnen will, muß es aus menschlichen Schwächen zusammensetzen. Andernfalls wäre es kein Mensch. Die schöpferische Größe Christi ist jedoch mit dem Bild eines kleinen Menschen unvereinbar, und daran wird es deutlich, daß der Christus, den wir uns heute nach der Gewalt seiner Wirkung vorstellen, ein rein geistiges Wesen war, das hinter dem Menschen stand und sich des Menschlichen wie eines irdischen Vermittlungsinstrumentes bediente.

So weit die Geschichtsforschung das Dunkel jener Zeit erhellt hat, müssen wir die Existenz eines Menschen Christus als gesichert ansehen. Er ist keine Phantasiefigur, und wenn wir uns nicht in religiöse Schwärmerei verlieren wollen, dann sind die Voraussetzungen des allgemein Menschlichen unvermeidbar. Tatsächlich löst die Unterscheidung zwischen dem erkennbaren Menschen und dem dahinter stehenden Wesen,

das nur im Spiegel schöpferischer Wirksamkeit geahnt werden kann, viele Rätselhaftigkeiten seines irdischen Daseins.

Der zeitgenössische jüdische Chronist meldet überhaupt nichts von ihm. Trotzdem möchte man annehmen, daß ein göttlicher Mensch von dem Ausmaß unserer heutigen Anschauungen bei seinem öffentlichen Auftreten gar nicht übersehen werden konnte. Man sagt, daß zu seiner Zeit viele Propheten aufgetaucht seien, aber sollte die Einmaligkeit Christi nicht doch die unmittelbare Umwelt haben aufhorchen lassen?

Diese Betrachtungen können nicht als wissenschaftlich gelten, denn dazu fehlen viele zuverlässige Voraussetzungen, aber auch das Leben Christi in der Legende gibt ein anschauliches Beispiel, und es kommt nur darauf an, welche Folgerungen man daraus zieht.

Es ist befremdlich, daß die Bewunderung und göttliche Verehrung der Nachwelt nicht die Überlieferungen so weit abändern konnte, daß bereits die Zeitgenossen sich der großen Persönlichkeit vorbehaltlos unterworfen haben sollten. Die vielen Schriftgelehrten und Praktiker der Menschenkunde jener Zeit sind wohl tatsächlich achtlos oder voll Verachtung an dem Mann aus Galiläa vorübergegangen. Das ist unbegreiflich. Lediglich ein Dutzend wenig gebildeter Jünger, einfache Fischer, befangen in kleinbürgerlichen Anschauungen, wird als eine mehr oder weniger zuverlässige Anhängerschaft angegeben.

Es ist natürlich einfach, die Sache so zu konstruieren, daß die übrigen Menschen mit Blindheit geschlagen waren oder vom Teufel beeinflußt wurden, oder daß Josephus gegen Christus das Kampfmittel des Totschweigens für nötig hielt. Dagegen entspricht eine andere Erklärung weit mehr unserem normalen Erfahrungswissen: die Zeitgenossen sahen die menschliche Gestalt Christi mit menschlichen Eigenschaften und allen Fehlerhaftigkeiten behaftet, die nun einmal zum Menschen gehören. Dieses irdische Bild verdeckte das schöpferische Wesen so vollständig und lenkte so stark von der Be-

trachtung des eigentlichen geistigen Christus ab, daß seine jenseitige Ursprünglichkeit unerkannt blieb. Zeitgenossen, die mit ihm als Kinder gespielt haben, Dorfbewohner, die ihn haben aufwachsen sehen, und selbst Fremde, die ihre Unvoreingenommenheit vor der landschaftlichen Gebundenheit in Kleidung, Haltung, sprachlichen Besonderheiten usw. verloren, konnten sich mit dem besten Willen nicht vorstellen, daß hinter diesem irdischen Gehäuse ein Geist zur Wirksamkeit kam, der in Jahrtausenden fortlebt. Hätte man den Leuten eine solche Möglichkeit prophezeit, so würden sie nur gelacht haben.

Die scharfe Kritik des Literatentums beschränkt sich stets auf das Gegenwärtige und Gegenständliche. Nur einigen geistig unselbständigen und unkritischen Fischern blieb es vorbehalten, den schwingungswilligen Resonanzkörper für den Geist zu bilden, der von jenseits aller Vernünftigkeit strahlte.

Es gibt eine Stelle in den Evangelien, die von der sehr menschlichen Neugierde Christi spricht, mit der er die Meinung der Leute über sich erforschte. Auch die stolze Antwort, die er den Sendboten Johannis des Täufers gab, gehört dazu. Man verspürt dabei den Menschen, der sich wirkungsvoll einzurichten sucht und vielleicht nicht frei von Geltungsverlangen und Selbstgefälligkeit war. Dieser Mensch war aus irdischen Baumaterialien zusammengesetzt.

Sofern man nicht die allgemeinen Regeln außer Kraft setzen will, ist es nicht vorstellbar, daß jemand so tief den Erlösungsgedanken durch die Harmonie der Liebe fassen konnte, den nicht selbst den Kampf gegen eigene Fehler und Schwächen bis an den Rand der Verzweiflung geführt hat. Es wäre eine billige Romantik und durchaus unnatürlich, sich einen echt irdischen und lebensfähigen Menschen von idealer Fehlerlosigkeit vorzustellen. Das kann ein Mensch annäherungsweise allenfalls mit der Erfüllung seines Lebens erreichen, aber niemals ohne die Irrungen und Wirrungen einer Entwicklung.

Nun tritt das Geheimnisvolle ein. Christus stirbt den leiblichen Tod des verkannten Propheten wie Hunderte seinesgleichen vor ihm und nach ihm. Das kritisierbare Gefäß des schöpferischen Geistes versinkt und entzieht sich jeder weiteren Beurteilung. Das geistige Wesen lebt jedoch in seinen Wirkungen fort. Man kann Christus nun nur noch an dem erkennen, was von seinem Tun und seinen Worten unsterblich war, und nicht mehr nach den menschlichen Lebenskonflikten. Damit ändert sich die Beurteilung von Grund aus.

Wahrscheinlich haben seine Jünger mit ihrem mangelnden Verstand über das menschlich Unzulängliche hinwegsehen können. Vielleicht waren sie als geistig unselbständige Resonanzkörper nur für das Geistige unbewußt resonanzfähig gewesen. Wie dem auch sei, der sterbliche Mensch lebte nicht mehr und konnte auch nicht mehr das Bild des schöpferischen Wesens trüben oder verdecken. Augenfällig ist die Trennung, die man sofort zwischen der Unsterblichkeit des unsichtbaren Wesens und dem sterblichen Körper machte, wenn es auch berechtigt ist, hiergegen die Behauptung einzuwerfen, daß sich nach dem Verlust der Gegenständlichkeit immer eine trügerische Legendenbildung anzumelden pflegt.

Entscheidend ist jedoch die Tatsache, daß kurz nach dem Tode der erste unbestreitbar hochgebildete Mensch, Apostel Paulus, von dem Geiste Christi erfaßt wird. Der Mensch also, der zweifellos als kritikfähig und in einem hohen Maße als Vernunftwesen angesprochen werden kann, und der zuerst die Sendung Christi in ihrer weltweiten Bedeutung begriff, hat die sterbliche Person nie gekannt. Er hat sich nur in einer phantasievollen Begegnung mit dem unsterblichen Christus auseinandersetzen können, die vielleicht besser ununtersucht bleibt, denn wenn die geistige Tatsache auch nicht bestritten werden soll, so würden wir uns doch mit einer bedingungslos realistischen Bejahung außerhalb des Bereiches nüchterner Beobachtungen begeben. Wichtig ist lediglich, daß Paulus ausschließlich den göttlichen Geist in Erzählungen und Wirkungen erlebt hat und

deshalb mit weit größerer Unvoreingenommenheit für die Göttlichkeit Zeugnis ablegen kann als die Jünger, die den irdischen Menschen gekannt haben, und deren Erinnerungsbild noch mit den erdhaften Spuren eines menschlichen Wesens behaftet sein mußte. Warum wurde Christus zu Lebzeiten von keinem wirklich kritikfähigen Menschen entdeckt? Warum wurde der Begabungsnachweis des Zehnjährigen im Tempel nicht zur Anerkennung des Erwachsenen ausgeweitet? Es lassen sich hierfür viele Gründe mutmaßen, aber sie alle bedingen einen irdischen Menschen, der mit dem göttlichen Wesen keine Einheit bildet.

Gleicherweise wäre es unbegreiflich, daß ein Sokrates, wie wir ihn uns heute vorstellen, den Giftbecher hätte trinken müssen. Sein großer Geist konnte im irdischen Gewande damals nicht so unangreifbar erscheinen wie uns, und die Athener haben nur den Menschen, aber nicht das unsterbliche Wesen töten wollen, das vielen Zeitgenossen wie hinter einer Maske verborgen blieb.

Warum konnte ein Konfuzius, der die besten praktischen Beweise seines Nutzens in der Verwaltung des Landes gegeben hatte, sich nicht in Amt und Würden halten? Warum mußte er in der Fremde umherziehen, ohne Schuld? Man könnte behaupten, daß alle die großen Leute von dem Neid und dem Haß der verbrecherischen Menschen verfolgt wurden, die sich in ihrem bösen Tun gestört fühlen. Man ist versucht, mit der Frage zu antworten: Sollten diese großen Geister nicht in der Lage gewesen sein, mit den bösen Menschen fertig zu werden? Ist es nicht bereits eine Schwäche, die natürliche Unvollkommenheit und das allgemeine Böse in der Menschenwelt nicht in Rechnung gestellt zu haben?

Von Christus kann man sich nicht vorstellen, daß er die Grundeigenschaften der menschlichen Natur nicht erfaßt hat. Auch von Sokrates und Konfuzius ist eine solche Verkennung der selbstverständlichen Gegebenheiten kaum zu erwarten. Ein Theologe würde vielleicht taktische Gründe angeben, die zum

Heile der Menschheit den Opfertod veranlassen sollten, aber ein herausgefordertes Schicksal läßt das Opfer sehr entwerten.

Man hat vieles konstruiert, um in der Rätselhaftigkeit einige Dogmen zu erhalten, doch besser als solche Konstruktionen mit Hilfsannahmen und nachträglichen frommen Erfindungen ist die einfache Lösung, daß auch Sokrates und Konfuzius im Leben sehr erheblich mehr Anlaß zum Anstoß gegeben haben, als in das Bild ihres geistigen Wesens paßt. Vielleicht bezahlte Sokrates seinen Zoll an irdischen Schwächen mit einer hämischen Kritisierfreude, mit einer erzieherischen Aufdringlichkeit oder sonst einer Unachtsamkeit. Konfuzius läßt die Möglichkeit eines sehr eitlen und auf Rangfragen überaus ängstlich bedachten Pedanten zu. Unter seinen Jüngern hat sich ebenfalls kein einziger mit geistiger Selbständigkeit hervorgetan. Sein Lieblingsjünger war sogar ein ausgesprochen primitiver Vertreter rein materialistischen Soldatentums, der alle Weisheit als unpraktisch verachtete, bis ihm sein Lehrer einiges über die Nützlichkeit des Geistes klarmachte, aber wiederum nur mit Hilfe eines militärischen Anwendungsbeispieles.

So mißtrauisch man den geschichtlichen Überlieferungen gegenüber auch sein darf, so scheint es doch unabweisbar zu sein, daß ein riesengroßer Unterschied, und oft genug kaum ein Zusammenhang zwischen der irdischen Person und dem eigentlichen geistigen Wesen besteht, das durch schöpferische Taten verspürbar ist. Jeder Beobachter wird in seiner eigenen Umgebung genügend Beispiele hierfür finden, wenn es ihm auch nur selten gelingen mag, bei sich selbst den schwachen Menschen von dem ihn führenden Geist der Einfälle und Auswirkungen zu trennen.

Man sagt häufig: Bei einem Künstler muß man von dem Menschen absehen können. Es gibt Idealisten, die das bestreiten und vor allem moralisch eine Identität verlangen. Ein Pfarrer, der nicht ein einwandfreies Leben vorlebt, soll nicht segensreich wirken können? Das ist eine Konstruktion, eine Gewaltsamkeit. Tagtäglich erfährt man von Menschen, die mittelbar oder un-

mittelbar Gutes gestiftet haben oder segensreiche Wirkungen ausübten, und die trotzdem als irdische Wesen sehr schlecht in dem objektiven Urteil ihrer Umgebung wegkommen. Wie oft hört man die Klage: Wie kann ein so großer Gelehrter, Künstler, Politiker oder Menschenfreund ein so kleinlicher, bösartiger oder schwacher Spießbürger sein? Geradezu ganze Gruppen hervorragender Menschen gelten als moralisch bedenklich. Künstler sind immer etwas unruhig. Politiker vertreten einen Beruf, der das Wort Tugend nicht benötigt, und die Wirtschaftskönige haben durch viele Stillosigkeiten das unschuldige Wort Kapital in Verruf gebracht, obwohl jeder Einsichtige weiß, daß die Welt ohne diese Großmenschen jede schöpferische Befruchtung entbehren müßte.

Ähnliche Beobachtungen haben von jeher viele Menschen veranlaßt, einen einheitlich göttlichen Geist oder einen göttlichen Funken in der Alltagspraxis anzunehmen, der die Gelehrten, Künstler oder Machthaber zu Mittlern einer überirdischen Offenbarung macht. Danach wäre der irdische Mensch individuell verschieden, aber der in ihnen eingekleidete göttliche Geist einheitlich.

Eine solche Annahme widerspricht jedoch der Erfahrung. Die bedeutenden Wesen, die uns nach dem Tode ihrer Körperlichkeit in aller Reinheit an ihren Wirkungen erkennbar sind, bleiben alle individuell außerordentlich unterschiedlich. Irgendwie mag das Ursprüngliche einer schöpferischen Gesetzmäßigkeit Einheitlichkeit verraten, aber solche Verallgemeinerungen sind auch bei irdischen Individuen zu beobachten.

Soweit überhaupt eine Eigenwilligkeit und Besonderheit ausgeprägt sein kann, ist dies auch bei den geistigen Wesen der Fall.

Eine andere Konstruktion, die auf den gleichen, vielleicht unbewußten Beobachtungen beruht, wird durch das freundliche Bild eines guten Engels symbolisiert. Dieses Bild scheint mir am zuverlässigsten das Gefühl zu beschreiben, das die Selbsterkenntnis für die Abhängigkeit des irdischen Menschen von

einem geistigen Wesen geschaffen hat. Der gute Engel schenkt die Eingebungen, Einfälle und Kräfte, die über den menschlichen Verstand hinaus zu Taten verhelfen. Er geleitet den Menschen oft verworrene Bahnen und läßt ihn manchmal fast nachtwandlerisch durch Schwierigkeiten hindurchkommen, die vom Verstand nicht mehr beherrscht werden können. Er treibt zu guten und fürchterlichen Erlebnissen, wobei man immer erst hinterher zu grübeln wagt, warum es notwendig gewesen sein soll. Das Gleichnis des Engels bedingt zwar einen gemeinsamen göttlichen Ursprung und einen Vater ihrer Welt, aber es gestattet zugleich das Bild individueller Mannigfaltigkeit schöpferischer Ursachen.

Jeder schöpferische Mensch kennt dieses Gefühl des Getrieben- und Geleitetwerdens. Er weiß auch, daß die Selbstüberheblichkeit und die Mißachtung der Grenzen irdischer Belange den Engel und damit zugleich die Sicherheit einer schicksalhaften Bestimmung verlieren lassen.

Die alten Griechen nannten das andere unsichtbare Selbst den Daimon.

5.

Der Siebeffekt

Wenn ich einen Menschen beurteilen will, dann muß ich mich entscheiden, ob ich die irdische Person als Vernunftwesen bevorzugt anspreche oder den Daimon, den schöpferischen Menschen, der unsichtbar und mit zumeist ganz anderen Eigenschaften hinter der Körperlichkeit verborgen wirkt. Diese Unterscheidung ist praktisch sehr nützlich, und man wird sehr bald nach einiger Übung bemerken, daß man damit die Zahl fehlerhafter Urteile außerordentlich verringern kann. Je mehr es sich allerdings um unschöpferische Menschen handelt, um so belangloser ist die Unterscheidung, die ihren Höchstwert nur bei Ausnahmeerscheinungen erlangt.

Dieses kleine Praktikum hat jedoch bei dem strengen Ziele gesicherter Erkenntnis eigentlich nur die Bedeutung, den Anwendungsbereich der ratio einzuschränken und zu zeigen, daß es sich um einen sehr kleinen Raum handelt, den ich mit dem Scheinwerferlicht des bewußten Denkens erhellen kann.

Die Theorie des Daimon ist lediglich eine Mutmaßung, die sich zwar in der Praxis gut bewährt und vorzeitige Fehlurteile bei persönlichen Bekanntschaften verhindert, die aber noch keineswegs wissenschaftlich genannt werden kann. Trotzdem ist sie wichtig, denn alle wissenschaftlichen Überlegungen und Gewinne müssen von Beobachtungen der Praxis ausgehen.

Ich möchte auch für die Fortsetzung dieser Betrachtungen nichts anderes als erhärtet angesehen wissen, als daß die sichtbare Welt des bewußten Denkens im All unseres Daseins eben nur einen sehr kleinen Raum ausmacht. Wir sehen mit unserer Vernünftigkeit gewissermaßen erstarrte Spiegelbilder von dem

eigentlichen Geschehen und seinen Ursachen. Das Sichtbare oder überhaupt irgendwie Erkennbare kann nie die Wirklichkeit erschöpfend ermessen.

Vielleicht steht hinter dem Menschen gar kein unsichtbarer Daimon, sondern möglicherweise handelt es sich um einen einheitlichen Menschen, von dem wir nur einen kleinen Teil erkennen, eben nur den kleinen und eigentlich ziemlich nebensächlichen Teil, der uns als irdischer Mensch vernünftig erfaßbar erscheint. Das betrifft dann nicht allein die Menschen unserer Umgebung, sondern auch uns selbst, die wir uns mit dem bewußten Denken nur so weit beobachten und kritisieren können, wie die Vernünftigkeit reicht. Wir können nach dem Vorangegangenen mit Sicherheit annehmen, daß mit dem Aufhören der Gültigkeit unserer Vernunft die Welt durchaus noch nicht zu Ende ist. Damit ist bereits sehr viel gewonnen, was nachträglich — d. h. später einmal — auch vernünftig zu begründen wäre.

Auf Schritt und Tritt beobachten wir, daß unsere Vernünftigkeit zwar im Raume des bewußten Denkens recht nützlich ist, aber daß sie in dem erweiterten Raum der Ursachen in den Jahrtausenden menschlicher Denkübungen sich als sehr, sehr unzureichend erwiesen hat. Wir sind heute bei den praktischen Grundproblemen der Menschheit noch nicht weiter gekommen als die einander widerstreitenden Weisen des frühen Altertums. Trotzdem muß nochmals mit aller Nachdrücklichkeit betont werden, daß uns die Unzulänglichkeit der Vernunft nicht dazu verführen darf, das bewußte Denken durch übersinnliche Gefühlswerte zu ersetzen. Damit würden wir uns nur etwas vorlügen und jede Hoffnung auf einen zuverlässigen Wissensbesitz aufgeben. Als wirklich befriedigend und unzerstörbar kann nur eine Tatsache gelten, die einem mathematischen Satz oder einem mechanischen Vorgang vergleichbar wäre. Selbst wenn wir zu dem Schluß kommen würden, daß ein so klares und den Forderungen der Logik entsprechendes Weltbild auch nicht in dem bescheidensten Raum des Weltalls gewonnen werden kann,

dann müßten wir eben resignieren. Nichts kann der Verdeutlichung mehr dienen als eine gesicherte Abgrenzung des Geltungsbereiches der Vernunft.

Meine Vernunft, mit der ich die Umwelt und mein eigenes Denkvermögen zu erforschen versuche, ist einem Scheinwerfer vergleichbar. Meine Sinnesorgane, wie weit ich sie auch durch künftige Entdeckungen zu ergänzen hoffe — es ist keineswegs verbürgt, daß sie sich auf die Symbole der Augen, Ohren, Nase, Zunge und Tastorgane beschränken — vermitteln mir anscheinend Eindrücke, die mein bewußtes Denkvermögen in Vorstellungen verwandelt. Nur was mir als Vorstellung bewußt wird, kann ich als Zeugnis der Wirklichkeit betrachten, und das entspricht dem Gleichnis vom Scheinwerfer. Nur so weit der Scheinwerfer in die Dunkelheit eindringt, so weit kann ich Vorstellungen bilden.

Das Material, das der Scheinwerfer beim Nachdenken beleuchtet, ist vielleicht gänzlich ungeordnet. Es wird sozusagen als Rohstoff dem Anwalt der Vernünftigkeit übergeben, der es zu ordnen und den Gesetzen der Vernünftigkeit anzupassen sucht. Der anwaltliche Eingriff geht zumeist sehr schnell vonstatten, so schnell, daß ich manchmal bereits geordnetes Material mit dem Scheinwerfer anzuleuchten glaube. Es ist jedoch sinnfällig, daß ich ohne Anwalt der Vernünftigkeit mit den ungeordneten und regellosen Eindrücken der Wirklichkeit nichts anfangen könnte. Der Vorgang des Bewußtwerdens und der Erfahrungssammlung bedingt bereits einen geringen, wenn auch noch so losen Zusammenhang der Bilder und ihrer Bestandteile untereinander.

Bei allen solchen Erlebnissen muß ich zwei Arten unterscheiden und in ihrer Bedeutung voneinander trennen.

Die eine Art sind Erlebnisse, bei denen ich selbst keinerlei Verantwortlichkeit zu besitzen glaube. Die zweite Art setzt sich aus Erlebnissen zusammen, für die ich die Ursachen in mir selbst suchen muß.

Wenn ich morgens die Sonne aufgehen sehe und nachts den Lauf der Gestirne verfolge, dann bin ich davon überzeugt, daß dieses Geschehen auch ohne mich stattfindet. Ich kann diese Ereignisse nicht beeinflussen, und ich muß sie ohne eigene Verantwortlichkeit als gegeben betrachten.

Wenn ich andererseits ein körperliches Triebverlangen spüre, sei es Hunger oder Durst, und wenn ich Einfälle habe, nützliche Erkenntnisse geschenkt erhalte oder Irrtümern unterliege, dann weiß ich mich zwar ebenfalls in einer schicksalhaften Abhängigkeit von letzthin unbekannten Ursachen, aber ich trachte mein eigenes Interesse zu erforschen und trenne mich nur ungern von der Anschauung der persönlichen Verantwortlichkeit. Die Ursachen meiner Tätigkeit liegen in mir selbst, und soweit ich als Vernunftwesen einige Selbständigkeit beanspruche — ich glaube, dies im Alltagsleben ziemlich unbeschränkt tun zu können — will ich nicht eine Marionette sein. Hierin liegt ein fürchterlicher Konfliktstoff enthalten.

Ich bin gewöhnt, mich als Bestandteil der Wirklichkeit zu betrachten, also der Welt, für die ich keine Verantwortung habe. Diese Welt bestimmt den Lauf der Gestirne, läßt die Menschen geboren werden und sterben, ohne daß sie etwas daran ändern können. Das betrifft alle Menschen, und ich selbst wage nicht, mich als eine Ausnahme herauszustellen.

Andererseits verlange ich gefühlsmäßig für einen beschränkten Raum das Sonderrecht einer Selbstbestimmung, die mit der Anerkennung einer von mir unabhängigen und auch für mich restlos maßgebenden Wirklichkeit unvereinbar ist.

Dieser Konflikt hat seit den ältesten Zeiten menschlicher Denkerzeugnisse nie aufgehört. Er hat zu Theorien geführt, die auf jede mathematische Sicherheit verzichteten. Er hat bei Laotse als einzig mögliche Schlußfolgerung das Gebot der Passivität veranlaßt. Andere weniger abstrakte Denker haben die Schönheit eines philosophischen Gebäudes um des Lebens willen höher eingeschätzt als seine mathematische Beweisbarkeit.

Jedes folgerichtige Nachdenken führt zwangsläufig zu der mathematisch gesicherten Wahrheit, daß der Mensch in eine unabsehbare Kette von Ursachen und Wirkungen restlos eingespannt ist, und daß er mit den Mitteln der Vernunft auch nicht in den engsten Bezirken seines persönlichen Daseins die geringste Andeutung eines Selbstbestimmungsrechtes oder einer Freiheit des Willens findet.

Sooft und so eingehend wir auch über die Anlässe irgendeiner spontanen oder methodischen Tätigkeit nachdenken, immer wieder müssen wir zugeben, daß die Fahndungen nach den ursprünglichen Ursachen sich restlos außerhalb unserer Einflußzone im Dunkel verlieren. Wir werden durch Erbanlagen, schicksalhafte Erlebnisse und tausend andere Beeinflussungen so vollständig in unserem Tun und Lassen bestimmt, daß unser Leben genau so unpersönlich und unfrei verläuft wie das der Sterne auf ihren einflußfernen Bahnen.

Viele Menschen haben sich Notbrücken gebaut, um der Unerträglichkeit des Marionettenzustandes zu entgehen, aber solche Selbsttäuschungen sind niemals ernstlich tragfähig. In dem Augenblick, in dem man sagt: „Man muß ...“ und „man soll . . .“ oder „als ob“ . . . usw., hat man bereits den trügerischen Boden von undiskutierbaren Postulaten beschritten.

Die Unterscheidung, die wir zwischen Wirklichkeitserlebnissen und selbstverantwortlichen, wenn auch unergründbaren eigenen Neigungen als Ursachen unseres Verhaltens machen, ist nur gefühlsbestimmt und nicht erweisbar. Es ist aber ganz unmöglich, aus der mathematischen Gewißheit unserer in jedem Falle bestehenden Unselbständigkeit und Unverantwortlichkeit praktische Folgerungen zu ziehen.

Würden wir den Glauben auch an den letzten kleinen Rest von Willensfreiheit aufgeben und folgerichtig danach handeln, dann würden wir an dem inneren Widerspruch eines solchen Verhaltens zugrunde gehen. Alles Handeln wäre Unsinn. Jeder Gedanke an Handeln und sogar an Nichthandeln setzt

bereits eine Entscheidungsbefugnis über unser Leben voraus, die es tatsächlich nach dem Kausalgesetz nicht gibt.

Darin widerspricht sich sogar Laotse, denn die Forderung des Nichthandelns und der Unterwerfung unter die unentrinnbaren Schicksalsmächte ohne den kleinsten privaten Bezirk ist ja auch bereits ein Handeln und eine willkürliche Bestimmung des Verhaltens.

Das Gesetz hat nur eine echte Folgerung, und das ist der Tod.

Laotse hat diesen letzten Schritt erst spät getan. Er hat die geistige Sehnsucht begraben und eine Art tierisch-pflanzlichen Daseins mit dem Abwarten eines natürlichen Todes zugelassen, und bis zu diesem Zeitpunkt war er folgerichtig. Keine Logik der Welt wird ihn eines Fehlers bezichtigen können. Trotzdem trug er auch in den kleinen Rest seines verdämmernden Daseins den Konfliktstoff, denn wozu gab er noch so außerordentlich kluge Lebensregeln und Formeln für seine bedeutenden menschlichen Erfahrungen? Die Legende meldet, daß er dies nicht freiwillig tat, und daß ihm lediglich der Wächter an der Grenze des Lebens diesen Zoll vor Verlassen des irdischen Daseins abforderte. Als er den Zoll bezahlt hatte, verlor er die letzten Konfliktstoffe und ging in das Nichts ein. Das mußte er tun. Alles lebendige Gedankenmaterial wird in der Mühle folgerichtiger Vernunft zum Tode verurteilt.

Der Bereich des toten Materials ist uns nun bereits geläufig. Wir wissen aus dem Gleichnis des Anwalts, daß dieser aus dem lebendigen Dasein Tatsachen zugewiesen erhält, die sozusagen aus dem Geschehen herausgerissen und zu historischen Bildern erstarrt sind. Die Vernünftigkeit als Anwalt kann nur mit toten Bildern operieren und sie durch zweckmäßige Formung den Gesetzen anpassen. Der Anwalt kann vielleicht daraus Schlüsse ziehen und damit auf das eigentliche Leben wieder Einfluß gewinnen, aber auch wiederum nur, wenn Ursachen hierzu aus der unbekannten Welt auftauchen. Er kann selbst kein Leben erzeugen oder die Lebendigkeit erhöhen. Er

kann nur töten, abschneiden, sichten und den Strom des Geschehens wie durch ein Sieb sinnfällig klären. Auch diese kritische und selektive Tätigkeit übt er keineswegs ursprünglich aus, denn seine Maßstäbe und Schablonen sind ausschließlich aus dem Vorrat an toten Erfahrungen gewonnen. Würde er den geringsten neuen und originellen Einfall bei seiner anwaltlichen Aufgabe benutzen können, so würde er eben nicht mehr anwaltlich, sondern schöpferisch tätig sein, und damit würde er selbst eines sichtenden Anwalts bedürfen.

Laotse war unstreitig ein schöpferischer Geist. Sein Daimon hat dem Absperrwillen seiner Logik ein Erkennen abgetrotzt, mit dem er die tiefste Lebensweisheit zu formulieren vermochte. Aber die Selbstkritik, die er unnachsichtlich bei der Untersuchung seiner Einfälle übte, hat ihn allmählich zum reinen Vernunftwesen und zu einem Anwalt mit Totalitätsansprüchen werden lassen, unter dessen Händen das Lebendige und Unbegreifliche allmählich zugleich mit seiner eigenen Naturhaftigkeit zu Aktenstaub zerfiel.

Ein Anwalt ist ebensowenig wie die Vernünftigkeit auf sich allein gestellt lebensfähig. Er verbraucht sich schließlich selbst als Material und stirbt ab.

Bei allen Überlegungen muß man sich stets vergegenwärtigen, daß die Vernunft nur ein Instrument ist und keinen Selbstzweck haben kann. Sie ist ein Hilfsmittel des Menschen, um alle Erlebnisse in der Wirklichkeit und alle Eingebungen so zu sichten, formen und anzuordnen, daß sie als Wissen der Sammlung von Erfahrungen einverleibt werden können. Auch wenn das Wissen an sich tot ist, oder — besser gesagt — aus erstarrten Erlebnissen besteht, so dient es doch dazu, die Vernünftigkeit als Instrumentarium zu erhöhen und die Arbeit des Sichtens, Formens und Anordnens zu verfeinern.

Die Verfeinerung kann ich so weit treiben, daß ich eine größere Fülle von Erlebnissen und Eingebungen damit faßlich machen kann. Doch auch der größte Erfolg in dieser Richtung darf mich niemals dazu verleiten, das Wissen selbst dem

Lebendigen gleichzusetzen und zu hoffen, daß ich allein aus meinem Wissen zu leben vermag, oder daß sich das Leben damit ausschöpfen läßt. Wenn ich das versuche, dann ist das Endergebnis der Lebensverzicht, d. h. der Tod.

Damit löst sich das Kausalgesetz auf.

Die Vernunft ist um der Faßbarkeit aller Erlebnisse willen bemüht, das ihr ungeordnet vorgelegte Material aus Wirklichkeit und Eingebungen einer Gesetzlichkeit zu unterwerfen. Darin liegt das Besondere der Vernunft.

Nun glaubt man zwar im allgemeinen, daß die Vernunft keine Gesetze aufstellt oder aus sich heraus bildet, sondern daß sie lediglich die Gesetze zu erforschen sucht, die in dem Rohmaterial der Erlebnisse verborgen sind. Doch darüber besteht nicht die geringste Sicherheit.

Die Vernunft forscht nach Gesetzmäßigkeiten, und sie kann sie stets nur mit bereits angesammelten Erfahrungen ermitteln. Ohne Vergleiche und Vorbilder gibt es gar nicht den Begriff einer Gesetzmäßigkeit und Ordnung.

Als Prüfstein für die Frage nach der Herkunft der Gesetze kann die Erfahrungstatsache gelten, daß noch niemals ein Gesetz aufgestellt wurde, das vollständig der Wirklichkeit entsprach und keine Ausnahmen zu gestatten brauchte. Alles, was die Vernunft bisher als Erfahrungswissen gewonnen hatte, konnte nur mit mehr oder weniger großer Annäherung — teilweise sogar mit sehr großer Annäherung, jedoch niemals restlos — für die Wirklichkeit in Gültigkeit gesetzt werden. Bereits daraus ergibt es sich, daß die Art der Gesetzmäßigkeit nicht in der Wirklichkeit allein begründet sein kann, sondern daß sie vorzugsweise eine Eigenschaft der menschlichen Vernunft sein muß.

Wenn wir das Gleichnis eines Scheinwerfers benutzen, mit dem die Vernunft die Wirklichkeit ableuchtet, so liegt die Frage nach der Besonderheit des Scheinwerfers sehr nahe. Wir können ermitteln, daß sein Licht aus bestimmten Strahlen besteht, und daß demgemäß in der Wirklichkeit nur solche Ob-

jekte und Farben erkennbar werden, die dem Bereich dieser Strahlen entsprechen. Wir wissen weiterhin, daß die Strahlen sich zerstreuen, und daß die Gegenstände der Wirklichkeit um so heller das Licht reflektieren, je näher sie sich zum Scheinwerfer befinden. Die Gradlinigkeit der Strahlen bedingt, daß ich einen Gegenstand überhaupt nicht aufhellen und wahrnehmbar machen kann, wenn er durch einen davor liegenden Gegenstand vollständig verdeckt wird. Das sind Eigenschaften des Vermittlungsinstrumentes, die zugleich als Eigenschaften des vermittelten Materials vorausgesagt werden können.

Es wäre aber töricht von mir, behaupten zu wollen, die Wirklichkeit sei zweidimensional, nur weil die Einäugigkeit einer punktförmigen Lichtquelle keine Plastik erkennen läßt.

Genau so verhält es sich mit meiner Vernünftigkeit. Alle Rätselhaftigkeiten bezüglich des Kausalgesetzes mit seinen tödlichen Folgerungen verschwinden sofort, wenn ich mir darüber klar werde, daß dieses Gesetz einfach nur eine Eigenschaft meines Scheinwerfers bedeutet, der mich ausschließlich solche Erscheinungen der Wirklichkeit erkennen läßt, die dem Gesetz entsprechen. Ob das Gesetz auch außerhalb des Scheinwerferlichtes Gültigkeit besitzt, weiß ich nicht, denn über den Raum des bewußten Denkens und des Erkennens komme ich mit meiner Vernünftigkeit niemals hinaus.

Bestärkt werde ich in der Vermutung, daß die Gesetze der Vernünftigkeit außerhalb des Prüfraumes keine Gültigkeit haben, durch die Erfahrung, daß Ersteindrücke zumeist gesetzlos erscheinen. Erst wenn ich das Erlebnismaterial sichte, genau abwäge, verteile, ordne und ergänze, erst dann werden mehr und mehr Gesetzmäßigkeiten erkennbar. Zu restloser und zeitlos zuverlässiger Gesetzerfüllung gelange ich bei Wirklichkeitserlebnissen überhaupt niemals.

Ob nun die Vermutung richtig ist oder nicht, bedarf gar keiner Entscheidung. Es genügt uns zu wissen, daß beispielsweise das Kausalgesetz gesichert allein für die Welt der Vernünftigkeit, d. h. nur für das Weltbild unseres bewußten

Denkens mit einiger Sicherheit gültig ist. Nur in dem Spiegelbild, das wir mit unserer Vernunft von der Wirklichkeit besitzen, haben wir keine Willensfreiheit. Unser bewußter Denkapparat ist wie ein Sieb, das alle Wirklichkeitserlebnisse nach der Größe und Form der Sieblöcher vorsortiert und in den Prüfraum der Vernunft ausschließlich Erlebnisarten hereinkommen läßt, die bereits ein charakteristisches Gepräge haben und als Bausteine für logische Gedankengebäude geeignet sind.

Wenn jemand glaubt, daß das Kausalgesetz in der lebendigen Welt der Ursachen und damit in dem All unwiderlegbar gültig sei, so begeht er den Irrtum eines Menschen, der unter einem feinmaschigen Sieb steht und behauptet, die ganze Welt bestände aus regelmäßigem feinem Sand, weil es ihm verwehrt war, auf der oberen Seite des Siebes die aussortierten größeren Steine zu sehen.

Das ist der Grund, warum wir uns um die — logisch nicht umzustürzende — Weisheit von der Unfreiheit unseres Willens und der Zwangsläufigkeit alles Geschehens überhaupt nicht kümmern, solange wir noch mit genügender Ursprünglichkeit unser Dasein verspüren.

Die großen Irrtümer der Projektion von Vernunftsbildern auf die Wirklichkeit entstehen immer, wenn wir das vorgeschaltete Sieb außer acht lassen, das alles Material für den Prüfraum der Vernunft vorsortiert. Das Sieb ergibt sich ganz von selbst durch die Eigenschaften der Vernunft, die nur solches Material der Wirklichkeit anleuchtet und erfaßt, das von ihr begriffen werden kann. Wir dürfen weiterhin nicht vergessen, daß das Material im Augenblick des Eindringens in den Prüfraum leblos ist, und daß der Prüfraum nur aus einer Art photographischen Archives besteht.

Es gilt nun zu überlegen, wieweit es bei diesen Voraussetzungen möglich ist, aus dem archivarischen Dasein eines vorsortierten Materials der unbekannten Wirklichkeit Rückschlüsse auf die unsichtbare Welt der lebendigen Ursachen zu ziehen.

6.

Das analogische Grundgesetz

Unser bewußtes Denkvermögen bemächtigt sich des sämtlichen in den Prüfraum der Vernünftigkeit hereingebrachten Denkmaterials. Das sind die Wirklichkeitserlebnisse und die Einfälle.

Daß die Einfälle bereits eine bestimmte Form besitzen, da sie ja irgendwie Produkte der in uns selbst wohnenden — obwohl gleichfalls unbekannten — Ursachen sind, erscheint uns selbstverständlich. Aber auch bei den Wirklichkeitserlebnissen müssen wir uns stets vor Augen halten, daß ihr Ergreifen durch unser bewußtes Denken ebenfalls eine Vorsortierung bedingt, und zwar den Greifwerkzeugen oder dem Sieb entsprechend. In den Prüfraum der Vernunft dringt ausschließlich solches Material ein, das den Vorbedingungen der vernünftigen Begrifflichkeit genügt. Andererseits kann die Vernunft niemals aus dem von ihr gebildeten Prüfraum hinaustreten.

Man wird zugeben müssen, daß wir ausschließlich Dinge der Wirklichkeit sehen können, die für unsere Augen geeignet sind. Wir wissen, daß unsere Augen nur eine beschränkte Anzahl von Strahlen aufzunehmen vermögen, und deshalb hört alle Erkennbarkeit für die Augen auf, wenn die Strahlen außerhalb des vom Infraroten und Ultravioletten begrenzten Lichtes liegen. Wir können allerdings Hilfsmittel ersinnen, um das Dasein der unsichtbaren Strahlen nachzuweisen oder sogar ihre Eigenschaften zu ergründen, aber dazu sind die Augen allein nicht unmittelbar befähigt.

Ebenso gibt es Erscheinungen der Akustik, die außerhalb des Wahrnehmungsbereiches der Ohren liegen. Das gleiche gilt für die Nase, für die Zunge und für die Tastorgane. Solche Einschränkungen werden mit großer Wahrscheinlichkeit auch für etwaige weitere und uns heute noch unbekannte Sinnesorgane anzunehmen sein.

Bereits durch diese Vermittlungsinstrumente tritt demnach eine Auslese aller Erscheinungen der Wirklichkeit ein. Ebenso muß es sich mit dem anwaltlichen Instrument der Vernünftigkeit verhalten. Die Tatsache einer Begrifflichkeit und Gesetzmäßigkeit bedingt eine Begrenztheit. Alle Grenzenlosigkeit ist formlos.

Die Siebwirkung der Sinnesorgane ist unmittelbar der Siebwirkung der Vernünftigkeit analog. Das ist nicht gerade eine neue Erkenntnis, denn es ist schon oft ausgesprochen worden, daß die Formen der erkennbaren Wirklichkeit einfach nur die Abgrenzung unseres Intellektes bedeuten. Es ist jedoch meines Wissens noch nie der folgerichtige Versuch unternommen worden, die Sieblöcher unserer Vernünftigkeit einmal genau zu untersuchen und ihre Größe, Form, Lage und Anordnung mit allen Besonderheiten zu bestimmen.

Wenn dieser Versuch in einem nennenswerten Maße gelingt, dann gewinnen wir für die Sichtungsarbeit der Vernünftigkeit einen ungeheuren Vorteil. Ich kann dann bei jedem neuen Gedankenmaterial fast schablonenartig sofort vorhersagen: In jedem Falle werde ich diese und jene Grundvoraussetzung erfüllt finden, und ich kann von Anfang an alle solche Vorstellungen und Forschungsideen ausschalten, die diesen Grundvoraussetzungen nicht entsprechen.

Das bedeutet nun noch keineswegs eine restlose Schablonisierung aller in den Prüfraum der Vernünftigkeit gebrachten Denkmaterialien, denn das Gleichnis des Siebes bedingt ja nur eine Auswahl, eine Vorsortierung und kein erschöpfendes Bestimmen. Es bleibt darüber hinaus eine große Frage, ob es mir gelingt, sämtliche Besonderheiten der Sieblöcher ausfindig

zu machen. Ich darf mich nicht der Hoffnung hingeben, daß ich alle Rätselhaftigkeiten des Daseins nur durch Erforschung der formgebenden Grenzen meines Intellekts zu lösen vermag.

Das Ziel der Analogik ist wesentlich bescheidener.

Es ist schon mehrfach gesagt worden, wie klein der Anteil der Vernünftigkeit im tätigen Leben ist. Der gewaltige Reichtum an Erlebnismöglichkeiten mit allen Unwägbarkeiten des Gefühls und allen Unberechenbarkeiten des Schöpferischen bleibt uns uneingeschränkt erhalten, denn er wird nur sehr wenig von der Vernünftigkeit beeinflußt oder erweitert.

Nur der Forscher an den leblosen Erfahrungstatsachen im Prüfraum der Vernünftigkeit wird einen Vorteil davon haben, und zwar auch nicht durch ein Positivum der Materialzunahme, sondern nur durch die Einsparung vieler unnötig gewordener Forschungsarbeit. Er wird einfach ein Instrument zu seinem bisherigen Arsenal hinzugewinnen, das mit einer bequemen Handhabung eine große Hebelkraft verbindet.

Wenn ich zum Beispiel mit einiger Zuverlässigkeit weiß, daß die Löcher des Siebes der Vernünftigkeit keine Flüssigkeit, sondern nur Sand durchlassen, so kann ich mir alle auf Flüssigkeitsbegriffen beruhende Theorien ersparen. Ich weiß dann, daß ich eines Tages doch auf den unabweisbaren Zwang stoße, alle Flüssigkeitsphänomene aus der Beschaffenheit sandiger Grundbestandteile erklären zu müssen.

Wenn ich weiß, daß mein Sieb nur eine bestimmte Körnergröße gestattet, so brauche ich nicht erst vergeblich nach größeren Einheiten zu suchen. Ich werde sofort wissen, daß die größeren Einheiten, die ich vorfinde, erst im Prüfraum entstanden sein müssen und als Zusammensetzungen aus den Körnern vorgeschriebener Größe zu gelten haben.

Das analogische Grundgesetz lautet: *Denkgesetze sind Seinsgesetze.*

Das bedeutet, daß ein zuverlässiges und unzerstörbares Wissen erst dann erreicht sein wird, wenn die erforschten Seinsgesetze den eigenen Gesetzen meiner Vernünftigkeit genau

entsprechen. Das bedeutet in der Umkehrung: Alle von mir erkannten Gesetze in der Arbeitsweise meiner Vernünftigkeit können unmittelbar als Gesetze jedes mit den Mitteln der Vernunft geklärten Weltbildes gelten.

Das analogische Grundgesetz ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die keiner umständlichen Einführung bedürfen sollte. Die Schwierigkeit des Verstehens besteht lediglich darin, daß der Mensch glaubt, unbegrenzt mannigfaltig denken zu können. Im täglichen Leben kommt der Mensch gar nicht dazu, sich seiner Denkbegrenztheit bewußt zu werden. Der Einzelne hält sich vielleicht gelegentlich für zu dumm oder zu faul, um uferlos Begriffe sammeln zu können, aber theoretisch traut er dem menschlichen Gehirn unbegrenzte Fähigkeiten zu.

Erst wenn er von der Voraussetzung absieht, daß es noch viel klügere Menschen als ihn selbst gibt, auf die er die Verantwortung für unbegrenztes Denken abwälzt, und wenn er sich klar macht, daß Unbegrenztheit auch Formlosigkeit und Begriffslosigkeit bedeutet, wird er verstehen, daß sein Denkapparat durch gewisse Eigenschaften eingeengt ist.

Der Mensch glaubt allzuoft, daß sein Denkvermögen überhaupt keine Wesenhaftigkeit besitzt und etwa mit einem Glaskörper verglichen werden könne, durch den die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt ohne Veränderung hindurchstrahlt. Er vergißt, daß auch ein Glaskörper bereits eine vorsortierende Beschränkung der Wirklichkeit bedingt. Wenn ich durch klares Glas hindurch aus einem Zimmer in die Landschaft hinaussehe, dann gehen bereits viele Strahlen verloren, ohne daß ich mir dessen ohne weiteres bewußt bin.

Wie ich mir auch immer mein Wahrnehmungsvermögen und meinen Denkapparat in einem Gleichnis vorstellen will, ich werde niemals darum herumkommen, mit gewissen beschränkenden Eigenschaften des Vermittlungsinstrumentes rechnen zu müssen, die für das gewonnene Weltbild formbestimmend sind.

Jede Vorstellung, die ich mir von der Wirklichkeit mache, ist unbestreitbar und ausnahmslos abhängig von der Arbeitsweise meines Denkapparates. Wenn ich nun einiges Zuverlässige über die Arbeitsweise meines Denkapparates ermitteln kann, so weiß ich auch sofort, daß diese Besonderheit in ausnahmslos allen Vorstellungen ihre Spuren hinterlassen muß, die ich mir mit dem Denkapparat verschaffen kann.

Die Vernünftigkeit ist nichts Wesenloses oder Abstraktes, sondern ein Instrument, und sie hat demnach auch bestimmte Eigenschaften wie ein Instrument, das dem bearbeiteten Material seinen Stempel aufdrückt.

Eine sehr wichtige Eigenschaft kennen wir bereits, das ist die Logik. Es gibt keine Vernünftigkeit, die nicht erst durch Anerkennung des Gesetzes der Logik befriedigt werden kann. Das braucht keine primitive Logik zu sein, denn es ist auch eine Logik höherer Ordnung denkbar. Es ist vielleicht richtiger, mehr ganz allgemein von Gesetzmäßigkeiten zu sprechen.

Eine Vernünftigkeit ohne Ordnungssinn und ohne irgendwie erfüllbare Gesetzmäßigkeit gibt es nicht. Infolgedessen gibt es auch keine Weltbilder der Vernünftigkeit, die gesetzlos und gänzlich ungeordnet sind.

Es hat nicht den geringsten Zweck, nach ungeordneten Weltbildern zu suchen, denn jedes eingehendere Forschen führt doch wieder zu Gesetzmäßigkeiten.

Ob ich diese Gesetzmäßigkeiten nun auch im Prüfraum erkenne und sie bis in die letzten Folgerungen bestimmen und als Wissen archivarisch registrieren kann, ist damit noch nicht gesagt. Das hängt nicht von der Art meiner Vernünftigkeit, sondern nur von meiner Geschicklichkeit ihres Gebrauches ab. Gesichert ist lediglich die Tatsache, daß alles Material im Prüfraum irgendwie restlos einer Gesetzmäßigkeit unterliegt, und daß auch die tiefsten und erfolgreichsten Forschungen nur eine Verstärkung des Wissens um eine Gesetzmäßigkeit ergeben können. Das geht sogar so weit, daß der Weisheit

letzter Schluß jedesmal eine Kausalkette ist, die über die Grenzen des lebendigen Daseins hinaus in den Tod führt.

Mit dieser Sicherheit ist bereits viel gewonnen. Sie schaltet von vornherein jede Mutmaßung auf die mögliche Feststellung einer Gesetzlosigkeit aus. Selbst wenn ich empirisch Dinge zu erkennen glaube, die keinerlei Zusammenhang haben und anscheinend keiner Gesetzmäßigkeit unterworfen sind, dann kann ich mit großer Sicherheit die Ursache hierfür in einem behebbaren Mangel an genügendem Forschungsmaterial oder in einem Mangel an Geschicklichkeit im Gebrauch meiner Vernunft beschränkt sehen. Früher oder später wird doch einmal ein Zusammenhang und eine Gesetzmäßigkeit offensichtlich.

Die Bedeutung dieses Wissens ist größer, als im ersten Augenblick abgeschätzt werden kann. Wenn es auch Grenzgebiete gibt, die keine so klaren und eindeutigen Behauptungen zulassen, wie wir später sehen werden, so ist doch die Regel für den praktischen Gebrauch sehr zuverlässig. Es liegt nur an uns, und es ist nur eine Frage der Zeit, d. h. des Forschungsstadiums, ob wir die Erkenntnis einer Gesetzmäßigkeit gewinnen. Das betrifft viele wissenschaftliche Probleme, die den Forschungseifer schon vorzeitig erlahmen ließen, weil uns die Gesetzlosigkeit unüberwindbar zu sein scheint. Eine Resignation ist in dieser Richtung stets unbegründbar.

Das Gleichnis des Siebes, mit dem die Vorsortierung des Wirklichkeitsmaterials durch meine Vernünftigkeit verständlich gemacht werden soll, muß nun noch durch ein anderes Gleichnis ergänzt werden, das die Gesetzmäßigkeit der reinen Denkerzeugnisse darstellt. Hierzu dient das Beispiel eines Stanzautomaten. Ein Stanzautomat ist eine Maschine, mit der ich bestimmte Formstücke aus einer formlosen Fläche, z. B. aus Blech herausstanzen kann.

Sobald ich die Maßzahlen der Arbeitsweise eines Stanzautomaten genau kenne, kann ich immer schon vorher einige wichtige Eigenschaften aufzählen, die den Erzeugnissen des Stanzautomaten zwangsläufig zugehörig sind. Ich kann keines-

wegs sämtliche Eigenschaften vorher bestimmen, denn viele davon hängen von dem verwandten Material ab. Es kommt auch darauf an, ob ich mit dem Apparat irgendwelche Formstücke aus Papier, Holz, Blech oder aus sonstigen Werkstoffen stanze. Ich kann immer nur die Eigenschaften und Besonderheiten angeben, die unmittelbar eine Folge der Besonderheiten des Instrumentes bedeuten. Im Beispiel würde dies die Größe und Form des Ausschnittes, ein Minimum und Maximum an Stärke, Sprödigkeit, Dicke, Elastizität und mancherlei anderer Beschaffenheitsmerkmale bedeuten, aber dies bedeutet nicht die Farbe, die Auflösbarkeit durch Wasser, die Beeinflußbarkeit durch Wärme usw.

Auch wenn ich die Selektivität und die Bestimmungskraft meines Stanzautomaten noch so sehr steigere, so bleibt doch noch in vieler Hinsicht eine Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse übrig, die ich nicht beherrschen kann. Würde ich beispielsweise die Atome der Erzeugnisse zählen können, so müßte ich feststellen, daß auch nicht ein einziges Erzeugnis meines Stanzautomaten mit einem anderen völlig identisch ist. Selbst bei einer Millionenauflage von gestanzten Formstücken wäre es ein sehr unwahrscheinlicher Zufall, wenn ich bei zwei Erzeugnissen genau die gleiche Atomzahl messen würde. Wäre es wirklich einmal der Fall, dann würde ich nur noch einen Schritt weiter zu gehen haben, um in einem anderen Reiche, z. B. der Farbe oder der Elektronen usw., die Mannigfaltigkeit und Unwiederholbarkeit der Erzeugnisse erhalten zu sehen.

Ich lerne daraus, daß die Gesetzmäßigkeiten meines Denkapparates ebenso wie die Siebwirkung meiner Vernünftigkeit niemals zu einer Monotonie führt und etwa die Mannigfaltigkeit des Denkmaterials aus der lebendigen Wirklichkeit behindert.

In diesem Augenblick der Betrachtung tasten wir uns noch an die Problematik der Denkvorgänge ohne große wissenschaftliche Zuverlässigkeit heran, aber es ist wichtig, nicht dem

Vorwurf oder der schon öfter diskutierten Idee zum Opfer zu fallen, daß alles Wirklichkeitsmaterial nur eine Illusion sei und insgesamt nur als Blendwerk unseres Denkvermögens nachgewiesen werden könne. So weit läßt sich der Denkapparat im Prüfraum der Vernünftigkeit niemals aus dem lebendigen Dasein heraustrennen.

Ich kann bei genauer Kenntnis der Arbeitsweise des Stanzautomaten sehr wohl viele Eigenschaften der durch ihn erzeugten Formstücke bestimmen, ohne mich erst in umfangreiche Untersuchungen und Vergleiche einzulassen. Ich weiß viele Besonderheiten, mit denen ich bei den Formstücken von allem Anfang an rechnen muß, aber ich weiß durchaus nicht a l l e Besonderheiten.

In der Praxis wird mir die Erkenntnis von dem Stanzautomaten sehr weitgehend helfen, um die Verwendbarkeit seiner Erzeugnisse beurteilen zu können. Ganz anders verhält sich die Sache jedoch sofort, wenn ich aus der Beschaffenheit der Formstücke Rückschlüsse auf die Arbeitsweise des Stanzautomaten ziehen soll.

Eine genaue Untersuchung der Formstücke ergibt eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit. Ich muß also erst das Gemeinsame der Formstücke ermitteln, um mir die Arbeitsweise des erzeugenden Apparates rekonstruieren zu können. Es ist dabei gar nicht einmal so leicht zu beurteilen, ob ich tatsächlich zuverlässig eine Gemeinsamkeit umgrenzen und mit allen Formbedingungen bestimmen kann, und ob diese Gemeinsamkeit nun auch tatsächlich ihren Ursprung in dem Stanzautomaten nachweisen läßt. Vielleicht gibt es Gemeinsamkeiten der zufällig benutzten Materialien. Ich würde dann später einmal die Überraschung erleben können, daß meine Rekonstruktion sich als trügerisch erwiesen hat. Es ist denkbar, daß der Automat plötzlich einmal gänzlich anderes Material verarbeitet, und daß demzufolge die Erzeugnisse eine ganz andere Beschaffenheit zeigen, als ich vorher dem gemeinsamen Ursprung zugerechnet hatte.

Im Gleichnis besteht noch die Möglichkeit, daß der Automat sich abnutzt, und daß dadurch die Erzeugnisse sich allmählich verändern. Auch gelegentliches Schadhaftwerden mit Funktionsstörungen erschwert den Rückschluß vom Erzeugnis auf den Erzeugungsanteil des Stanzautomaten.

Zweifellos kann es Beobachtungsergebnisse geben, die sich später entgegen allen Erwartungen als gesetzlich unzuverlässig herausstellen und demzufolge keine Sicherheit hinsichtlich einer Rekonstruktion des Denkapparates bieten.

Es gibt noch vieles andere dabei zu überlegen, und damit entsteht wieder die Gefahr, in einer Uferlosigkeit unterzugehen. Die Analogik macht hier jedoch einen durch die Praxis bedingten Strich, um damit alle Weiterungen auszuschalten.

7.

Der Denkapparat

Wenn ich die Arbeitsweise meines Denkapparates und die im Prüfraum meiner Vernünftigkeit geltenden Grundgesetze zuverlässig kenne, dann kann ich bei meinen Forschungen sehr vieles bereits vorweg als gegeben betrachten, was ich ohne eine solche Kenntnis erst mühselig ermitteln müßte.

Wenn ich weiß, daß mein Denkapparat für alle Denkerzeugnisse automatisch die Erfüllung bestimmter Gesetzmäßigkeiten vorschreibt, dann brauche ich mich gar nicht erst mit diesbezüglichen Überlegungen aufzuhalten. Ich kann sofort jeden Gedanken aufgeben, der den Grundgesetzen widerspricht. Damit erspare ich mir viele Umwege.

In jedem Falle kann ich bestimmte Voraussetzungen zu Ausgangspunkten für Forschungen machen und damit auf einem unzerstörbaren Fundament aufbauen.

Die Frage lautet nun: Wie kann ich die Arbeitsweise meines Denkapparates feststellen und diese Feststellung praktisch verwerten?

Es ist leichter, aus der Beschaffenheit eines Stanzapparates zu folgern, welche gemeinsamen Eigenschaften die Erzeugnisse zwangsläufig besitzen müssen, als von den Materialien und Erzeugnissen aus Rückschlüsse auf den Stanzapparat zu ziehen. Wissenschaftliche Behauptungen verlangen eine mathematische Sicherheit, und eine solche Sicherheit wird es bei der Mannigfaltigkeit des Materials und der Unvorhersehbarkeit aller Möglichkeiten des Materials kaum geben können.

Hier muß die Praxis den Strich ziehen, der ein Abgleiten in Uferlosigkeiten verhindert.

Ein Automat, der mir jahrein, jahraus Formstücke liefert, die kreisrund sind, läßt den Schluß zu, daß er gar nichts anderes als kreisrunde Formstücke stanzen kann. Sicherheitshalber würde ich jedoch meine Bestellungen so variieren, daß ich möglichst unterschiedliche Materialien ausprobieren kann. Es ist immerhin möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die kreisrunde Form bereits in dem verarbeiteten Material vorbedingt wird. Sind jedoch die Stücke in jedem Falle immer wieder kreisrund, dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit einer von dem Apparat verursachten und nur von ihm abhängigen Besonderheit zu einer praktischen Gewißheit, die auch in Zukunft bei allen Arbeitsaufträgen kreisrunde Stücke erwarten läßt.

Eine Verschärfung der Probe auf das Exempel läßt sich nicht allein durch möglichst viele Variationen an Materialien erbringen, sondern auch durch eine Untersuchung der Materialien selbst. Es kommt darauf an, irgendeinen Anhaltspunkt für den Verdacht zu gewinnen, daß die kreisrunde Stanzform materialgebunden ist.

Eine Untersuchung von Blech, Papier oder von irgendwelchen Kunststoffen wird ergeben, daß die Struktur dieser Materialien viel zu fein ist, um für die großen kreisrunden Formen verantwortlich oder mitbestimmend sein zu können. Daraus schließe ich mit größerem Vertrauen auf den Stanzautomaten als eigentliche oder ausschließliche Ursache der kreisrunden Werkstücke.

Nun könnte ich die Probe mit faserigem Holz, mit einem groben Stoffgewebe oder mit einem weitmaschigen Drahtnetz machen. Dabei bliebe dann die kreisrunde Form nur in groben Umrissen erkennbar. Die Peripherie wäre nicht glatt, sondern bedeutete nur einen Grenzwert, d. h. eine gedachte kreisrunde Linie, bis zu der die freien Enden der Faserung oder des Gewebes reichen könnten. In diesem Falle würde ich die Abweichungen von der einfachen Stanzform der Beschaffenheit des Materials zuweisen können. Ich weiß aber auch in diesen Fällen, daß die zackige und immer wieder wechselnde Begrenzungs-

linie der Formstücke die Gemeinsamkeit zeigt, genau in eine kreisrunde Öffnung von bestimmter Größe hineinzupassen.

Mit Hilfe solcher Überlegungen wäre es möglich, allmählich einige Gewißheit über die Arbeitsweise und die Gesetzmäßigkeiten der Erzeugnisse des Stanzautomaten zu erreichen, die bei allen neuen Aufträgen eine weitgehende Vorherbestimmung des zu erwartenden Arbeitsergebnisses gestattet.

Das gleiche Verfahren läßt sich auch bei meinem Denkapparat anwenden.

Wenn ich in den Erzeugnissen, die sich durch ihre extreme Verschiedenheit an Material für eine Kontrolle besonders eignen, ganz bestimmte Gemeinsamkeiten entdecke, die offensichtlich nichts mit der jeweiligen Materialbeschaffenheit zu tun haben und gewissermaßen auf einer anderen Ebene liegen oder einer anderen Größenordnung zugehören, dann darf ich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit danach zuverlässige Rückschlüsse auf die Arbeitsweise meines Denkapparates vornehmen. Grenze ich dann weiterhin die Gültigkeit der ermittelten Gesetzmäßigkeiten auf bestimmte Materialeigenschaften ab, dann nähert sich die empirische Beweisführung allmählich der Härte eines mathematischen Satzes.

Auch bei dem Gefühl einer mathematischen Sicherheit mit ihrer höchstmöglichen Befriedigung unseres Forschungsdranges darf man nicht vergessen, daß es sogar im Zahlenreich keinen absoluten und gänzlich von Erfahrungen unabhängigen Ausgangspunkt gibt. Selbst die elementarste Rechnungsform ist im Leben lediglich eine Arbeitshypothese, die durch eine naturwidrige Beschränkung auf das Wesentliche uns vor Uferlosigkeiten bewahren soll.

Theoretisch ist es denkbar, daß ich viele Jahre hindurch mit den auf solche Weise ermittelten Gesetzen meines Weltbildes ohne Widersprüche und zur vollen Zufriedenheit rechnen kann, bis ich dann trotzdem einmal eine Ausnahme vorfinde, die nicht mit den bisher als zuverlässig betrachteten Mitteln befriedigend eingeordnet werden kann.

Es kann theoretisch vorkommen, daß nach tausend Erprobungen plötzlich doch einmal ein Widerspruch auftaucht, demzufolge ich irgendeinen Teil meiner Rekonstruktion des Denkapparates verwerfen oder abändern müßte.

In einem solchen Falle würde ich in der Praxis zuerst die Ursache des neuen Bildes im Material suchen, und zwar etwa darin, daß für dieses neue Material die ermittelte Eigenschaftsliste des Denkapparates nicht ausreicht, oder daß der Apparat nicht richtig beschickt wurde. Man trennt sich nur ungern von Anschauungen, die sich tausendmal als richtig erwiesen haben, und es kann viele Gründe für eine plötzliche Fehlwirksamkeit geben.

8.

Der Mut zur Folgerichtigkeit

Die Annahme eines Denkapparates, der wegen irgendwelcher dazu zwangsläufig gehörigen Eigenschaften mit einem charakteristisch arbeitenden Stanzautomaten verglichen werden kann, läßt eine Anzahl von Folgerungen zu, die zwar nicht unmittelbar den Wert der analogischen Forschungsmethode für naturwissenschaftliche Aufgaben betreffen, aber den Mut zur Folgerichtigkeit im Bereich der analogischen Denkweise prüfen lassen.

Der Mensch betrachtet einen so großen Teil seines Besitzes an praktischem Wissen als eine so selbstverständliche Voraussetzung, daß es ihm schwer fällt, irgendwelche Schlußfolgerungen anzuerkennen, die mit seinen gewohnten Anschauungen im Widerspruch stehen. Auch fest eingewurzelte Anschauungen können die Denkergebnisse unserer Vernünftigkeit beeinflussen, und es liegt auf der Hand, daß sie nicht geeignet sind, die Forschung zu erleichtern oder uns unmittelbar zur Kennzeichnung der Arbeitsweise unseres Denkapparates dienlich zu sein.

Daher wird es zweckmäßig sein, die althergebrachten Anschauungen so weit als möglich aufzulockern, damit sie uns nicht bei der Auswertung analogischer Methoden behindern. Man sollte sogar versuchen, mit allen Arten von Anschauungen und Theorien zu brechen, damit wir uns ohne Ablenkung auf echtes Beobachtungsmaterial beschränken können.

So sind wir z. B. gewohnt, uns als Mensch unter Menschen zu fühlen. Kein einzelner unter uns hat eine Ausnahmestellung zu beanspruchen. Wir sind geneigt, sogar den Menschen in ihrer Gesamtheit keine Vorrechte zuzugestehen, wenn wir uns eine naturwissenschaftliche Weltordnung ausdenken.

Vor langen Zeiten waren die Menschen davon überzeugt, in der Mitte des Weltganzen zu leben. Heute lächeln wir über eine solche Anmaßung. Wir wissen auch mit ziemlicher Sicherheit, daß unser Erdball keinen Mittelpunkt im Kosmos bildet, weder in der galaktischen Sterneninsel noch im größeren Bereich der Spiralnebel. Wir betrachten es trotz der großen rechnerischen Wahrscheinlichkeit als eine unsinnige Überheblichkeit, die Erde als einzigen bewohnten Weltkörper anzunehmen. Wir scheuen uns geradezu vor einer Sonderstellung. Ist dies berechtigt?

Das Postulat unseres Denkapparates widerspricht einer derartigen Bescheidenheit durchaus. Es liefert allerdings keine Gegenbeweise, aber es beweist durch seine Unvermeidbarkeit seine Einmaligkeit im Denkbereich.

Der Beobachter steht immer im Mittelpunkt des Kosmos. Er ist vor sich selbst stets gegenüber allen beobachtbaren Erscheinungen ausgezeichnet. Das Denkbewußtsein ist einmalig.

Ich muß sogar weitergehen und behaupten: Eine wirklich unbestreitbare Überzeugung von einem Dasein kann ich nur für mich selbst, für mein eigenes Denkbewußtsein vertreten.

Ich weiß, daß ich beobachte und denke. Alles andere, die ganze Welt um mich herum mit allen darin befindlichen Menschen, Tieren, Pflanzen, lebenden und leblosen Stoffen ist für mich nur Beobachtungs- und Denkmaterial, über dessen absolutes Dasein und Beschaffenheit ich noch keinerlei betonbare Sicherheit besitze. Ich weiß, daß irgendwelches Material vorhanden sein muß, denn sonst wäre mein Denkapparat auch nicht vorhanden. Ich weiß aber von keinerlei Eigenschaften, die ich mir nicht vorstellen kann und daher von meinem Vorstellungsvermögen unabhängig sind.

Es ist nach den bisherigen Überlegungen durchaus möglich, daß der ganze Reichtum an Formen nur ein Erzeugnis meines Denkapparates ist.

Man wird sagen: Es ist doch ganz undenkbar, daß ein Mensch sich die ungeheure Mannigfaltigkeit der Welt allein ausmalen

kann! Ich weiß, wie dumm ich mich oft fühle, und ich denkbeschränktes Lebewesen soll imstande sein, den unfaßbaren Reichtum an Wirklichkeitserlebnissen selbst zu erzeugen! Und trotzdem gibt es keinen vernünftigen Einwand gegen die Behauptung, daß allein mein Gehirn die ungeheure Mannigfaltigkeit von Augenblick zu Augenblick entstehen läßt. Es ist ja nicht meine kritisierbare Fähigkeit im Gebrauch der Vernunft, die so allmächtig ist, sondern der Denkapparat, über den ich noch sehr wenig aussagen kann.

Es gibt kein Weltbild, das ich nicht ausschließlich durch meinen Denkapparat gewinnen muß. Solange ich die Arbeitsweise meines Denkapparates noch nicht kenne und daher auch nicht abschätzen kann, wie viele der in den Prüfraum meiner Vernunft gelangten Erscheinungen auf die Arbeitsweise und wie viele auf eine von ihm unabhängige Besonderheit des Denkmaterials zurückzuführen sind, muß ich mich damit abfinden, daß ich mit meinem einmaligen Denkbewußtsein ganz allein im All existiere. Alles andere sind Vorstellungen.

Die natürliche Scheu vor solcher Einsamkeit verleitet zu Notbrücken, aber es muß daran festgehalten werden, daß ich durch die Notbrücken auch sofort die kalte Folgerichtigkeit des Nachdenkens verliere und mich durch Wunschträume beeinflussen lasse.

Es nützt nichts, wenn ich mir selbst zuflüstere: Um der Theorie willen kann ich ja ruhig so tun, als ob ich allein sei. Praktisch ist es doch nicht der Fall, denn sonst würde sich ja auch die Aufstellung der Theorie und die Niederschrift einer naturwissenschaftlichen Forschungsmethode erübrigen.

So darf ich nicht vorgehen, wenn ich das hochgesteckte Ziel der Gewinnung unerschütterlicher Gesetze des Weltgeschehens nicht aus den Augen verlieren will. Ich bin mir der eigenen Denkfähigkeit bewußt, aber ich weiß nichts von einem Denkbewußtsein anderer Menschen. Ich vermute es aus praktischen Gründen, daß ich nicht allein bin, aber diese Vermutung ist keine zuverlässige Basis, um darauf Denkgebäude zu bauen.

Die anderen Menschen kenne ich nur aus den Bildern meines Denkapparates. Mein Ichbewußtsein ist aber kein Erzeugnis meines Denkapparates, sondern der Erreger des Denkapparates. Das ist das einzige Wissen, das gegenüber allen sonstigen Erzeugnissen des Denkapparates unbestreitbar bleibt.

Ich teile die Welt von vornherein in mich, d. h. in das untersuchende Ich und in das zu untersuchende Material. Dabei ist mir das Ich nicht zweifelhaft, dagegen das Material so zweifelhaft, daß ich es zu untersuchen bestrebt bin, um mit der Aufstellung von Gesetzlichkeiten die Zweifelhaftigkeit etwas zu verringern.

Auf diesem Wege muß ich noch weitergehen.

Sobald ich den mir zugehörigen Körper betrachte, meinen Leib mit seinen Gliedern, wird alles dies zu einem Material, das ich nur auf dem Wege über meinen Denkapparat kennenlerne. Nicht nur meine Körperlichkeit, sondern auch meine Neigungen, meine geistigen Eigenschaften, mein ganzes menschliches Dasein bis in die Denkvorgänge selbst hinein, sind genau so zweifelhaftes Material wie alles andere, was ich beobachten und durchforschen kann.

Wenn ich demnach von meinem Ich als Mittelpunkt spreche, dann meine ich mich nicht als begreifbaren oder untersuchbaren Menschen, sondern nur das letzte geistige Etwas, das den Denkapparat erregt, und das sich auch bei eingehender Untersuchung jedem Zugriff entzieht, weil es das Untersuchende ist.

Vielleicht gelingt es mir, auch von dem Denkapparat noch viele Geheimnisse zu entschleiern und viele seiner Eigenschaften so zu einem Bilde zu vereinigen, wie ich dies bei den Sinnesorganen ohne weiteres tun kann. Damit würde ich dann das Ich noch weiter zurückdrängen und es schließlich nur noch als einen Brennpunkt gelten lassen. Trotzdem wird auch das punktförmige und unfaßbar gewordene Ich der Ausgangs- und Mittelpunkt des Weltganzen bleiben und in seiner einsamen Einmaligkeit beharren.

Ich darf nicht vor solchen Überlegungen zurückschrecken.

In allem, worin ich mich mit anderen Menschen vergleichen kann, ist nicht das eigentliche Ich, der Kern meines Bewußtseins, enthalten. Alles, worüber ich an mir selbst nachdenken kann, löse ich damit zugleich von mir als geistigen Ursprung ab, und alles, was ich als meine Eigenchaften bestimmen kann, bezieht sich nicht mehr auf mich selbst.

Würde ich z. B. mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß alle Menschen sterben müssen, dann darf ich die Wahrscheinlichkeit des Todes nur auf den Teil meiner Wesenhaftigkeit beziehen, der mit anderen Menschen vergleichbar ist. Mein Körper ist vergleichbar, denn er ist offensichtlich nicht anders beschaffen als bei allen anderen Menschen. Mein Triebleben zeigt die gleichen Grundgesetze. Sogar mein Forschungsdrang wiederholt sich in vielen anderen Menschen mit großer Deutlichkeit. Als Denkmaterial und als zu untersuchendes Objekt glaube ich nichts anderes zu sein als eine massenhaft vorkommende Erscheinung. Mein Körper und meine geistige Wesenhaftigkeit spielen zwar für mich eine besondere Rolle, aber beides gehört eben zu den Erzeugnissen meines Denkapparates wie alle sonstigen Dinge der Wirklichkeit. Nur das denkende Ich selbst gehört nicht zu den untersuchbaren Dingen, und deshalb gibt es keine logische Schlußfolgerung, die auf dieses Ich alle Erfahrungen mit lebenden Wesen anwendbar machen und einen gewissen Tod voraussagen läßt.

Dieses Ich hat ja erst die ganze Welt mit Hilfe seines Denkapparates erzeugt, d. h. soweit sie für mich eine erkennbare Welt ist.

Der Versuch, aus der Beschaffenheit der Welt, wie sie von meinem Denkapparat erzeugt wurde, Rückschlüsse auf eben den Denkapparat ziehen zu wollen, darf nicht so ausgelegt werden, daß dem Ergebnis auch das eigentliche Ich als Ursache aller Denkvorgänge unterliegt.

Ich mutmaße zwar, daß die von mir erdachte Welt nicht mit meinem Erkenntnisvermögen erschöpft ist, und daß mein Denkapparat gewissermaßen nur einen Ausschnitt aus einer mir

unbekannten Welt herausstanzt, aber ich würde einen Fehlschluß begehen, wenn ich dabei die Unabhängigkeit und die Jenseitigkeit meines Ich anzweifeln würde. Der Schöpfer kann nicht das Geschöpf sein. Die Gesetze des Geschöpfes lassen Rückschlüsse auf die technische Arbeitsweise des Schöpfers zu, aber niemals auf dessen Ich als Ursache.

Im bürgerlichen Leben würde man solche Überlegungen als größenwahnsinnige Verirrungen empfinden. Wollte man sich jedoch der triebhaften Beeinflussung von Mitmenschen unterwerfen, so schlösse sich sofort die Tür zu wesentlichen Erkenntnissen.

Nur wenn das Ich den Mut zur Folgerichtigkeit aufbringt und seine Einsamkeit ertragen lernt, die den Beobachter stets von seinem Beobachtungsmaterial unterscheidet, nur dann besteht einige Hoffnung auf befriedigende und dauerwertige Denkergebnisse.

Es nützt auch nichts, die Theorie lediglich als Arbeitshypothese mit Vorbehalten zuzulassen, denn nur die tiefinnerliche Überzeugung von der Unvermeidlichkeit der Abstraktion des Ich vermittelt den Zustand der Hellsichtigkeit und Unabhängigkeit, der schöpferische Einfälle aufnehmbar macht.

Im bürgerlichen Leben rechne ich damit, daß ich sterblich bin, und ich bin überzeugt davon, daß allen Erfahrungen gemäß mein irdisches Dasein zerfallen wird. Das kann sich jedoch nicht auf das eigentliche Ich als Ursache dieser Erfahrungen beziehen. Es gibt keine Folgerung, die das Ich zur Sterblichkeit verurteilt. Die Sterblichkeit ist eine Eigenschaft der durch meinen Denkapparat erzeugten Welt, aber deshalb braucht sie durchaus nicht eine Eigenschaft des Erzeugers zu sein. Alle die Begriffe der Zeit, der Entwicklung, der Unbeständigkeit und Endlichkeit sind ebenso Merkmale der von mir erzeugten Welt wie die stofflichen Zusammensetzungen. Sie üben keine Herrschaft über das Ich aus.

Es gibt so viele Fragen, die durch ihre Aufstellung bereits die Antwort in eine bestimmte Richtung drängen. Fragen ent-

halten zumeist Wünsche und bedingen stets eine Einengung des Einfallstores für schöpferische Gedanken. Die Fragen nach der Zeit vor der Geburt und nach dem Tode sind in sich unsinnig. Lasse ich sie für die von mir erdachte Welt gestellt werden, dann sind sie fehl, weil diese Welt eben vor der Geburt und nach dem Tode nicht besteht. Richte ich sie an mein Ich, so ist erst recht keine Antwort zu finden, denn der Zeitbegriff ist nur ein Bestandteil der erdachten Welt, deren Besonderheiten nicht auf das erzeugende Ich übertragbar sind. Der Erzeuger des Zeitbegriffes braucht nicht selbst davon abhängig zu sein.

Die absolute Stofflosigkeit, Zeitlosigkeit und überhaupt Unbegreifbarkeit des Ich läßt keine Vergleiche mit der Wirklichkeit zu. Es ist nicht zwecklos, über den Denkapparat nachzudenken, denn dieser ist das Instrument, mit dem das Ich die Welt erzeugt. Aber der Denkapparat bildet die äußerste Grenze des Forschungsbereiches. Das Ich als Forschungsursache bleibt außerhalb.

Die von mir erdachte Wirklichkeit enthält einen großen Teil von Geschehnissen, für den ich mich im bürgerlichen Leben nicht gegenwärtig weiß. Ich spreche von einer Vergangenheit, die ich selbst nicht miterlebt habe. Im wesentlichen beruht auf dieser Annahme das Bewußtsein meiner engen zeitlichen Gebundenheit.

Solange ich von mir als körperliches oder auch geistiges Wesen innerhalb der von meinem Ich erzeugten — man kann auch sagen: vermittelten und geformten — Welt spreche, ist das richtig. Wenn ich jedoch mein erzeugendes Ich in den Ablauf der Geschehnisse einbeziehen will, begehe ich einen Denkfehler. Wie die Welt, von irgendeinem absoluten Standpunkt aus betrachtet, beschaffen ist, weiß ich nicht. Die Annahme eines absoluten Standpunktes, der unabhängig von meinem denkenden Ich ist, bleibt gänzlich unberechtigt. Sie beruht nur auf einer Verwechslung zwischen dem Ich als Beobachter und dem Ich als Beobachtungsobjekt.

Das beobachtende Ich hat die Welt erzeugt, und zwar mit einer erfahrungsreichen Vergangenheit, mit einer lebendigen Gegenwart und mit einer dunklen Zukunftshoffnung. Diese Dreiteilung gehört zu den Beschaffenheitsangaben der erzeugten Welt. Damit ist die Vergangenheit immer ein gegenwärtiges Erzeugnis. Die Vergangenheit entsteht erst in dem Augenblick, in dem ich sie erdenke. Es gibt nichts, was die Annahme rechtfertigt, daß sie von meinem erzeugenden Ich unabhängig besteht. Sie ist einfach nur ein Teil des Weltbildes.

Ich kann mir ein Bild malen lassen, auf dem ich mich als Jüngling, also in der Körperlichkeit der Vergangenheit, als Mann der Gegenwart und als Greis einer mutmaßlichen Zukunft dargestellt sehe. Tatsächlich ist dieses Bild dann gegenwärtig.

Genau so verhält es sich mit dem Weltbild. Ich erzeuge selbst die Vergangenheit als totes Wissensmaterial und die Zukunft als Projektionsfläche der Nutzanwendung meines Wissens. Die Gegenwart ist eigentlich unfaßbar, denn ihre Zeitsekunde schrumpft bei genauer Untersuchung so eng zusammen, daß sie nur als Grenzbezirk zwischen Wissen und Wollen mit der Unfaßbarkeit des erzeugenden Ich identisch wird. Jede erkannte Gegenwart ist bereits zur Vergangenheit geworden und jede zu nutzende Gegenwart rechnet zur Zukunft. Daraus ergibt sich eine sehr kühne Folgerung, und die lautet: Es gibt für das erzeugende Ich kein Gesetz, das die Unbeeinflußbarkeit der Vergangenheit und der Zukunft bedingt.

Alle diese Überlegungen haben uns ein wenig von der Schlichtheit naturwissenschaftlicher Beobachtungen abweichen lassen. Sie sind jedoch notwendig, um die Unvoreingenommenheit zu prüfen, mit der der Leser an die analogischen Forschungsmethoden herangehen muß.

9.

Die Ebenen

Die Grenzen meiner Vorstellungsfähigkeit sind zugleich die Grenzen aller möglichen Weltbilder. Ich kann mich mit der Wirklichkeit immer nur so weit beschäftigen, wie sie vom Sieb meiner Vorstellungsfähigkeit durchgelassen wird, und deshalb fallen sämtliche Fragen nach einem „Außerhalb" fort. Ich kann sehr wohl nach dem Außerhalb meines derzeitigen Wissens fragen, und ich kann die Grenzen meiner Erkenntnis hinauszuschieben suchen, aber alles, was meinen Denkapparat weder unmittelbar noch mittelbar zu einem Abbild anzuregen vermag, ist überhaupt nicht vorhanden.

Sobald ich z. B. bei der systematischen Reduktion eines Maßstabes auf einem mathematischen Punkt angelangt bin, ist es sinnlos, danach zu fragen, wie es nun weiter geht. Ein Punkt läßt sich im Bereich der Mathematik nicht weiter reduzieren, denn er versinnbildlicht die Grenze zum absoluten Nichts. Außerhalb der Vorstellbarkeit meines Denkapparates herrscht das absolute Nichts.

Die Analogik lehnt viele Fragen ab, mit denen sich die Menschheit seit Jahrtausenden kindlicher Wunschträume beschäftigt hat. Ihr Ziel wird zwar nicht einseitig durch eine Bewertung von Besitz und Macht, sondern erstlich durch den Trieb zur Erforschung der erkennbaren Wirklichkeit bestimmt, aber sie verlangt eine gegenständliche Beschränkung, denn gerade die Ermittlung der Grenzen soll für die Arbeitsweise des Denkapparates aufschlußreich sein.

Das Aufsuchen von Gemeinsamkeiten aller Denkprodukte unterliegt der Bedingung ausnahmslos gültiger Merkmale, so-

wohl für die Wirklichkeit als auch für Phantasiegebilde. Jede Ausnahme zerstört den Rückschluß auf die Arbeitsweise des Denkapparates. Darin unterscheidet sich die analogische Methode von dem vielfach benutzten Forschungsmittel der Analogieschlüsse.

Analogieschlüsse sind zur Ausdeutung der Wirklichkeit und für eine darauf aufgebaute Prognose von sehr zweifelhaftem Wert. Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit und Verstricktheit des praktischen Lebens wird die Forderung ausreichend analoger Verhältnisse nur sehr selten erfüllt. Die Vergleichbarkeit von Situationen, die zu diesem Zweck aus ihrem Zusammenhang mit vielen unbekannten Ursachen herausgerissen werden müssen, bleibt stets bruchstückhaft.

Wenn ich also z. B. mit meinen Kenntnissen der Geschichte Preußens für die Entwicklung Japans Voraussagen machen zu können glaube, weil sich dort zu irgendeinem Zeitpunkt angenähert gleichartige Verhältnisse annehmen lassen, so benutze ich Analogieschlüsse, die nur eine sehr geringe Gewähr für Bestätigung durch Entwicklungstatsachen bieten.

Wenn ich dagegen die Feststellung mache, daß ausnahmslos sämtliche Völker bestimmten Strukturgesetzen genügen müssen, die sich nicht nur bei Preußen und Japanern oder bei Menschenvölkern überhaupt, sondern auch bei tierischen und pflanzlichen Gemeinschaften als unentrinnbar erwiesen haben, dann bleibe ich von Einzelvoraussetzungen befreit und kann analogische Schlüsse für neue Anwendungsbeispiele vorbringen.

Die Analogik verlangt eine Restlosigkeit und Vollständigkeit aller Elemente des Vergleichs mit der Bedingung zweifelsfreier Übereinstimmungen. Deshalb kennt die Analogik nur universale Gesetze.

Das bedeutet natürlich noch keine Identität der vergleichbaren Objekte. Zur Erklärung der Sachlage benötige ich deshalb noch eines Wortes, mit dem ich den Vergleichsbereich abgrenzen kann: die Vergleichsebene. Ein Stanzautomat, der aus Gold- und Silberblech kreisrunde Formstücke herausstanzt,

ist nicht für das Material selbst verantwortlich, sondern mit Sicherheit nur für die kreisrunde Form. Es ist allerdings denkbar, daß die von ihm aufzuwendende Kraft bestimmte Vorschriften hinsichtlich der Blechstücke bedingt. Ist das Blech zu dünn, dann wird es allzu leicht zerreissen, um klare Formstücke zu gestatten. Ist das Blech zu dick, dann bleibt der Automat stehen und liefert keine Formstücke. Will ich nun von den Formstücken in Gold und Silber Gemeinsamkeiten ermitteln, die Rückschlüsse auf den Stanzautomaten ergeben, dann muß ich mich auf bestimmte Vergleichsebenen beschränken.

Die eine Ebene wird durch die äußere Form bestimmt. Alle Formstücke, sowohl in Gold wie in Silber, stimmen ausnahmslos in dem Kreisrund bestimmter Größe überein. Auf der Ebene der Flächenbegrenzung kann ich also mit einer Vollständigkeit und einer Allgemeingültigkeit rechnen, die einen Schluß auf die Arbeitsweise des Stanzautomaten zulassen. Das bedeutet, daß ich ein ebenso kreisrundes Formstück zu erwarten habe, wenn ich den Automaten mit Eisenblech beschicke.

Nun kann es vorkommen, daß meine Erwartung enttäuscht wird. Der Automat verarbeitet entweder das Eisenblech überhaupt nicht oder in einer so zerknitterten und regelwidrigen Weise, daß ich an meinen Rückschlüssen hinsichtlich der unbeirrbaren Arbeitsweise des Automaten zu zweifeln beginne. Die Ursache mag darin liegen, daß die von mir gewählte Vergleichsebene nicht ausreicht und durch eine zweite Ebene ergänzt werden muß.

Ich versuche also von neuem, die beiden Arten von Formstücken in Gold und Silber miteinander zu vergleichen, um weitere zuverlässige Gemeinsamkeiten zu ermitteln. Vielleicht mache ich noch Versuche mit anderen Materialien, also Blei, Holz, Papier usw.

Dabei stelle ich zahlreiche Verschiedenheiten der Rohstoffe fest, z. B. in ihrem chemischen Verhalten, in ihrer Reißfestigkeit, Elastizität, im Gewicht usw. Bei ausreichenden Versuchen werde ich auf eine Vergleichsebene kommen, für die ich den

Maßstab eines Schnittwiderstandes schaffen könnte. Wenn der Schnittwiderstand zu gering ist, dann versagt die normale Arbeitsweise meines Stanzautomaten ebenso wie im Falle eines zu hohen Schnittwiderstandes. Wenn weitere Versuche diese Grenzen bestätigen, dann habe ich damit die Arbeitsweise des Stanzautomaten genauer bestimmt als zuvor. Eiserne Formstücke brauchen demnach nicht das gleiche Gewicht, die gleiche Dicke oder sonstige Übereinstimmungen zu zeigen, sie müssen sich nur auf der Ebene des Schnittwiderstandes an die gleichen Bedingungen halten.

Ganz unabhängig von dem Schnittwiderstand können die Hubhöhe oder die Beschickungsöffnung ein Höchstmaß der Blechstärke voraussetzen. Auch solche Erfahrungen erhöhen meine Kenntnis vom Stanzautomaten. Immer aber muß ich an bestimmten Vergleichsebenen festhalten, und auf keiner dieser Ebenen darf ich Ausnahmen dulden.

Der Begriff der Ebene ist dem Begriff eines Systems gleichzusetzen. Beide Begriffe sind nicht willkürlich abgrenzbar, denn der Totalitätsanspruch analogischer Gesetze verlangt jeweils vollständige Forschungsgebiete.

Das Wort Ebene wurde gerade deshalb gewählt, weil damit zwar eine nützliche dimensionale Begrenzung anschaulich wird, aber zugleich eine willkürliche Flächenbegrenzung vermieden und auf der Ebene selbst alle Raumfreiheit zugestanden werden kann, die das Streben nach neuen Erkenntnissen verlangt.

Ohne dimensionale Begrenzungen würde ich vor einer Uferlosigkeit von möglichen Vorstellungen stehen, die keine Begreifbarkeit zuläßt. Aber bereits die praktische Tätigkeit, die in einer Mitteilung an eine Menschheit liegt, bedingt eine bestimmte Ebene, die sich aus dem Mitteilungszweck ergibt.

Das Mitteilungsbedürfnis polarisiert gewissermaßen die universale Mannigfaltigkeit und bestimmt die Ebene der Lebensgemeinschaft, die alles außer acht läßt, was über oder unter

der Ebene liegt und nicht dem Begriff des Lebenden entspricht, ohne dabei eine Flächenbegrenzung festzulegen.

Solange ich auf der Ebene bleibe, fühle ich mich als Mensch unter Menschen. Ich kann analogische Gesetze aufstellen, die für diese Ebene eine unzerstörbare ausnahmslose Gültigkeit haben. Auf diese Weise kann ich dann bei der Erforschung unbekannter Weiten der Ebene das Wissen um die für die Ebene zwingend und ausnahmslos gültigen Gesetze praktisch verwerten. Es gibt sehr viele Eigenschaften, die für alle Erscheinungen auf der Ebene des Lebenden gemeinsam kennzeichnend sind. Mit diesen Eigenschaften muß ich auch persönlich als Lebewesen restlos übereinstimmen. Ich habe auf dieser Ebene keine Sonderrechte, und auf ihr verschwindet das Spiegelbild der Unsterblichkeit und der Einsamkeit des denkenden Ich. Nehme ich z. B. an, daß alles Leben den Tod bedingt, dann würde diese Erfahrungstatsache für alle Erscheinungen auf der Ebene des Lebens gültig sein müssen, um ein analogisches Gesetz daraus zu bilden. Auch ich selbst als lebendiges Wesen würde diesem Gesetz unterworfen sein, nur das denkende Ich muß davon unabhängig bleiben, da es auf keiner einzelnen Ebene befangen ist.

Es lassen sich viele solche Ebenen herausschneiden, um totale Vergleichsbedingungen zu ermöglichen, und um die Fehler der Analogieschlüsse vermeiden zu können. So bilden weiterhin die Welten des Stofflichen und der Mathematik trotz ihrer Unbegrenztheit oder bisherigen Unerschöpflichkeit deutlich abtrennbare Systeme, für die analogische Totalitätsansprüche gestellt werden können. Sie sind den Materialgruppen vergleichbar, für die das Verhalten des Stanzautomaten vorherbestimmt werden soll.

Bisher ist schon mehrfach das Wort Wirklichkeit benutzt worden. Da ich mit meinem Denkapparat die Wirklichkeit mit Bewußtsein nur so weit kenne, wie sie in den Prüfraum eingelassen wird, kann ich einfach alles als wirklich bezeichnen, dessen Daseinsursache nicht von meinen Einfällen und Über-

legungen abhängig ist. Es muß zugegeben werden, daß die Einteilung aller Erzeugnisse meines Denkapparates in solche Dinge, die anscheinend außerhalb meiner persönlichen Einflußzone liegen, und solche, deren Ursachen ich unmittelbar in mir selbst suchen muß, sehr willkürlich ist. Die Unterscheidung kann sich an Widersprüchen trügerisch erweisen, denn die totale Abhängigkeit von meinem Denkapparat für beide Erlebnisarten läßt wahrscheinlich mancherlei Verwechslungen und Vermischungen zu.

Hierbei muß eine reine Arbeitshypothese helfen, die zu gegebener Zeit wieder fallen gelassen werden kann, soweit sie sich nicht mehr als tragfähig erweist. Zu diesem Zweck habe ich die beiden Gleichnisse vom Sieb und vom Stanzautomaten gewählt.

Den Ursprung des zur Untersuchung in den Prüfraum meiner Vernunft gelangenden Materials habe ich als zweifach geschildert. Das eine Mal sind es Dinge, die so vorzustellen sind, als ob sie von außen her durch ein Sieb eindringen. Das Sieb ist unvermeidbar, weil ich erst dadurch das Material auf begreifbare und für die Vernunft verwendbare Dinge beschränke. Die Begreifbarkeit bedingt das Gleichnis des Siebes. Daß es kein „Außen" für mich gibt, ist für die provisorische Arbeitshypothese gleichgültig. Es handelt sich dabei nur um die Kennzeichnung des Materials, das bei seinem Erscheinen im Prüfraum außer der Vorsortierung des Siebes noch keinerlei Ordnung erfahren hat, und das aller Wahrscheinlichkeit nach in seinem Ursprung von mir weitgehend unabhängig ist.

Im Gegensatz hierzu bedeuten meine Einfälle, Eingebungen, Willkürlichkeiten und Gedankenkompositionen ein Material, das seinen Ursprung in mir selbst haben könnte. Ob es tatsächlich der Fall ist, brauche ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls habe ich es mit den Erzeugnissen eines Stanzautomaten verglichen.

In gewisser Hinsicht müssen das Sieb und der Stanzautomat identisch sein. Beide sind mir eigentümlich und bedeuten eigent-

lich nur verschiedene Gleichnisse für die Besonderheiten der Arbeitsweise meines Denkapparates. Der Unterschied der Gleichnisbilder ist nur zustandsbedingt, d. h. als Kennzeichnung zweier Materialursprünge, deren Unterscheidung — streng genommen — nicht zuverlässig sein kann, aber zur Klärung im Rahmen einer Arbeitshypothese nützlich sein wird.

Das Siebmaterial nenne ich Wirklichkeit, und das Stanzmaterial nenne ich Denkerzeugnis. Beides zusammen ergibt meine Vorstellungswelt, die einzig mögliche Welt, in der ich bewußt oder unbewußt lebe und nachdenke.

Das wissenschaftliche Gemeinschaftsziel verlangt das Bild eines Denkapparates, den ich bei anderen Menschen gleichartig voraussetze. Damit bleibe ich bei allen Erörterungen auf der Ebene des Menschentums verpflichtet.

Es ist nicht erwiesen, daß mein Denkapparat mit dem entsprechenden Instrument anderer Menschen vollkommen übereinstimmt, zumal die anderen Menschen ja nur Produkte meines Apparates sind. Ich fühle mich aber genötigt, nur solche analogischen Gesetze aufzustellen, die für alle Menschen Gültigkeit haben, und damit beschränke ich mich auf Denkformen, die allgemein menschlich vorausgesetzt werden müssen. Die Ebene der Wissenschaft oder der Vernünftigkeit ist bereits als eine Einschränkung zu bewerten, über die ich z. B. im Bereich des Schöpferischen, des Trieblebens oder ähnlicher persönlichster Belange hinauszugehen gewohnt bin.

Durch die sehr unterschiedliche Lagerung der Ebenen ergeben sich viele Schnittlinien und Berührungen, die wiederum im Gleichnis wenigstens in zwei Richtungen unbegrenzte Mannigfaltigkeit gestatten. Das Wort Ebene soll indessen nicht dazu verführen, sich an eine Zweidimensionalität oder eine Eindimensionalität bei Schnittlinien zu halten. Die gedachten Ebenen oder Systeme sind nicht an physikalische Dimensionen gebunden. Das Gleichnis soll lediglich verdeutlichen, daß jedes System eine Einschränkung durch eine Art Polarisierung bedeutet.

Tatsächlich kann ich bei der Vielheit von möglichen Systemen nur auf der einen umfassenden Ebene der Vernünftigkeit allgemein gültige Gesetze aufstellen. Das Postulat des Denkapparates der Analogik betrifft also nicht mein ureigenes Ich, sondern nur das, was ich allgemein als menschliche Denkeigenschaften nachweisen kann.

10.

Persönliches und unpersönliches Wissen

Die Naturwissenschaft hat die Aufgabe, die uns umgebende Welt zu erforschen und die Forschungsergebnisse in den Dienst weiterer Forschungen zu stellen.

Die Besonderheit der menschlichen Vernünftigkeit bedingt, daß nur solches Wissen als befriedigend empfunden wird, das eine Übereinstimmung von Vorgängen oder Dingen der Wirklichkeit mit den Gesetzen der Vernünftigkeit erkennen läßt. Nur wenn es mir gelungen ist, alle wesentlichen Vorgänge und Dinge irgendeiner Erscheinung der Wirklichkeit untereinander in einen gesetzmäßigen, eindeutigen und zugleich zwangsläufigen Zusammenhang zu bringen und weiterhin dabei Anschluß an ein bereits als gesichert geltendes Wissen zu erreichen, so daß ein festgefügtes und zuverlässig gegründetes Gebäude entsteht und im Einklang mit allen neuen Wirklichkeitserlebnissen beharrt, nur dann erlebe ich das Gefühl eines gesicherten Wissensbesitzes.

Solange ich noch keinen Anschluß an ein gesichertes Wissen habe und die Deutung meiner Forschungen von Gefühlswerten, Gläubigkeit oder ähnlichen subjektiv gefärbten oder ganz persönlichen Neigungen abhängt, kann ich mich vielleicht selbst etwas befriedigt fühlen, aber immer nur zeitlich eng beschränkt und ohne das Recht auf Verallgemeinerung. Zum vollkommenen Wissensbesitz gehört es, daß ich ihn erklären und übertragen kann, und daß ich mit seiner Unzerstörbarkeit auf lange Sicht, wenn nicht überhaupt mit aller Zeitlosigkeit, rechnen darf.

Infolgedessen muß ich bei meinen Forschungen den Einfluß meiner Stimmungen, Neigungen und seelischen Überzeugungen auszuschalten suchen. Vor allem muß ich ethische und ästhetische Urteile vermeiden, um nicht das Forschungsergebnis an Anschauungen zu binden, die sich notwendigerweise mit meiner persönlichen Entwicklung wandeln, oder die mit meinem Tode verlorengehen.

Der klassische Wissensbesitz setzt eine wesentliche Beschränkung auf Bilder der Mechanik oder Mathematik voraus, die nur unpersönliche und streng logische Ausdrucksmittel zulassen. Die Sicherheit eines Wissensbesitzes wächst mit dem Maße der Annäherung an unbeseelte Vorstellungen.

Die Zweifel an unserem Wissensbesitz entstehen hauptsächlich dadurch, daß alle erforschten Vorgänge der Wirklichkeit niemals vollständig durch Bilder der Mechanik und Mathematik erfaßt werden konnten. Dieses Bewußtsein der Unzulänglichkeit unseres Besitzes an unzerstörbarem Wissen darf jedoch nicht dazu führen, die Mechanik und Mathematik als stets unzureichende Erklärungsmittel abzulehnen, denn die wissenschaftliche Befriedigung, die wir nicht durch sie erlangen können, werden wir auch auf keine andere Weise erlangen.

Die Sprache der Zahlen ist unpersönlich. Sie bietet die größte Sicherheit einer Verständigung der Menschen untereinander. Das gilt nicht nur für mathematische Erkenntnisse, sondern auch für ihre Anwendung im Bereich der Physik und besonders in der Mechanik als dem umstrittigsten Teil der Physik. Erkenntnisse außerhalb dieses Verständigungsbereiches brauchen durchaus nicht weniger bedeutsam und praktisch verwertbar zu sein. Lediglich die Kritik, das Heraustrennen des Wertvollen und die Übertragbarkeit des persönlichen Wissensbesitzes sind dabei so stark vermindert, daß sich davon kein allgemeingültiger Wissensbesitz ableiten läßt. Die Ausdrucksmittel der Sprache für Inspirationen, Instinkt und Gefühle, d. h. für die Übermittlung von persönlich gesammelten Einfällen und Trieberfahrungen, sind unzuverlässig.

Selbst dann, wenn die Analogik bis an die Grenzen der Entstehung von Ursachen geistiger Erscheinungen vordringt, wird sie sich stets einer Sprache mit Gleichnissen bedienen müssen, die mathematisch-mechanischen Anschauungen entsprechen. Wo diese Verständigungsmittel nicht genügen, ist auch die Grenze der analogischen Belehrbarkeit gezogen. Dabei bleibt es jedem unbenommen, die analogischen Forschungsmethoden auch im Reservat des persönlichsten Auslebens anzuwenden, und persönlich verwertbare Gewinne an Wissen zu erzielen. Es ist dies sogar eine natürliche Folge alles echten und verallgemeinerungsfähigen Besitzes an Wissen. Man darf nur nicht verlangen, daß eine Abhandlung über die Analogik mehr enthält, als überhaupt mit einiger Sicherheit allgemeingültig mitgeteilt werden kann.

Es gilt als Hauptzweck eines allgemeingültigen Fundamentes an Wissen, daß es die persönliche Anschauungswelt bereichert und anregt und somit den toten Bestand an Erkenntnissen wieder für das lebendige, aber deshalb auch nur schwer diskutierbare Dasein eines Menschen nutzbar werden läßt.

Es darf aber kein Vorwurf daraus abgeleitet werden, daß die Analogik bestrebt ist, selbst das anscheinend Irrationale soweit in den Bereich der Mechanik zu ziehen, wie dies möglich ist. Das bedeutet noch keine mechanistische Weltanschauung und auch nicht eine Behauptung, alle Vorgänge der Wirklichkeit einschließlich der Psyche mechanisch erschöpfend erklären zu können. Es bedeutet lediglich die Schaffung eines Instrumentes, das sich als zuverlässig und praktisch erweist, und mit dem jeder nach Belieben seine eigene Weltanschauung modellieren kann.

Es handelt sich also nur um das Allgemeingültige.

Sobald man den unlebendigen Raum mechanischer Vorstellungen verläßt, wird man stets nur rein persönliche Anschauungen aufbauen können. Jede persönliche Anschauung ist einmalig und unübertragbar. Während die Gesetze der Naturwissenschaft von jeher eine große Zuverlässigkeit bewiesen

haben und im Verlauf der Jahrtausende zwar berichtigt, ergänzt oder verfeinert, jedoch nur bei groben Irrtümern und bei Einbeziehung irrationaler Bestandteile aus dem Bereich der Philosophie aufgegeben werden mußten, blieben alle weltanschaulichen Theorien in ihrer genauen Zusammengesetztheit immer an ihre Erfinder gebunden. Die Erfinder gewannen vielleicht einige unselbständige Anhänger und Nachfolger, doch auch hierdurch wurde die Theorie bereits mehr oder weniger abgewandelt. Es ist sehr merkwürdig, daß die Philosophen bis heute die Hoffnung nicht aufgegeben haben, daß eine Theorie außerhalb der exakten Wissenschaften jemals Bestand haben und über die persönlichen Belange hinausragen könnte.

Kennzeichnend hierfür, daß jede Selbständigkeit des Denkens die Einmaligkeit einer Weltanschauung erzwingt, ist die Tatsache der geistig zumeist wenig bedeutsamen Jünger, die die Theorie eines großen Erfinders zwar wenig veränderten, aber oft nur unzureichend verstanden und daher bruchstückweise der Nachwelt überlieferten. Solche Bruchstücke erfuhren dann sehr bald weitere neue Auslegungen. Damit verlieren die Theorien alles das, was man in ihnen einen zuverlässigen Wissensbesitz nennen könnte, und zwar sehr entgegen der offensichtlichen Hoffnung der jeweiligen Erfinder.

Es hat niemals zwei Philosophen gegeben, die übereinstimmten. Eine solche Übereinstimmung gibt es jedoch sehr wohl in dem Bereich des gesicherten Besitzes der Naturwissenschaft. Deshalb will die Analogik den Bereich der Naturwissenschaft nicht verlassen, wenn sie allerdings sehr wohl den Bereich weiter ausdehnen zu können hofft, als es bisher möglich war.

Auch die Naturwissenschaft kann nicht leugnen, auf einem weltanschaulichen Fundament zu stehen. Das beweisen nicht nur die vielen naturwissenschaftlichen Spekulationen zur Ergänzung des gesicherten Besitzes an Wissen, sondern das beweist auch die Abhängigkeit aller Denkvorgänge von einer Psyche, die sogar an dem Zusammenhang naturwissenschaft-

licher Forschungserfolge mit dem jeweiligen Geist eines Zeitalters erkennbar ist.

Die ungewöhnliche Entwicklung des heutigen technischen Zeitalters begleitet eine allgemeine Abkehr von vielen Dingen der Gläubigkeit, die noch vor wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten als unüberwindbar galten. Das bedeutet keine heutige Loslösung der Naturwissenschaft vom Weltanschaulichen, sondern eine Änderung des Weltanschaulichen in Anpassung an naturwissenschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten.

Die Befangenheit des Menschen in irrationalen Vorstellungen ist geblieben. Eine spätere Zeit wird auch für unsere Gegenwart den Nachweis erbringen, daß die Naturwissenschaft weltanschaulich gehemmt ist, wenn auch heute mit weniger stilfremden Mitteln als im Mittelalter unter der Vormundschaft religiöser Machtgebilde. Mit uneingeschränkter Selbstständigkeit wird die Naturwissenschaft nie betrieben, denn sie ist — bewußt oder unbewußt — unsachlichen Interessen der Wirtschaft, der Machtpolitik oder sittlicher Doktrinen unterworfen, die mit massenpsychologischen Gewaltmitteln die Entwicklungsrichtung einengen.

Zweifellos wäre es für die Naturwisenschaft sehr förderlich, wenn sie die persönlichen Anschauungen aus dem Gebiete unpersönlichen Wissens deutlicher heraustrennen würde. Der Irrtum der Philosophen, ihre persönlichen Anschauungen — trotz der vergeblichen Bemühungen vieler Jahrtausende — als verallgemeinerungsfähig hinzustellen, hat in der Naturwissenschaft eine klare Abtrennung des exakten Wissens häufig verhindert. Der Wert der Philosophie als persönliche Offenbarungsquelle mit dem Recht geistiger Eigenmächtigkeiten soll nicht bestritten werden, denn daraus sind sicherlich viele Kulturwerte entstanden, deren Bedeutung höher eingeschätzt werden mag als alles naturwissenschaftliche Wissen. Aber Weltanschauungen sollten nicht als Wissen ausgegeben werden, denn darunter leidet der sowieso schmale Besitz an unzerstörbaren und wirklich allgemeingültigen Forschungsergebnissen.

Der Anteil der Vernunft und ihrer Forschungsergebnisse am Leben der Menschen ist verhältnismäßig außerordentlich gering. Viele Menschen, vor allem außerhalb der modernen Staaten, leben ein gelegentlich sogar hochgeistiges Dasein ohne die Forschungsergebnisse der Neuzeit.

Damit taucht die Frage auf, ob eine gesteigerte Anwendung der Vernünftigkeit und die weitere Ansammlung von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen überhaupt einen Zweck hat. Laotse hat diese Frage verneint, und es ist unleugbar, daß auch der bedeutsamste Forschungserfolg die Menschen weder glücklicher noch unglücklicher, weder besser noch schlechter, weder lebenstüchtiger noch -untüchtiger macht. Die Menschen werden in den für sie viel wichtigeren Problemen ihrer Verhältnisse untereinander offenbar nicht klüger, wenn sie neue naturwissenschaftliche Gesetze aufstellen.

Die naturwissenschaftliche Forschung entspricht lediglich einer Trieberscheinung wie Hunger, Machtgier usw., und ihr Anteil an einem zwangsläufig flüchtigen Glück reicht nur so weit, wie dieser Trieb eine Sättigung erfährt. Vielleicht ist die Befriedigung des Forschungstriebes für bestimmte Menschen etwas dauerhafter als materielle Genüsse, aber dieser Vorrang wird vielfach durch die Intensität beispielsweise des Sexualtriebes oder massenpsychologischer Neigungen aufgewogen.

Wir sprechen heute gern von einem technischen Zeitalter und einer erhöhten Herrschaft der ratio. Damit meinen wir eine gewisse Befreiung von mittelalterlichen religiösen Machtgebilden. Tatsächlich gehören fast alle Vernunftsgewinne in den engen Raum der Technik, aber man soll deshalb nicht annehmen, daß die Erkenntnisse der Technik die seelischen Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen vermögen, die das Dasein von Religionen oder sittlichen Weltanschauungen bedingen. Alles Wissen ist Technik, und alle Technik ist reine Instrumentenkunde und dient niemals einem ethischen Prinzip.

Gerade deshalb sollte aber die Naturwissenschaft ihren Arbeitsraum von allen ethischen oder sonstigen fremdartigen

Motiven befreien und einen davon abgeleiteten Anspruch auf Vorrechte aufgeben. Eine geistige Triebleidenschaft ist Ausweis genug. Vor allem sollte sie nicht um einer größeren Anerkennung willen den Boden exakten Tatsachenmaterials und mechanistischer Anschauungen verlassen, denn sie würde damit auf die Schlackenfreiheit ihrer Ergebnisse verzichten. Ich kann das naturwissenschaftliche Wissen als Instrument zur Erfüllung eines undiskutierbaren und unvernünftigen Daseinszweckes benutzen, aber ich darf es nicht zur Religion oder zu einer Weltanschauung werden lassen.

Die Naturwissenschaft wird stets von Zeitanschauungen, d. h. von einer indizierten Beeinflussungskraft der herrschenden persönlichen Anschauungen abhängig bleiben. Aber das Bemühen um eine weitgehende Unabhängigkeit und Zeitlosigkeit zum Zweck der langfristigeren Anwendbarkeit von Instrumenten verlangt eine Beschränkung auf elementare Ausdrucksmittel und Anschauungen, die sich von jeher als zuverlässig erwiesen haben, und die sich nur in der mathematisch-physikalischen Begriffswelt finden lassen.

Zwischen dem persönlichen und dem unpersönlichen Wissen besteht von jeher ein Kampf, der wenigstens im Raum analogischer Untersuchungen durch Klärung der Sachlage vermindert werden soll. Der Kampf hat einige sehr charakteristische Merkmale.

Ebenso wie die Religion ist auch die Vaterlandsliebe eine rein persönliche Angelegenheit, ob nun individualistisch oder massenpsychologisch. Jedenfalls versagt hierbei das Instrument der Vernünftigkeit vollkommen. Sobald nun Menschen damit beginnen, eine vernunftsgemäße Ausdeutung und Formulierung solcher Neigungen zu versuchen, kommen sie sofort in stärkste Konflikte. Das Verständnis hierfür ist nicht wissenschaftlich übertragbar. Alle Vernünftler, die Religion oder Vaterlandsliebe grundsätzlich ablehnen, beweisen damit keineswegs eine geistige Überlegenheit, sondern nur eine Verminde-

rung ihres Lebensanteils. Die Vernunft kann Götzen kritisieren, aber keine Götter.

Für den unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen dem persönlichen und dem unpersönlichen Wissen liefern die Symptome eines Altersunterschiedes von Menschen, Völkern und Rassen gute Beispiele.

Je älter ein Mensch wird, desto geschickter und ausgiebiger pflegt er im allgemeinen das Instrument der Vernunft zu benutzen, aber um so ungeeigneter wird er dann auch als Träger der geheimnisvollen schöpferischen Wirksamkeit des Daimon. Er neigt allzusehr zur vernunftgemäßen Kritik auch auf Ebenen, die der Vernunft nur im bescheidenen Maße zugänglich sind.

Das schöpferische Können nimmt ab. Dafür nehmen die materiellen Interessen zu, denn die Vernunft entdeckt schließlich nur noch in den elementaren Lebenstrieben und ihren Verfeinerungen einen diskutierbaren Sinn.

Die Vernunft lehnt eine Betrachtung des Jenseitigen ab. Ein altes Volk wie die Chinesen denkt nur in diesseitigen Problemen, denn nur im Diesseits befinden sich diskutierbare Erscheinungen. Sie überschätzen die Vernunft in einem so hohen Maße, daß sie nur das Vernünftige für daseinsberechtigt halten, genau so, wie es die Naturwissenschaft tun muß.

Wenn nun ein junger Mann oder ein junges Volk mit vernunftgemäß in ihren Ursachen nicht begreifbaren Sehnsuchtszielen die Welt zu gestalten sucht und sie in neue Entwicklungsstadien, wie von einem schöpferischen Daimon getrieben, drängt, dann wehrt sich die eindeutige Vernünftigkeit der älteren Generationen gegen diese Unruhe ohne erkennbaren vernünftigen Anlaß.

Hunger, Durst oder auch Gier nach einer Erhöhung des materiellen Lebensstandards gelten als vernünftig, aber abstrakte Begriffe zum Ausweis einer schöpferischen Unruhe sind sinnlos und vernunftsunwürdig.

Dann nützt es auch zur Klärung der Sachlage nichts, wenn man das vernünftig gewordene Alter auf die eigene Jugend

aufmerksam macht, denn die Erinnerung wird mit der Erklärung überwundener Jugendtorheiten und mit der Forderung der Erfahrungsauswertung abgelehnt.

Sobald die Vernunft das Reich der daimonischen Ursachen zu beherrschen sucht, hört die Schöpferkraft auf, und deshalb kämpft die um Selbständigkeit besorgte Vernunft, dem Stil ihrer Zeitlosigkeit entsprechend, auch um eine Verlangsamung oder bei günstigen Verhältnissen um eine Abdrosselung der Entwicklung. Das Alter wünscht sich das Schöpferische auf das Ästhetische beschränkt. Dabei übersieht es das Selbstmörderische der Triebverminderung und der Frühreife ohne eine erlebnisreiche Entwicklung.

Die analogischen Forschungsmethoden mit ihrer scharfen Abgrenzung auf den Prüfraum der Vernünftigkeit dürfen nicht als Symptom eines technischen Zeitalters ohne jede abstrakte Ideologie und ohne einen Schöpferwillen aus dem Jenseits der Vernunft bewertet werden.

11.

Massenpsychologie

Das gegenwärtige Zeitalter wird durch eine allgemeine Überschätzung des menschlichen Erkenntnisvermögens mit Hilfe von Vernunftschlüssen gekennzeichnet.

Eine Religion ist unvernünftig, denn sie kann mit keiner Logik geschaffen und niemals widerspruchsfrei formuliert werden. Jeder vaterländische Idealismus ist unvernünftig, denn er kann durch keine Errechnung materieller Vorteile erschöpfend begriffen werden, und er läßt sich niemals mit der Gerechtigkeit vernunftsgemäßen Denkens gegenüber anderen Völkern in Einklang bringen. Jede Ethik ist unvernünftig, denn sie verliert bei praktischer Begründung ihre Wesenhaftigkeit.

Trotz aller Versuche in Richtung einer Befreiung von derartigen massenpsychologischen Unvernünftigkeiten und individualistischen Unwägbarkeiten bleiben religiöse Vorstellungen, Gemeinschaftspsychosen und Gewissensfragen unvermindert in Kraft, und zwar gänzlich unabhängig von ihrer Ausdeutung nach materialistischen Nutzeffekten, die ihnen im Licht der Vernunft eine Daseinsberechtigung zuweisen könnten.

Wohl gibt es einige Menschen, die ohne Glauben an ein Jenseits der Erkennbarkeit, ohne unkritisierbare Ideale und ohne unbeweisbare Ethik bestehen wollen und damit einen Vorrang der Vernunft anstreben, aber sie bleiben noch immer solchen massenpsychologischen Unvernünftigkeiten unterworfen, die ihnen nicht zum Bewußtsein kommen. In den praktischen Folgen bedeutet dies einen Tausch von Glauben in Aberglauben. Ein tatsächlicher Unglaube, soweit das überhaupt möglich ist,

würde sie außerhalb der Lebendigkeit der Welt und ihres organischen Gefüges stellen und ihren Zusammenhang mit dem schöpferischen Geschehen zerreißen. Die ungehemmte Folgerichtigkeit der Vernunft ist tödlich.

Der Wirkungsanteil der menschlichen Vernunft ist eng begrenzt, und es gehört zu den bemerkenswertesten Unvernünftigkeiten der Menschen, mit Mitteln der ratio den Ursprung des schöpferischen Geschehens erfassen zu wollen. Alle Hoffnungen, durch eine Herrschaft der konstruierenden Vernunft das Zusammenleben der Menschen mit ihrer unübersehbaren Mannigfaltigkeit an Problemen harmonisch, entwicklungsfähig oder dauerhaft zu gestalten und damit die Gesetze des natürlichen Wachstums zu korrigieren oder zu beseitigen, sind so vergeblich wie die Suche nach den Entstehungsbedingungen eines Homunculus.

Die Vernunft kann nur bewußt gewordene Vorgänge kritisieren, und deshalb ist ihr Bereich auf den engen Raum begrenzt, den die menschliche Fähigkeit zur Bildung bewußter Vorstellungen zuläßt.

Alle vernunftsgemäßen Überlegungen, die über diesen Raum hinaus ursächlich wirken sollen, sind unvernünftig. Die Vernunft ist nur soweit einigermaßen zuverlässig, soweit ein einzelner Mensch seine persönlichen Belange abstecken kann. Eine massenpsychologische Vernunft gibt es ebensowenig wie eine schöpferische.

In den schöpferischen Erlebnissen einer Religion oder in ethischen Anschauungen kann trotz aller Ungereimtheiten mehr Absolutes und eine — nach allen denkbaren Maßstäben — wichtigere Offenbarung enthalten sein, als die begrenzte menschliche Vernunft zu rechtfertigen vermag. Die Tatsache einer Kritik beweist bestenfalls eine unbewußte Teilnahmslosigkeit und eine innere Ablehnung, aber kein Erkenntnisvermögen.

Nun steht die Vernunft keineswegs an sich im Widerspruch mit den Unvernünftigkeiten des lebendigen Geschehens. Sie ist

lediglich ein Sonderfall, der in der schöpferischen Naturhaftigkeit unseres Daseins eingeschlossen liegt. Widersprüche entstehen erst dann, wenn das Instrument der Vernunft auf Material angewandt wird, das sich wegen seiner Unergründbarkeit oder Andersartigkeit dem vernunftsgemäßen Begreifen entzieht, wenn es also nicht selektiv tätig sein, sondern ursächlich die Natur bevormunden will.

Voll wirksam ist die Vernunft nur in dem ihr eigenen Bereich des bewußten Denkens, der in seinem vornehmsten Raum die Naturwissenschaft enthält. Im Leben hat sie nur eine taktische Bedeutung.

Die Abhängigkeit aller Formen des bewußten Denkens, sofern sie widerspruchlos und zeitlos den Bedingungen der Vernunft genügen, von der menschlichen Fähigkeit des bewußten Denkens ergibt die Möglichkeit einer Abgrenzung und damit einiger Vorhersagen für alle vernunftsgemäßen Vorstellungen.

Wenn es gelingt, die Art des vernunftsgemäßen Denkens irgendwie zu kennzeichnen, also sozusagen Gesetzmäßigkeiten in der Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates festzustellen, dann werden damit zugleich Gesetze gewonnen, die für das Weltbild der Vernunft — aber auch nur für dieses Weltbild — unentrinnbar sind. Für die Naturwissenschaft sind solche Gesetze zweifellos gültig, denn sie beschränkt sich auf das Gebiet der widerspruchsfreien Vernünftigkeit. Die vielen vergeblichen Versuche der Wissenschaft, ursächlich das lebendige Dasein nachzuordnen, haben nur zu Katastrophen geführt, mit denen sich die Natur explosionsartig aus rationalistischen Umklammerungen befreite. Viele moderne Revolutionen werden durch Vernunftsschlüsse charakterisiert, durch die eine naturhaft unvernünftige Entwicklung ersetzt werden soll. Sie hatten nur Unmenschlichkeiten zur Folge.

Die analogischen Forschungsmethoden dienen zur Ermittlung von Denkgesetzen innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Vorstellungen. Die Ermittlung soll nicht allein die Durchforschung

der bewußten Vorstellungswelt fördern und sie durch Ausschaltung von vielen Nebenwegen der Undenkbarkeit erleichtern, sondern sie soll zugleich mit dem Mittel der Zweckbegrenzung aller wissenschaftlichen Vorstellungen dazu helfen, die Selbstgerechtigkeit rationalistischer Weltanschauungen zu beseitigen.

Der Mangel an Selbstkritik der menschlichen Vernunft ist ein sehr wesentlicher Anlaß für die Verzögerungen in der Erfüllung des ersehnten harmonischen Aufbauens der Menschheit. Eine Zurückweisung auf das ihr zugehörige Arbeitsgebiet des Sammelns und Sichtens von Naturdokumenten läßt eine weniger spannungsreiche Wirksamkeit der schöpferischen Natur erhoffen, als es in den bisherigen Entwicklungsstadien der Menschheit der Fall war, in denen man sich vergeblich durch einen uneingeschränkten Gebrauch von Vernunftsschlüssen der Verpflichtung zur ethischen Gläubigkeit ohne materialistische Fundierung entziehen zu können glaubte.

Das Studium der Natur, und dazu gehört auch die menschliche Psyche, ist allein geeignet, statt lebensfremder Konstruktionen natürliche Vorgänge bereinigt zur Geltung zu bringen. Die Vernunft soll keine Lebensbilder konstruieren, sondern sie soll ihr Erfahrungswissen dazu benutzen, um das Leben zu pflegen.

Alle Erfahrungen und Überlegungen führen immer wieder zu der Überzeugung, daß der durch keine Vernunft antastbare Ausgangspunkt alles Seins ein Ichbewußtsein ist, dessen Symptome den irrationalen Begriff der Seele und damit das Bild Gottes jenseits aller Kritisierbarkeit entstehen lassen.

Ebenso wie jede andere Forschungsmethodik vermag auch die Analogik keine Darstellung der Seele als Ursprung aller Vorstellungen zu geben. Sie ist aber in der Lage, mit dem Nachweis alles dessen, was nicht den seelischen Ursprung kennzeichnet und nur als Besonderheit unseres Denkvermögens gelten kann, den Begriff der Seele einzuengen und gewissermaßen

durch Ausschöpfung den geheiligten Bezirk deutlicher werden zu lassen, um ihn respektieren zu lehren.

Die Vernunft darf nicht mit der Seele wie mit dem Rudiment einer animalischen Entwicklung operieren wollen. Sie muß es wissen, daß sie nur ein Werkzeug der Seele ist und keine Selbständigkeit beanspruchen kann.

Die heute fast allgemein gewordene Überheblichkeit der Vernunft mit ihren fürchterlichen Folgen an Fehlkonstruktionen und dem entsetzlichen Verbrauch von Menschen zu vergeblichen Experimenten macht es notwendig, die vorstehenden Erklärungen der Forschungsaufgabe vorauszusetzen.

Innerhalb des Aufgabengebietes darf nur die strengste Logik Gültigkeit haben, aber das bedeutet noch keine Philosophie und noch keine Absage an religiöse oder ethische Vorstellungen.

Es mögen dabei viele unechte Bestandteile religiöser oder ethischer Vorstellungen ihres Nimbus entschleiert werden, so daß ihr profaner Ursprung erkennbar wird, aber das betrifft niemals die göttliche Wirklichkeit.

Das Weltbild der Vernunft ist mechanistisch. Nur mathematisch-mechanistische Erklärungen vermögen den forschenden Geist des Menschen zu befriedigen. Es ist unbedingt daran festzuhalten, daß jede andere Einstellung die Klarheit des naturwissenschaftlichen Besitzes an Wissen behindert.

Diese rationalistische Einseitigkeit ist solange ungefährlich, solange nicht vergessen wird, daß das Weltbild der Vernunft eben nur einen Ausschnitt aus dem Weltganzen geben kann und daß die in ihr erkannten Gesetze außerhalb der Grenzen des bewußten Denkens keine Gültigkeit haben. Jede Anerkennung von Besonderheiten und Gesetzmäßigkeiten der menschlichen Vernunft enthält bereits das Wissen um eine Welt jenseits der vernunftsgemäßen Begreifbarkeit.

Das Gesagte bedeutet keine Absage an den Gebrauch der Vernunft im praktischen Leben, denn auch die Vernunft ist ein Bestandteil der Natur. Es soll damit nur behauptet werden,

daß der falsche Gebrauch der Vernunft ebenso verhängnisvoll zu sein pflegt wie der Mangel des Gebrauchs.

Wie uns die Tier- und Pflanzenwelt oder auch noch die niederen Menschenrassen zeigen, ist der natürliche Ablauf des lebendigen Geschehens zwar für den kritischen modernen Menschen unbefriedigend, aber nicht regellos und kaum irgendwie revolutionsgefährdet zu nennen. Der moderne Mensch — und dazu rechnet man sinngemäß alle Kulturmenschen im Zeitraum der Geschichte — hat vieles erkannt, was durch Sammlung von Erfahrungen mit einer entsprechenden Nutzanwendung dazu beitragen könnte, sein Auslebensvermögen zu erhöhen. Seine Vernunft diente ihm also als Instrument zur verstärkten Erfüllung seines naturhaften Triebverlangens. Diese individuelle Machtausdehnung wird durch die Lebensbedingungen von Gemeinschaften eingeengt, in die jeder Mensch sich früher oder später naturhaft eingeordnet sieht. Die Konflikte zwischen den Entwicklungsansprüchen des Individuums und der Gemeinschaften sowie zugleich der konkurrierenden Gemeinschaften untereinander bestimmen das spannungsreiche soziale Problem der Menschheit.

Niemand wird den Menschen zur Maschine herabwürdigen und ihm jedes Recht auf triebhafte Willkür absprechen wollen. Aber auch die Gemeinschaften unterliegen Naturgesetzen, und es ist falsch, die massenpsychologischen Lebensbedingungen zu mißachten und für Gemeinschaften ein naturfremdes Schema vorzuschreiben.

Wenn also die Vernunft auf Grund individueller Erfahrungen das Idealmodell einer Gemeinschaft oder des menschlichen Zusammenseins auf der Erde überhaupt konstruiert und an Stelle eines zwar spannungsreichen, aber natürlichen Organismus des Lebens ein erdachtes Gebäude zu verwirklichen sucht, das beispielsweise eine in der Natur unbekannte Gleichförmigkeit von Bausteinen vorsieht, so tritt eine dilettantische Vergewaltigung der Lebenskräfte ein, die sich durch Unfruchtbarkeit oder Rückentwicklungen rächt.

Es ist für Gedankengebäude der Weltverbesserung sehr typisch, daß darin mit rechnerischen Größen operiert wird, die eben nur erdacht, aber in der Natur nicht vorhanden sind. Der Glaube an die Verwirklichung reiner Vernunftsgebilde bedeutet eine völlige Verkennung ihrer Realität und einen verhängnisvollen Mißbrauch der Vernunft. Die Schaffung von Gemeinschaften ist ausschließlich der schöpferischen Dämonie vorbehalten, die sich selbst lebt und wofür alle Vernunft nur als Mittel der Bereinigung und Verdeutlichung einen Zweck hat, ebenso wie ein Gärtner einen Baum pflegen, aber nicht konstruieren und die tote Konstruktion zum Leben erwecken kann.

Nur das Studium der Wachstumsbedingungen eines Baumes und der Lebensvoraussetzungen einer Gemeinschaft mit dem pfleglichen Ziele einer Entfaltung und Fruchtbarkeit bis zum naturbedingten Tode kann den Arbeitsanteil der Vernunft nutzbringend werden lassen.

Die Erforschung der Natur mit analogischen Methoden dient der Grenzziehung des Wertes bewußter Denkergebnisse, und darin liegt eine Bedeutung, die mit der Erkenntnis vieler Gesetzmäßigkeiten der Individualpsyche und der Massenpsyche den Bereich der Naturwissenschaft auf die Grundprobleme des Daseins ausdehnen läßt.

Da sich die Analogik mit dem menschlichen Denkapparat und sozusagen mit der Denkbarkeit, d. h. mit den Möglichkeiten von Wirklichkeitserlebnissen beschäftigt, liegt es nahe, die Forschungsergebnisse als individualpsychologisches und mit ihren Folgerungen als massenpsychologisches Wissen zu registrieren.

Wenn auch die Seele als Ursprung der Vernunft unfaßbar bleibt, so unterliegen doch die seelischen Ausdrucksformen einer erlernbaren Gesetzmäßigkeit. Ihre Erforschung kann ein gleicherweise zuverlässiges Wissen gewinnen lassen wie das Studium anderer Naturerscheinungen.

Tatsächlich ist die praktische Anwendbarkeit der Analogik nirgends so unmittelbar gegeben wie in der Psychologie, die in diesem Falle von dem übergeordneten Begriff des Seelischen abgetrennt werden muß.

Der psychologische Mechanismus ist ebenso unveränderlich wie die Mechanik der Gestirne. Die Kenntnis seiner automatischen Arbeitsweise ist eigentlich die Voraussetzung für alle Planungen mit Menschen und Menschenmassen.

II. Das Strukturgesetz

12.

Die Methodik

Die Analogik bemüht sich darum, die Gesetzmäßigkeiten des bewußten Denkens zu ermitteln, und zwar in der folgerichtigen Annahme, daß das Weltbild der Vernunft unmittelbar von der Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates abhängig ist.

Eine Unbestimmbarkeit von Erscheinungen in der Wirklichkeit wird im Weltbild der Vernunft nicht gestattet. In ihr ist alles erforschbar, und in ihr gelten nur unentrinnbare Gesetze. Es ist ein sehr wesentliches Merkmal des Weltbildes der Vernunft, daß nur solche Erkenntnisse als zuverlässiger Wissensbesitz anerkannt werden, die restlos einem Gesetzeszwang unterliegen. Alle Wirklichkeitserlebnisse, die sich in keine klare und eindeutige Ordnung einfügen, gelten deswegen nicht als regellos, sondern nur als noch unerforscht. Damit ist bereits eine Besonderheit der Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates gegeben, nämlich die Verarbeitung aller Wirklichkeitserlebnisse nach Gesichtspunkten einer Ordnung.

Sobald es gelingt, einige Gesetzmäßigkeiten dieser Ordnung festzustellen, kann ich auch vorhersagen, wie das Material beschaffen sein muß, um als zuverlässiges Wissen in dem Weltbild der Vernunft aufgenommen zu werden. Ich kann also in vielen Fällen a priori angeben, zu welchen Ergebnissen eine naturwissenschaftliche Forschung früher oder später kommen wird.

Der Weg, um die Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates zu formulieren und das Ergebnis auf neue Forschungsarbeiten anzuwenden, geht dahin, daß ich in allen Vorstel-

lungen meines Weltbildes der Vernunft, d. h. in allen Vorstellungen, die ich als gesicherten Wissensbesitz betrachte, nach Gemeinsamkeiten suche, die einen Rückschluß auf ihren Ursprung in meiner Denkfähigkeit zulassen.

Ich kann dabei immer nur von einem gesicherten Besitz an Wissen ausgehen. Das Maß der Sicherheit ist entscheidend für das Maß der Zuverlässigkeit meiner Rückschlüsse und der sich daraus ergebenden Darstellung der Arbeitsweise meines Denkapparates.

Eine absolute Sicherheit ist nicht denkbar; da es aber im Schatz des menschlichen Wissens sehr vieles gibt, das sich im Verlauf der Jahrhunderte als unbestreitbar erwiesen hat, so kann ich auch mit einer entsprechend großen Wahrscheinlichkeit rechnen.

Die Naturwissenschaft kennt keine andere Art der Forschung, als von einem gesicherten oder als gesichert allgemein anerkannten Wissen auszugehen. Das schließt in mancherlei Fällen keine Revolution der Anschauungen aus, aber da es bei der Auswahl der Beispiele möglich ist, sich auf bisher unangezweifelte und als selbstverständlich betrachtete Tatsachen zu beschränken, ist die Sicherheit der analogischen Forschungsmethode vergleichsweise sehr groß.

Die Fülle des für analogische Überlegungen geeigneten Wissensbesitzes der Menschen wird durch zwei Extreme begrenzt. Auf der einen Seite handelt es sich um ein naturwissenschaftliches Wissen, das ein Maximum an Zuverlässigkeit mit einem Minimum an menschlichen Denkergänzungen vereinigt. Das andere Extrem bedingt ein Maximum des menschlichen Erfindungsanteils mit einem Minimum an Gegenständlichkeit. Für beide Extreme gibt es nur Näherungswerte, denn ich kann auch bei den reinsten Naturerlebnissen einen korrigierenden oder sonstwie beeinflussenden Zusatz menschlicher Phantasie niemals ganz ausschalten, so wie es auch unmöglich ist, zu reinen Denkergebnissen ohne alle Wirklichkeitserlebnisse zu kommen.

Zur ersteren Art gehören z. B. Vorstellungen, die ich mir von dem Lauf der Gestirne mache. Ich sehe die Lichtpunkte am Himmel bestimmte Bahnen ziehen und erkenne darin eine Ordnung, an der meine Phantasie mit größter Wahrscheinlichkeit keinerlei Verantwortung trägt. Selbst wenn ich einer Anschauung beipflichten würde, daß auch der gestirnte Himmel nur ein Erzeugnis meines Vorstellungsvermögens bedeute und eine Illusion sein muß, so ändert sich an der Geeignetheit des Weltbildes für analogische Forschungen gar nichts. Die Durchforschung einer Illusion, sofern sie so beharrend wie die Ordnung der Gestirne ist, wäre für die Naturwissenschaft praktisch gleicherweise aufschlußreich.

Nun haben die Menschen seit Jahrhunderten über die Ordnung der Gestirne nachgedacht und mit logischen Schlußfolgerungen eine große Anzahl von Gesetzmäßigkeiten ermittelt. Diese Denkarbeit hat jedoch das Bild selbst nicht verändert und das Geschehen nicht beeinflußt. Die astronomische Forschung hat wohl zur Abwandlung von Erklärungen, aber nicht zu Änderungen des Laufes der Gestirne geführt. Infolgedessen kann das astromonische Bild unserer Zeit, soweit es als gesichert gelten darf, naturwissenschaftlich als außerordentlich zuverlässig betrachtet werden. Es ist immer noch eine von Ausdeutungen unabhängige Wirklichkeit, und vielleicht das reinste Bild einer Gesetzmäßigkeit der Natur.

In die gleiche Kategorie der Vorstellungen gehört auch der Mikrokosmos. In der allgemeinen Physik können viele Gesetzmäßigkeiten als gesichert anerkannt werden, ohne daß das natürliche Geschehen seine Unabhängigkeit vom Menschen verloren hat.

Auf der anderen Seite stehen möglichst reine Ergebnisse menschlicher Denkfähigkeit. Zu den besten Beispielen hierfür gehört das Gebäude der Mathematik. Offensichtlich entstammen die Anfänge mathematischer Vorstellungen irgendwelchen Wirklichkeitserlebnissen, aber aus diesen einfachen Grundtatsachen ist im Laufe der Zeit ein solcher Reichtum an Formen,

Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten entstanden, daß man aus der Wesenhaftigkeit der Mathematik sehr zuverlässige Rückschlüsse auf die Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates wird ziehen können.

Ähnliche Erfindungen des menschlichen Geistes sind die Sprache mit ihrer schriftlichen Darstellung sowie die Begriffsbildungen in Erinnerungen und Erfahrungssammlungen. Auch hier geben Wirklichkeitserlebnisse den Anlaß, aber ihre Formung läßt keine unmittelbare Beeinflussung des Denkapparates von außerhalb vermuten.

Für beide Extreme wird die Bedingung erfüllt, die man bei Forschungsarbeiten voraussetzt, nämlich die Unmöglichkeit, beide Vorstellungsarten in allen Einzelheiten zur vollständigen Deckung zu bringen.

Alles naturwissenschaftliche Forschen beruht darin, daß sich der menschliche Geist auf Grund von Wirklichkeitserlebnissen einzelne Gesetzmäßigkeiten ausdenkt, die dann mit neuen Wirklichkeitserlebnissen auf ihre zeitlose und widerspruchsfreie Gültigkeit erprobt werden. Es sind also immer Vorstellungsarten der zweiten Art, die durch Vorstellungen der ersten Art bestätigt werden sollen. Je näher die beiden Vorstellungsarten an die theoretischen Extreme heranreichen und je mehr sie sich dann in ihren wesentlichen Zügen den gleichen Gesetzen als unterworfen erweisen, desto zuverlässiger ist der Wissensgewinn. Die Klarheit und Widerspruchsfreiheit der wechselseitigen Beziehungen und ihrer Gleichniskraft ist maßgebend für die erreichte Befriedigung des Forschungstriebes.

So kann ich mathematische Gesetzmäßigkeiten ersinnen und sie dann auf astronomische Beobachtungsergebnisse anwenden. Finde ich eine wesentliche Übereinstimmung, so habe ich damit eine naturwissenschaftliche Teilfrage gelöst, und zwar endgültig. Ich habe nicht nur die Gewißheit für die Richtigkeit meines Denkergebnisses erreicht, sondern auch das Wirklichkeitserlebnis so erfaßt, daß ich bei allen analogen Wiederholungen die Vorgänge vorherbestimmen kann.

Eine naturwissenschaftliche Erkenntnis ist demnach eine Übereinstimmung von gesetzlichen Denkergebnissen und Wirklichkeitserlebnissen. Es ist eine Vorbedingung für dieses Ziel, daß die Übereinstimmung nicht von vornherein deutlich und selbstverständlich ist. Hierin ist die weitere Vorbedingung eingeschlossen, daß in Anbetracht der großen Mannigfaltigkeit und des unlösbaren Zusammenhanges aller Naturvorgänge eine vollständige Deckung von Denkergebnissen und Wirklichkeitserlebnissen nur bei Gesetzmäßigkeiten möglich ist, die für die Gesamtheit aller Vorstellungen verpflichtend sind. Gerade diese Gesetzmäßigkeiten aber sind es, auf denen die Analogik aufbaut, um Rückschlüsse auf den menschlichen Denkapparat zu ziehen. Nur solche Gesetze können die Arbeitsweise des Denkens und der Vorstellungsbildung kennzeichnen, die in jedem Falle unentrinnbar und überall nachweisbar sind.

Der Vergleich mathematischer Denkergebnisse und astronomischer Beobachtungsmaterialien ergibt in allen einzelnen Fragen, selbst bei großartiger Übereinstimmung in Gesetzmäßigkeiten, niemals eine vollständige Deckung.

Die Deckung mag noch so weitgehend sein und der Bereich des gesicherten Wissens kann noch so weit ausgedehnt werden, irgendwo und irgendwann bleiben Unstimmigkeiten und Unerklärbarkeiten zurück, auch wenn sie sehr klein sein mögen.

Zugegeben, daß gerade bei den vorliegenden Beispielen der Bereich des gesicherten Wissens und die Übereinstimmung mit den reinen Denkergebnissen fast bis an die Grenze des Möglichen, d. h. bis an die letzten Ursprungs- und Seinsfragen vorgetrieben worden ist und mehr erreicht wurde als in allen anderen Forschungsgebieten. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß mathematische Vorstellungen in der Natur niemals restlos und schlackenrein gespiegelt werden, und daß die Natur niemals vollständig mit Gleichnissen der Mathematik erfaßt zu werden vermag.

Ich kann die Bahn der Gestirne mit sehr großer Genauigkeit berechnen und entsprechende Vorhersagen machen. Ich kann

dies aber nicht in aller Vollständigkeit tun, denn von Zeit zu Zeit treten immer wieder Unregelmäßigkeiten ein, die nach weiteren gesetzlichen Einflußkräften suchen lassen. So oft die Menschen glaubten, das Problem erschöpft zu haben, traten doch wieder neue Erscheinungen auf, die zusätzliche Forschungen notwendig machten, um die Deckungen von Denkergebnissen reiner Gesetzmäßigkeit mit der Wirklichkeit zu erhöhen.

Immerhin sind bereits sehr viele grundsätzliche Vorstellungen trotz aller Wandlungen der Formen und Gleichnisse zum Besitz eines zeitlos zuverlässigen Wissens geworden. Ich kann zwar in der Natur nicht nachweisen, daß zwei und zwei sich zu vier addieren lassen, da es in der Natur niemals zwei völlig gleichartige Elemente gibt, aber für die Praxis haben alle Rechenarten bei Betrachtung des jeweils Wesentlichen der Naturvorgänge eine bedeutsame Gültigkeit.

Um nun zu Übereinstimmungen zu kommen, die derartig grundsätzlich sind, daß daraus Rückschlüsse auf den Denkapparat gezogen werden können, bedarf es einer Untersuchung des Wesentlichen. Die mathematische Deckungskraft in der Astronomie, so sehr sie auch alles übertrifft, was sonst noch in der Naturwissenschaft Gegenstand einer Untersuchung ist, reicht nicht unmittelbar aus.

Wenn ich dagegen eine bestimmte Eigenart der Wesenhaftigkeit des mathematischen Denkgebäudes ermittle und die gleiche Eigenart in der Wesenhaftigkeit des astronomischen Geschehens wiederfinde, dann habe ich in zwei extremen Vorstellungen eine umfassende Übereinstimmung gefunden, die mit größter Wahrscheinlichkeit ihren Ursprung in der Arbeitsweise des Denkapparates hat.

Die Formulierung einer solchen Übereinstimmung und die Erhebung zum Denkgesetz verlangt allerdings noch einen Nachweis in weiteren extremen Beispielen. Auch dann kann sie erst in dem Falle als gesichert angesehen werden, daß keine bekannte Tatsache dazu in Widerspruch steht oder sich offensichtlich nur allzu ungenau in Deckung bringen läßt.

Analogische Gesetze verlangen eine restlose Erfüllung, und solange diese noch zweifelhaft ist, kann das Wissen nicht als gesichert gelten. Man darf niemals sagen, daß der menschliche Denkapparat bei dieser oder jener Aufgabe verschieden arbeitet. Sobald man überhaupt das Gleichnis eines Apparates für die Bildung von Vorstellungen innerhalb der Vernunftswelt und der wissenschaftlichen Anschauung als Arbeitshypothese zugesteht, können nur solche Übereinstimmungen gewertet werden, die keinerlei Ausnahmen voraussetzen, und die in allen Vorstellungen grundsätzlich als Spuren ihres gemeinsamen Erzeugers angenommen werden müssen.

Dazu gehören weitere Bedingungen, die jedoch erst dann erklärbar sind, wenn die analogische Methode die dazu geeigneten Ausdrucksmittel geformt hat.

Die wichtigste grundsätzliche Frage nach der Wesenhaftigkeit der mathematischen und der astronomischen Vorstellungen betrifft die Beschaffenheit des Baumaterials.

Die Mathematik als vergleichsweise reines Denkerzeugnis hat keine Stofflichkeit. Die Astronomie kann ohne Stofflichkeit nicht gedacht werden. In beiden Fällen betrifft jedoch die Frage nach dem Baumaterial gleicherweise die Entstehung der Mannigfaltigkeit. Wie war es der Mathematik möglich, gewissermaßen aus dem Nichts ein Etwas zu schaffen, mit dem man operieren und eine praktisch unbegrenzte Mannigfaltigkeit von Gebilden in endlosen Variationen gestalten kann? Wie sind diese Gebilde geartet und worin besteht ihre Wesenhaftigkeit?

Finde ich eine Übereinstimmung in der Art der Wesenhaftigkeit und der Entstehung der Mannigfaltigkeit sowohl in der Mathematik wie in der Physik, dann besteht einige begründete Aussicht, zu den ersten allgemeingültigen Gesetzen zu kommen, die als Kennzeichen der Arbeitsweise meines Denkapparates gleicherweise für alle übrigen Forschungsgebiete maßgebend sind.

13.

Die Welt der Zahlen

Es handelt sich um die Feststellung, worin eigentlich die Wesenhaftigkeit des Zahlenmaterials beruht und welcher Art die Mannigfaltigkeit ist. Die Beantwortung dieser Frage würde für alle menschlichen Denkapparate gültig sein und auch der analcgischen Forderung nach Totalität auf der Ebene mathematischer Vorstellungen genügen.

Am weitesten verbreitet ist das Dezimalsystem. Es sind noch sehr viele andere Systeme denkbar, aber in der Wesenhaftigkeit des Zahlenbegriffes stimmen sie sämtlich überein.

Das Dezimalsystem enthält die zehn Grundzeichen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 0. Mit diesen Grundzeichen kann ich jede beliebige Zahl ausdrücken. Zwei von diesen Zeichen haben eine besondere Bedeutung.

Das Zeichen 0 hat keinerlei Substanzwert. Es dient lediglich zur Stellenangabe und als Symbol absoluter Leere. Die Null ist das Zeichen für ein Nichtsein. Das mathematische Nichtsein ist jedoch von besonderer Art, denn die Behauptung des Nichts setzt einen Raum voraus, in dem sich nichts befindet. Dadurch wird das Zeichen 0 zum Symbol des leeren und erfüllbaren Raumes. Die Null bestimmt keine Raumgrenzen und deutet auch sonst keine Beschaffenheit des mathematischen Raumes an, aber ohne einen Raumbegriff ist auch keine Leere, kein Nichts vorstellbar.

Bei der Bildung von Zahlen im Dezimalsystem gibt die Null aushilfsweise einen Stellenwert an, wenn die Stelle nicht durch eine Zahl besetzt ist. In Gleichungen bedeutet die Null die absolute Lösung, die in der harmonischen Restlosigkeit liegt, und

mit der jede mathematische Operation ihre Problematik im Nichts verliert.

Das andere bemerkenswerte Zeichen ist die Eins.

Auch die Eins ist fast gänzlich wesenlos und unbegreiflich. Sie ist an sich noch keine Substanz mit mathematischen Eigenschaften, sondern lediglich eine Daseinsforderung. Als Faktor bedeutet sie für jede Zahl nur eine Daseinsbehauptung, und auf sich allein gestellt, besagt sie nur ein Etwas, ein Seiendes ohne Ausdehnung, ohne Eigenschaften und Beziehungen, völlig stofflos.

Die Eins ist unteilbar. Die Mannigfaltigkeit der Brüche bedeutet keine Teilbarkeit der Eins, sondern nur ein Spiegelbild der Ganzzahligkeit.

Das stofflose und in jeder sonstigen Hinsicht wesenlose Etwas wird erst in dem Augenblick wesenhaft, in dem ich es zum Aufbau weiterer Zahlen verwende. In jedem Falle, in dem ich eine Eins zu einer Eins oder zu irgendeiner anderen Zahl addiere, bekommt sie sofort eine Art Substanz im Sinne der Zahlentheorie, aber auch nur im Aufbau. Eins mit fünf multipliziert, verändert die Fünf keineswegs. Eins zu Fünf addiert, ergibt jedoch etwas Neues: Sechs.

Die Wesenhaftigkeit einer Zahl wird durch ihre Beziehungen zu anderen Zahlen bestimmt. Die Zwei hat als erste substantielle Zahl der einstelligen Reihe des Dezimalsystems eine rechnerische Wesenhaftigkeit. Sie ist zusammengesetzt, symmetrisch teilbar und ihr Gebrauch bei Rechenoperationen enthält charakteristische Wirkungsmöglichkeiten. Ebenso sind die übrigen Zahlen von drei bis neun sozusagen materiell im Sinne von Bausteinen eines Zahlengebäudes.

Mit Hilfe der Addition kann ich sämtliche Zahlen durch Zusammensetzung von eins zu eins darstellen. Durch die Vielfalt der Eins entsteht jedoch noch keine Mannigfaltigkeit, sondern nur eine Häufung, die allenfalls für einige wenige einfache Zahlen ausreicht.

Die Zeichen zwei bis neun sind eigentlich nur Abkürzungen zum Zweck der technischen Bequemlichkeit. Für jede Zahl könnte ich ebensogut eine entsprechende Vielfalt des Grundbestandteiles, d. h. der Eins verwenden. Für zwei und drei könnte ich einseins und einseinseins sagen und schreiben. Die Menschheit mag dies am Anfang des Zahlenbewußtseins getan haben, aber ein mathematisches Zahlengebäude ließ sich damit nicht errichten.

Die für das Arbeiten mit Zahlen entscheidende Erfindung war das Symbol der Null, durch das das wesenlose Etwas der Eins eine bestimmte Stellung im Raum erhalten konnte. Die Schreibweise der Römer versucht, ohne den Raumbegriff, d. h. ohne einen Stellenwert auszukommen. Obwohl ihre Abkürzungen den Stellenwert des arabischen Zahlensystems einigermaßen ersetzen, konnten die Römer doch keine eigentlichen Mathematiker hervorbringen. Der Selbstwert der Zahlentheorie war ihnen fremd, und ihre Schreibweise konnte dem Reichtum an Beziehungen der Zahlen untereinander nicht gerecht werden.

Sobald zu der Eins eine Null hinzutritt, entsteht im Dezimalsystem eine Zehn. Eine Zehn ist materiell und wesenhaft. Das beziehungslose, wesenlose Etwas, das nur ein unbestimmtes Dasein angibt, wird sofort zu einem verwertbaren Baustein des Zahlengebäudes, sobald nur ein Raumhinweis hinzukommt.

Die Eins bedeutet noch kein Material, doch die ersten kompositorischen Anfänge unter Zuhilfenahme einer weiteren Eins oder einer räumlichen Bestimmung ergeben den Stoff, der zum Aufbau einer unbegrenzten Mannigfaltigkeit notwendig ist. Die ersten echten Zahlen sind im Dezimalsystem die Zwei und die Zehn. Dies liegt nur in der üblichen Schreibweise begründet.

Mit einer einfachen Häufung von Grundbestandteilen, d. h. einer Vielfalt der Eins kann man keine Mathematik betreiben. Wichtig hierfür ist das Kompositionelle. Die Grundzahlen von zwei bis neun mögen unmittelbar aus einer Häufung der Eins entstanden sein, aber erst der Stellenwert, der Aufbaugedanke

im Raum, für dessen freizuhaltende Plätze die Null als Zeichen benötigt wird, ermöglicht die Zahlenwelt.

Nun ist das Dezimalsystem sehr willkürlich. Wahrscheinlich ist es in Anlehnung an die zehn Finger des Menschen entstanden. In vieler Hinsicht wäre ein Duodezimalsystem praktischer. Es sind noch viele andere Zahlensysteme denkbar, ebenso wie viele Arten der Schreibweise historisch nachweisbar sind. Sie alle entscheiden nicht über die Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Zahlen.

Der Mathematiker Leibniz hat mit der Diatik die Tatsache anschaulich gemacht, daß überhaupt nur ein einziges Zeichen, nämlich die Eins, benötigt wird, um mit Hilfe von Raumangaben der Null ein Zahlensystem mit unbeschränkter Mannigfaltigkeit aufzubauen. Eine Gegenüberstellung mit dem Dezimalsystem macht dies verständlich.

1 — 1	7 — 111	13 — 1101
2 — 10	8 — 1000	14 — 1110
3 — 11	9 — 1001	15 — 1111
4 — 100	10 — 1010	16 — 10000
5 — 101	11 — 1011	17 — 10001
6 — 110	12 — 1100	18 — 10010

Das Entscheidende hierbei ist nicht nur, daß ich Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit allein mit der Eins und der Stellenangabe erschaffen kann, sondern daß es sich nicht um eine einfache Häufung handelt. So kann ich die 15 des Dezimalsystems mit den nur vier Einsen der Diatik ausdrücken. Von 8 bis 15 benötige ich immer nur vier Stellen mit veränderlichen Stellungen der ein- bis vierfachen Eins.

Man ersieht daraus, daß es allein auf die Anordnung, auf die Komposition des Grundbestandteils, d. h. einer Eins in einem aufgeteilten Raum ankommt.

Die Null ist bei Zahlengebilden kein Zahlzeichen, sondern nur ein technisches Hilfsmittel, um eine von keiner Eins besetzte Stelle anzugeben. Ohne eine Eins, die durch eine oder mehrere Nullen räumlich geordnet wird, ist die Null sinnlos.

Folgerichtig könnte ich sie weglassen, wenn ich mir das Schreibpapier in kleine Kästen aufgeteilt denke. Auch in einem genau liniierten Kontobuch kann ich auf die Niederschrift der Null verzichten, sofern ich mit den ganzen Zahlen die richtigen Stellen einhalte.

Sinngemäß könnte ich weiterhin die Eins durch einen Punkt ersetzen, der in der Geometrie das Gegenbeispiel zur Eins der Arithmetik ist, d. h. er ist ohne Ausdehnung, ohne Eigenschaften und überhaupt wesenlos. Erst wenn der Punkt bestimmte Beziehungen im Raum gewinnt, wird er wesentlich, und darauf baut sich die geometrische Mannigfaltigkeit auf.

So ergibt sich ein Punktsystem, mit dem ebenfalls ein Zahlengebäude errichtet werden kann. Die Gegenüberstellung zum Dezimalsystem macht dies erkennbar.

1 ·	6 ⁘	11 ⁖	17 ⋮	22 ⁘	51 ⁘
2 ··	7 ⁖	12 ⁖	18 ⁖	23 ⁖	52 ⁘
3 :	8 ⁖	13 ⁖	19 ⁖	24 ⁘	53 ⁘
4 ···	9 ⋮	14 ⁘	20 ⁖	25 ·····	
5 ⁖	10 ····	15 ⁘	21 ⁖		
		16 ⁘			

Durch eine senkrechte Raumaufteilung in Ergänzung zur waagerechten, wie sie bei den bisherigen Systemen üblich ist, kann die Zahl der Grundbestandteile noch weiter vermindert werden. Sogar die 24 des Dezimalsystems läßt sich mit nur 4 Punkten des Punktsystems kennzeichnen.

Eine Mehrzahl kann durch Häufung von Punkten oder auch Kerben auf einen Stab dargestellt werden, aber eine Mannigfaltigkeit von Baumaterial verlangt das Hilfsmittel der räumlichen Anordnung.

Sowohl die Diatik wie das Punktsystem sind für die Praxis viel zu umständlich. Deshalb hat das Dezimalsystem für die ersten acht echten Zahlen besondere Zeichen erfunden. Wie es historisch dazu gekommen ist, bleibt belanglos. Sicher ist, daß die Zahlzeichen von zwei bis neun Kompositionen der Eins bedeuten, und daß sie damit Grundelemente einer höheren Ordnung werden.

Mit Hilfe der Beziehungen zu diesen acht Zahlen wird auch die Eins wesenhaft, und dadurch erhöht sich die Anzahl der Grundelemente auf neun, wobei die Eins den Sonderwert als Urbestandteil behält.

Aus der Diatik und dem Punktsystem geht hervor, daß die Wesenhaftigkeit des Zahlenmaterials in der Anordnung einer Vielfalt des Urbestandteils zu suchen ist. Die schriftliche Darstellungsweise bedingt das Gleichnis einer räumlichen Komposition mit einem jeweils kennzeichnenden Anordnungssinn. Für den Laien ist eine Zahl an sich nur sehr schwer vorstellbar, aber für einen Mathematiker hat sie einen echten materiellen Eigenwert. Der Laie benötigt zu einem Zahlenbegriff eine Gegenständlichkeit. Bei der Zahl neun denkt er an neun Punkte, Kugeln oder sonstige begreifliche Dinge, während der Mathematiker an die vielen Besonderheiten der Zahl neun denkt, die er mit unterschiedlichsten Erfahrungen bei seinen Rechenoperationen als Eigenschaften festgestellt hat, ohne dabei an sinnlich wahrnehmbare Anwendungsbeispiele zu denken. Nur um diese abstrakte Art der Stofflichkeit und Wesenhaftigkeit handelt es sich.

Daß es allein auf die Anordnung des wesenlosen Urbestandteils ankommt, um eine mathematische Begrifflichkeit einer Zahl zu gewinnen, läßt sich bei dem weiteren Aufbau des Zahlengebäudes mit den neun Grundelementen in noch größerer Deutlichkeit nachweisen.

Komponiere ich mit den beiden Zahlen 4 und 5, so kann ich bei Verwertung des Raumes zum Aufbau sehr verschiedene Zahlen bilden. Die beiden Zahlen 45 und 54 bestehen aus den

gleichen Elementen, und trotzdem haben sie sehr verschiedene Eigenschaften. Beide sind durch neun teilbar, aber die eine Zahl ist gerade, die andere ungerade, die eine ist durch 5 teilbar, die andere durch 6. Auch ihr Mengenwert ist ungleich.

Eine andere Raumverteilung ermöglicht die weiteren Zahlen 405, 450, 4005, 4500 oder 504, 540, 5004, 5400 usw. Alle diese Zahlen haben ihren Eigenwert, obwohl sie alle aus den beiden Elementen 4 und 5 gebildet wurden. Die Unterschiede ihres Wesens beruhen hauptsächlich in der Anordnung der Elemente, und wenn man bedenkt, daß auch die Elemente 4 und 5 eigentlich nur Kompositionen des Urbestandteils Eins bedeuten, dann ergibt sich daraus die Folgerung: alle Zahlen verdanken ihre Besonderheit, ihre Wesenhaftigkeit als Bausteine der Mathematik mit allen einmaligen oder teilartig wiederholbaren Eigenschaften ausschließlich dem Anordnungssinn der Vielfalt des Urbestandteils Eins, aus dem sie erbaut wurden.

Unterschiede der Zahlen sind Unterschiede ihrer Baustruktur und nicht ihres Baumaterials.

Über die Struktur läßt sich noch etwas Besonderes aussagen. Im Dezimalsystem bilden z. B. die Einer eine geschlossene Gruppe. Weiterhin die Zehner, Hunderter usw. Die Erweiterung der Rechenoperationen durch Potenzierungen usw. brachte neue Gruppenbildungen, so daß die Struktur des Zahlengebäudes offensichtlich eine Neigung zum stufenförmigen oder gruppenförmigen Aufbau enthält.

Bei der Diatik oder dem Punktsystem kann man von einer Zahlengruppe sprechen, die mit vier Einsen oder vier Punkten komponiert wird usw. Auch hier wird die Neigung zum stufenförmigen Aufbau erkennbar.

Man unterscheidet geradezu Stufen verschiedener Ordnung. Die Einer des Dezimalsystems sind unzweifelhaft Kompositionen erster Ordnung, die dadurch ausgezeichnet sind, daß sie aus Gründen der Vereinfachung unmittelbar als zuverlässig vorgeformte Bausteine verwandt werden. Bei dem Einbau beispielsweise einer Sieben wird die Komposition dieser Zahl nicht

immer erst aus einer Eins gebildet, sondern die fertige Struktur wird als gegeben betrachtet. Damit wird die Sieben zu einem Grundelement.

Die große Entwicklung des mathematischen Gebäudes wurde erst dadurch ermöglicht, daß auch noch weitere stereotype Kompositionen zum festen Bestand des Baumaterials geordnet wurden und eine entsprechende Bezeichnung erhielten. Beispielsweise ist die Zahl π, die den Umfang des Kreises mit dem Durchmesser Eins angibt, ein sehr kompliziertes und mit einer einfachen Zahl nicht darstellbares Gebilde. Sie ist ein Baustein höherer Stufe.

Es gehört zu dem Strukturgedanken, daß der Aufbau der Zahlen zwar eine Neigung zur Stufenförmigkeit, aber keinen etwa dadurch bedingten einseitigen Zwang nachweisen läßt. Die gruppenförmige Struktur verlangt auf den verschiedenen ansteigenden Stufen keine Ausschließlichkeit, d. h. auch auf der Stufe der Tausender kann ein Element aus der Reihe der Einer unmittelbar als Kompositionsteil hinzukommen. Auch der eigentliche Urbestandteil Eins, der durch Beziehungen stofflich geworden ist, kann überall Kompositionsteil sein. Gerade dadurch wurden die Strukturgebilde so mannigfaltig.

Wenn ich eine große Zahl mit dem Punktsystem darstellen würde, dann ließe sich in der Anordnung der Punkte gleicherweise ein gewisses gruppenförmiges Gefüge erkennen, denn die Struktur bedingt ja die Kennzeichnung. Dieses Gefüge enthält ebenfalls kleine und kleinste Gruppen bis zum Vorkommen abgesondert stehender Punkte. Im Grunde ist die Sache bei dem Dezimalsystem nicht anders, nur daß das Punktsystem den allen Zahlen innewohnenden Struktursinn bildhaft werden läßt.

Jede Zahl erhält ihre Wesenhaftigkeit durch ihre Beziehungen zu anderen Zahlen, und das bedeutet bereits eine Strukturhaftigkeit. Fällt der Struktursinn fort, so verschwindet auch die Zahl im Wesenlosen.

Es ist schon gesagt worden, daß die Eins ursprünglich keine Wesenhaftigkeit hat, sondern nur das Signal für etwas Vor-

handenes ist. Die erste mathematisch materielle Zahl ist die Zwei oder der durch die Null angekündigte Raumanspruch, der die Eins in eine materielle Zehn verwandelt. Erst rückwirkend kann durch Aufbaubeziehungen zur Zwei oder Zehn (in der Diatik ist die Zwei eine Zehn) auch die Eins materiell werden.

Der immaterielle Anfang der Zahlensysteme mit dem Urbestandteil Eins oder dem unbestimmbaren eigenschaftslosen Punkt enthält zugleich das Besondere, daß das Gebäude in mehrere Richtungen ausgedehnt werden kann: z. B. positiv und negativ, ganzzahlig oder in Brüchen.

Der Anfang aller Zahlentheorie steht demnach in einem Mittelpunkt. Die Wechselrolle, die hierbei die Eins und die Null als Sinnbegriff und Raumbegriff spielen, kann unerörtert bleiben. Wichtig ist in diesem Augenblick lediglich die Tatsache der Mittelpunktstellung des Uranfanges aller mathematischen Gebilde. Auch diese Besonderheit ist anscheinend für die Entstehung der Mannigfaltigkeit in der Zahlenwelt kennzeichnend, die eine nahezu völlig freie Erfindung des Menschengeistes genannt werden darf und demnach für den allgemein menschlichen Denkapparat als charakteristisch vorausgesetzt werden kann.

Zum Zweck des späteren Vergleichs ist es nützlich, die Ergebnisse der Überlegungen zusammenzufassen.

1. Das Zahlengebäude ist aus einem eigenschaftslosen Etwas als Urbestandteil entstanden, der durch eine Eins oder einen Punkt dargestellt wird.

2. Der Urbestandteil wird erst dann materiell im Sinne der Zahlentheorie, wenn er durch eine Zweifalt oder durch eine Raumangabe eine Beziehung gewinnt.

3. Alle Zahlen sind Kompositionen des Urbestandteils.

4. Die Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Zahlen ist eine Mannigfaltigkeit der Struktur ihres Aufbaues aus dem Urbestandteil. Alle Zahlenbegriffe werden durch einen Struktursinn bestimmt.

5. Der Aufbau neigt zu einer stufen- oder gruppenförmigen Ordnung, durch die der Strukturbegriff erhärtet wird.

6. Der Reichtum mathematischer Vorstellungen ist abhängig von dem Reichtum an feststehenden Grundkompositionen als unveränderlichen Bausteinen des Aufbaues, die damit zugleich eine Elementarstufe bedeuten.

7. Durch die Elementarstufen oder die auch sonst als Bausteine gebildeten Untergruppen, Gruppen und übergeordneten Gruppen zeigen die höheren Zahlen in ihrem Struktursinn viele Wiederholungen stereotyper Gruppenbestandteile.

8. Der Anfang des Zahlengebäudes ist zugleich der Mittelpunkt verschiedener Aufbaumöglichkeiten.

9. Die Eins als Urbestandteil ist unteilbar. Sie ist ein Grenzbegriff, mit dem das Zahlengebäude seine Wesenhaftigkeit aufgibt.

Die Schreibweise zwingt zu einer Art Beschreibung des Struktursinnes, die nur gleichnisweise gültig sein kann. Ob überhaupt diese Art der Anschaulichkeit bei den rein geistigen Vorgängen im Zahlengebäude immer zuverlässig ist, mag unerörtert bleiben, denn darauf kommt es nicht an. Jedenfalls muß irgendein Struktursinn als bestimmend für das Sein und die Wesenhaftigkeit der Zahlengebilde mit ihrem Reichtum an Unterschiedlichkeiten angenommen werden.

Es muß der späteren Forschung noch überlassen bleiben, ob nicht aus der Struktur der Zahlen unmittelbar ihre verwandtschaftlichen Beziehungen abgeleitet werden können oder auch umgekehrt. Der Gedanke ist sehr naheliegend, einfach eine Komposition von Eigenschaften anzunehmen. Immer aber, und das ist hier entscheidend, ist es eine strukturelle Kompositionsidee, die ein wesenloses Etwas wesenhaft macht.

14.

Die Welt des Körperlichen

Die gleiche Reinheit des Aufbaues, wie sie das Zahlengebäude zeigt, kann die Welt der physikalischen Stofflichkeit nicht zeigen, denn hier handelt es sich um eine stets unvollständige Wirklichkeit.

Da aber analogische Gesetze nur dann Gültigkeit beanspruchen dürfen und Rückschlüsse auf den menschlichen Denkapparat gestatten, wenn eine Übereinstimmung der Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit in zwei extremen Systemen und damit in allen dazwischen liegenden Systemen widerspruchlos gefunden worden ist, so muß das Zahlengebäude als reinste Erfindung des menschlichen Geistes möglichst mit einem Gebäude verglichen werden, das nach allgemeiner Anschauung mit größter Wahrscheinlichkeit von dem menschlichen Geiste unbeeinflußt geblieben ist. Das ist das Weltgebäude. Es ist nicht anzunehmen, daß der Wandel der Gestirne oder die Vorgänge im Mikrokosmos irgendwie vom menschlichen Tun abhängig sind, und somit bedeuten die uns heute gesichert erscheinenden Beobachtungsergebnisse der Natur ein extremes Beispiel der Wirklichkeit.

Das System des Körperlichen kann jedoch — wie alle Systeme der Wirklichkeit — nicht so restlos isoliert werden, daß sich ein vollkommenes Bild von Gesetzmäßigkeiten ergibt. Es kann niemals vollständig erforscht sein, aber die Grundzüge der Wesenhaftigkeit und der Entstehung der Mannigfaltigkeit sind zweifellos erkennbar.

Die Erforschung des Himmels bestätigt sofort einen Ordnungssinn der Gestirne. Alle Himmelskörper bewegen sich in

geordneten Bahnen, wobei es gleichgültig ist, ob die Bahnen mit letzter Präzision bestimmbar sind oder ob immer wieder auftauchende Abweichungen neue Forschungen verlangen.

Die Sternenwelt zeigt deutlich das Bild einer Struktur, in der sich auch die Gruppenförmigkeit des Aufbaues wiederholt. Das Sonnensystem mit seinen Planeten, Planetoiden, Kometen und Meteoren bildet eine Gruppe, die etwa mit der Elementargruppe der Einer im Dezimalsystem vergleichbar ist. Tatsächlich rechnet man bei dem weiteren Aufbau der Sternenwelt fast nur mit Sonnen, d. h. Fixsternen, die die Möglichkeiten dazugehöriger Trabanten wie im Planetensystem einschließen, ohne daß dadurch ihr Gruppensinn beeinflußt wird.

Auch die Sonnen schließen sich gruppenförmig zusammen, von den kleineren Kugelhaufen, Sternwolken bis zur Größe einer Weltinsel wie das galaktische System.

Solche Weltinseln gibt es viele, die ihrerseits wieder mannigfaltig zu Schwärmen gruppiert erscheinen, bis dann schließlich die Vorstellung von dem Weltall der Sterne einen gewissen Abschluß erfährt.

Die Ähnlichkeit der stufenförmigen Struktur mit dem Aufbau der Zahlen ist zu deutlich, um nicht hierin einen gemeinsamen Ursprung angedeutet zu sehen.

Die Identität von Masse und Energie, die als wissenschaftlich gesichert gilt, läßt den Ursprung aller Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit auch in der Welt der physikalischen Stofflichkeit ausschließlich in dem Struktursinn der Masse oder der Bewegung suchen. Das, was man physikalisch Stoff nennt, muß danach aus einer Vielfalt einer unstofflichen Einheit geschaffen worden sein. Die Erforschung des Mikrokosmos gibt hierfür einen zuverlässigen Anhalt.

Bei der Unterteilung des Atoms in Elektronen, Neutronen, Positronen usw. kommt es nicht auf die zur Zeit gültige Anschauung des Aufbaues der Materie im einzelnen an, sondern auf die heute wohl allgemein gültige Überzeugung, daß die Wesenhaftigkeit des Stoffes bei der weiteren Zerlegung der

Atombestandteile verlorengeht. Wahrscheinlich wird es sich später einmal herausstellen, daß der Urbestandteil der Struktur, die den Begriff der Materie entstehen läßt, überhaupt nur in einem einzigen Typ abstrakter Energie und in einer Raumandeutung zu suchen ist. Durch die Vielfalt des wesenlosen Urbestandteils und den Anfang einer Raumordnung entstehen die ersten Kompositionen, die sich mit einer gruppenförmigen Struktur bis zur Stufe der Atome erheben.

Es ist bei Wirklichkeitsforschungen nicht zu erwarten, daß die Grenzen bereits geklärt sind, aber es kann als erwiesen betrachtet werden, daß die Mannigfaltigkeit des Stofflichen erst bei den Atomen beginnt.

Worin unterscheiden sich die Atome? Wodurch ergeben sich die zahlreichen besonderen Eigenschaften der den Atomen entsprechenden Elemente? Ausschließlich durch ihre Struktur, d. h. durch die Art der Zusammengesetztheit aus praktisch überall gleichartigen Bestandteilen! Wenn es auch in der Atomphysik noch keinen einheitlichen Begriff gibt, der mit der Eins und der Null im Zahlengebäude vergleichbar wäre, so wird die Gleichartigkeit des Aufbaugedankens durch die Gewißheit erwiesen, daß alle Elemente aus den gleichen einheitlichen Bestandteilen zusammengesetzt sind, und daß sie sich nur in der Vielfalt und Anordnung dieser Urbestandteile unterscheiden.

Die wichtigste Prüfungsfrage hierbei lautet: Kann ich aus der Art der Bestandteile irgendwelche Rückschlüsse auf die Eigenschaften der Elemente ziehen? Die Antwort lautet: Durchaus nicht, sondern lediglich aus dem Struktursinn. Ob es sich um Eisen, Gold, Blei, Sauerstoff, Wasserstoff, Radium oder sonst irgendein Element handelt, immer sind es die gleichen Bestandteile aus der Stufe der Elektronen, die erst durch ihre Vielfalt und Anordnung die Individualität eines Elementes bedingen.

Bei einem groben Vergleich könnte man die 92 Atome der Einergruppe des Dezimalsystems entgegenstellen, wobei das einfachste stoffliche Gebilde die Ordnungszahl 2 erhalten müßte. Auch der weitere Aufbau entspricht dann der Wesenhaftigkeit

des Zahlengebäudes. Ich kann mehrere Elemente zu neuen Stoffen verbinden, die sich in ihren Eigenschaften von den Eigenschaften der Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind, grundsätzlich unterscheiden. Sauerstoff und Wasserstoff lassen sich zu Wasser vereinigen, und der neue Stoff Wasser ist etwas völlig anderes, als eine Summe der Eigenschaften der beiden Grundstoffe vermuten lassen sollte. Das entspricht unmittelbar dem Beispiel der Zahlen 45 und 54.

Die Chemie kennt sehr komplizierte Gruppenbildungen von Elementen. Von der Stufe der Atome sind wir auf die höhere Stufe der Moleküle gelangt.

Das Zahlengebäude sieht vor, daß der Urbestandteil unmittelbar kompositionsbefähigt bleibt. Wenn man auch die Vergleiche nicht ungebührlich weit treiben darf, denn es kommt bei Beurteilung der Wesenhaftigkeit und der Entstehung der Mannigfaltigkeit eben nur auf das Wesentliche an, so müßte man doch annehmen, daß ein Urbestandteil wie das Elektron auch frei vorkommt und bei den größten stofflichen Kompositionen, wie es die Weltinseln darstellen, unmittelbar kompositionsbeteiligt ist, ohne in Untergruppen aufgegangen zu sein. Tatsächlich ist dies der Fall. Freie Elektronen können sicherlich Bestandteil eines Strukturgedankens größten Maßstabes sein.

Es war gesagt worden, daß es eine Grundeinheit wie die Eins oder den Punkt im System des Stofflichen nicht gibt, oder daß sie noch nicht erforscht worden ist. Die Teilung des Atoms braucht noch nicht die letzte Grenze des Stofflichen zu sein, und es ist nebensächlich, wo die folgerichtige Vergleichsstufe liegt, die der Größenordnung der Eins entspricht. Vielleicht ist es ein Systemunterschied, der das Zahlengebäude als reinstes Denkprodukt eine Eins und eine Null als klaren Anfang des Systems zeigen läßt, während das einfachste Element Wasserstoff bereits zusammengesetzt ist und mit der Zwei oder Zehn verglichen werden muß.

In der Wirklichkeit, in der die Systeme oder Ebenen innig miteinander verbunden und in dem Weltall aller Vorstell-

barkeiten zu einer umfassenden Einheit, d. h. der Gesamtheit der Wirklichkeit, kompositorisch vereinigt sind, lassen sich die von der Analogik geforderten Totalitätsansprüche der Gesetze nicht so leicht auf polarisierte Flächen abgrenzen. Die Ebene des Körperlichen unter Einschluß der Chemie reicht in Grenzgebiete, in denen bereits andere Ebenen, z. B. der Mathematik mit ihrer Wellentheorie usw. einbezogen werden. Das bedingt einige Aufmerksamkeit hinsichtlich des Systemwechsels.

Bei dem Aufbau der Mannigfaltigkeit auf einer bestimmten Ebene gibt es einen absoluten Anfang, und wenn ich davon aus nach einem Voranfang rückwärts forsche, dann geht die Ebene verloren.

Jede Zergliederung des wesenlosen Daseinsbegriffes der Eins und des wesenlosen Raumanspruches der Null erzwingt die Überleitung auf eine neue Ebene, sei es Akustik, Physik oder Erkenntnistheorie.

So verhält es sich auch in der Welt des Körperlichen. Mit dem Atomkern ist ungefähr ein Anfang gesetzt. Sollten den Bestandteilen eines Atomkerns stoffliche Eigenschaften zuerkannt werden, so würde der Anfang darauf verlegt werden müssen. Die weitere Atomphysik ist jedoch eine ganz andere Ebene als die des Körperlichen. Die in der Welt des Körperlichen herrschende Art der Mannigfaltigkeit und Wesenhaftigkeit hat eine untere Grenze.

Auch wenn man die größere Ebene der allgemeinen Physik zugrunde legt und elektrische Vorgänge einbezieht, dann verschiebt man den Anfang lediglich einige Stufen weiter zurück. Da, wo Wellentheorie und Korpuskulartheorie ihren einander widersprechenden Sinn zugunsten einer gleichzeitigen Gültigkeit aufgeben, wo die Lichtgeschwindigkeit und das Plancksche Quant als Naturkonstanten Halt gebieten, gibt es für physikalische Vorstellungen keine Anschaulichkeit mehr. Statt der einfachen Beobachtung übernimmt die Mathematik die Füh-

rung. Dies bedingt den fundamentalen Systemwechsel von der Wirklichkeit zum Denkerzeugnis.

So zuverlässig der Anfang eines Systems durch die Entstehung der Mannigfaltigkeit und der im System gültigen Eigenschaften aller benutzbaren Materialien bestimmt werden kann, so unsicher sind die sich im Dunkel der Übermaße verlierenden anderen Grenzen der Ebene.

Auf der Ebene der Mathematik kann der Anfang in die Mitte gesetzt werden, von der aus strahlenförmig alle Aufbaumöglichkeiten zu denken sind. Diese Darstellungsweise darf jedoch nicht mit einer analogischen Erkenntnis verwechselt werden, denn in der Welt des Körperlichen ist eine solche Mittelpunktstellung nicht deutlich. Die Mittelpunktstellung der Eins zeigt sehr anschaulich die Unmöglichkeit eines weiteren Vordringens in die Vorursachen des Anfangs. Zu diesem Zweck müßte man die Ebene verlassen und nach oben und unten ausweichen. Ohne Systemwechsel zwingt mich ein Vorgehen über die Eins hinaus lediglich zu einem analogen Aufbau auf der anderen Seite.

Vielleicht ist die Mathematik das harmonisch vollkommenste System mit einem klaren Anfang und unermeßlicher Weite ringsum, und vielleicht gehört es zu den Eigenschaften der Systeme, ihrerseits den Struktursinn in bestimmten Richtungen zu spezialisieren.

Es liegt auf der Hand, daß alle denkbaren Systeme, in denen künstliches Material seine Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit aus einem Struktursinn gewinnt, sich wiederum nur durch eine Einseitigkeit des anwendbaren Struktursinnes unterscheiden. Dies würde sich auch in den für die Ebenen jeweils gültigen Maßstäben ausprägen.

Die Mathematik ist am unmittelbarsten eine Erfindung des Menschengeistes, und so ist es folgerichtig, daß die Einheit im Mittelpunkt steht. In der Welt des Körperlichen, also in der Wirklichkeit, verzichtet der einzelne Mensch weitgehend auf eine Sonderstellung. Er unterwirft sich mit aller Folgerichtig-

keit der Art eines Systems, das er in keinem wesentlichen Anteil selbst geschaffen oder auch nur beeinflußt hat. Damit erlischt auch der Anspruch auf eine Mittelpunktstellung.

Der Zwang zum Systemwechsel bleibt jedoch, wenn auch nicht im Mittelpunkt. Die Welt der Physik überrascht an zwei Stellen mit Grenzsymptomen. Der Systemwechsel, der die Physik in die Mathematik überleitet, findet nicht nur im Mikrokosmos statt, sondern auch im Makrokosmos.

Solange der Aufbau der Sternenwelten unendlich gedacht wurde, war es möglich, mit den drei Dimensionen des Körperlichen auszukommen. Im gleichen Augenblick, in dem eine Endlichkeit erwogen wurde, reichten die Dimensionen des bisherigen Systems nicht mehr aus. Man war gezwungen, aus der Raumebene herauszutreten und einen Systemwechsel vorzunehmen. Die Mathematik übernahm wiederum die Führung. (Das Wort Ebene in diesem Zusammenhang darf nicht mit dem zweidimensionalen Begriff einer physikalischen Ebene verwechselt werden. Die Schnittflächen oder Systeme, die in der Analogik Ebenen genannt werden, sind nicht physikalisch bestimmbar und bedeuten nur eine Gebietsaufteilung des menschlichen Erkenntnisbereiches durch Polarisierung statt durch Raumabgrenzung, um den Totalitätsgedanken erhalten zu können.)

Es gibt demnach in der Physik einen Anfang und ein Ende, die sich in ihrer mathematischen Sphäre so weit nähern, daß man an einen Kreis erinnert wird. Das Ende kehrt zum Anfang zurück. Es wäre auch nicht überraschend, wenn die Welt des Körperlichen in irgendeiner abstrakten Weise kugelförmig genannt werden würde, so daß es trotz aller Unbegrenztheit kein Außerhalb mehr gibt. Daß es sich dabei nicht um eine Kugelgestalt der drei alten Dimensionen handeln kann, ist einleuchtend, denn dann wäre mit dieser Erfaßbarkeit die Welt des Körperlichen leblos.

Kennzeichnend für den Anteil des Menschen, auch bei der Vorstellung einer von ihm unabhängigen Wirklichkeit, ist das

Eindringen der Mittelpunktidee, sobald er seine eigene Position im Weltganzen bestimmt. Die Einteilung in Makro- und Mikrokosmos ist nicht ganz so willkürlich, als man annehmen könnte. Beide Teilwelten zeigen in ihrem Aufbau eine nicht geringe Ähnlichkeit, und die Strukturverwandtschaft erinnert ein wenig an die Spiegelbilder des Zahlenreiches diesseits und jenseits der Eins.

In beiden Fällen ist die dem System zugehörige Wesenhaftigkeit aus einer Wesenlosigkeit entstanden. In beiden Fällen ist der Urbestandteil oder auch eine Mehrzahl der Urbestandteile ein Etwas, das innerhalb des Systems eigenschaftslos ist. Erst der Struktursinn eines Aufbaues ergibt die Wesenhaftigkeit mit entsprechenden Eigenschaften, so daß erst dann von Material gesprochen werden kann.

Die Struktur als der einzige Sinn einer Begrifflichkeit ist in der Welt des Körperlichen gleichfalls gruppenförmig. Der stufenartige Aufbau verhindert dabei nicht die Einkomponierung einzelner Urbestandteile in Großgruppen.

Eine Begrenzung der Ebene wird durch den Zwang zum Systemwechsel erkennbar. Ebenso wie bei Zahlen gibt es Elementargruppen, die entweder als Atome oder auch als Moleküle so stabil sind, daß sie trotz ihrer eigenen Zusammengesetztheit als Elemente, d. h. als die praktisch kleinsten Bausteine des Systems gelten. Dadurch wird gewissermaßen der Ursprung aus dem Nichts (auf das System bezogen) verschleiert. Man rechnet mit diesen Bausteinen wie mit etwas von jeher Gegebenem.

Ebenso wie bei Zahlengebilden verlieren die Gruppengebilde im Reich des Stofflichen bei Verwendung in übergeordneten Gruppen ganz oder teilweise ihre bisherigen Eigenschaften. Die Selbständigkeit ihres Struktursinnes geht verloren. Eine Komposition von Grundzahlen und gleichartig eine Komposition von Atomen kann ein Etwas mit so neuen Eigenschaften ergeben, daß die Summe der Eigenschaften der einzelnen Untergruppen als Bestandteile dafür keinerlei An-

halt oder Anlaß zu erklären vermag. Ein neuer Struktursinn ist eben etwas Neues und weitgehend unabhängig von den darin nachweisbaren Teilstrukturen.

Das Bedürfnis der Anschaulichkeit hat in der Chemie — einem Sonderbezirk auf der Ebene des Körperlichen — zu Formeln für Strukturen und förmlichen Strukturbildern geführt, die unmittelbar die Ähnlichkeit mit mathematischen Gebilden in Reihen, Ketten, Ringen, Würfeln, Kugeln usw. erkennen lassen.

Aus dieser Übereinstimmung zweier extrem auseinanderliegender Systeme lassen sich Rückschlüsse auf die Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates ziehen, die in neuen Beispielen nachkontrolliert werden sollen.

15.
Das Modell des Denkapparates

Daß die Wesenhaftigkeit des Materials sehr unabhängig von einem substantiellen Urbestandteil sein muß und im wesentlichen von der Struktur einer Vielfalt eines unbestimmbaren Etwas mit räumlichen Beziehungen bedingt wird, ergibt sich bereits unmittelbar aus den menschlichen Versuchen der Darstellung.

Die ziffernmäßige Schreibweise der Mathematik oder die graphischen Darstellungen der Physik und Chemie sind eigentlich nichts anderes als Strukturbilder. Das Material der Bilder ist den graphischen Möglichkeiten entnommen, und es soll auch nicht gesagt werden, daß die Struktur der graphischen Darstellungen unmittelbar der Struktur der behandelten Systeme entspricht. Es muß nur ein struktureller Gleichklang vorausgesetzt werden, denn sonst würden die Darstellungen keinen Aufschluß geben.

Man weiß zwar aus der Praxis, daß alle Darstellungen unzureichend sind, aber auch eine beschränkte Verwertung verlangt bereits eine wenigstens teilweise Übereinstimmung des Struktursinnes, soweit dies für die jeweilige Problemstellung nützlich ist.

In dieser uns selbstverständlich erscheinenden Annahme sind einige Postulate enthalten, von denen das Wichtigste die Gleichklangsbestrebungen enthält. Der menschliche Denkapparat als Mittler zwischen Wirklichkeit und Darstellung oder zwischen Einfall und Ausdruck muß den Struktursinn in irdisch unbegrenzter Mannigfaltigkeit nachbilden und dadurch übertragen können. Das verlangt einen Anlaß zu

dieser Tätigkeit, den ich das strukturelle Gleichklangbestreben nenne. Darüber später.

Wenn ich nun eine Beschreibung des Denkapparates geben will, bin ich wiederum auf die begrenzte bildliche Darstellungsweise angewiesen, die nur in ihrem Struktursinn mitteilungsfähig ist, und auch hierin nur unvollkommen. Ich kann mich daher einfach an die geschriebenen Strukturbilder halten, die ich mir von der Wesenhaftigkeit der Zahlen und der Körperlichkeit mache. Dabei ist es unwichtig, ob die Darstellung durch eine anatomische Forschung gestützt wird. Das ist an sich nicht undenkbar, aber die analogische Überzeugung ist davon unabhängig. Es genügt, sich ein Instrument vorzustellen, das geeignet ist, Strukturen von größter Mannigfaltigkeit zu bilden, um allen Besonderheiten der Strukturbildung unterschiedlichster Systeme gerecht zu werden. Dabei gibt uns die Klarheit des Zahlengebäudes als vorzugsweise menschliche Erfindung ein besseres Analogon als die Welt der Körperlichkeit.

Der Denkapparat muß aus einem Urbestandteil und seiner Vielfalt erbaut worden sein. Dieser Urbestandteil, vergleichbar etwa mit einem mathematischen Punkt, darf in keiner Hinsicht Wesenhaftigkeit zeigen, weder stofflich noch gedanklich. Sogar das Aufblitzen eines Fünkchens, wie wir es von Elektronensprüngen im Atom kennen, hat bereits mehr Seinanspruch als der Urbestandteil des Denkapparates, der nicht bewußt werden kann. Der Urbestandteil ist noch unsichtbarer als Glas, ununterscheidbar zwischen Einfalt und Vielfalt, bis durch irgendeinen Anlaß in dem Nichts Kompositionsspuren auftreten, gleich wie das Glas durch Sprünge oder sonstige Strukturveränderungen sichtbar werden kann.

Ich möchte vermeiden, der Darstellung einen philosophischen Charakter zu geben. Da wir im Anfang der Bildung von Gedankenstoff zugleich an einer Systemgrenze stehen, ist jede Erklärung mit Fehlassoziationen bedroht. Der Anfang des Mechanismus eines menschlichen Denkapparates ist jedoch ein

Uranfang. Hier kann kein Systemwechsel zugelassen werden, da in dem Arbeitsbereich des Denkapparates selbst alle Möglichkeiten von Systemen erschöpft sein müssen.

Es ist besser, auf die Anschaulichkeit des wesenlosen Anfangs zu verzichten und gleich zur nächsten Stufe zu gehen, auf der sich eine große Zahl von fertigen Gedankenelementen befindet. Es ist anzunehmen, daß die Gedankenelemente sehr gleichförmig sind, denn auch diese Stufe muß noch weit unter der physikalischen Anfangsstufe liegen, auf der wir eine Wellengleichung als Grenzstein wissen.

Wie viele solcher Gedankenelemente der Denkapparat enthält, und ob die Zahl konstant ist, entzieht sich unserer Vermutung. Jedenfalls muß die Zahl ziemlich groß sein, um die ungeheure Mannigfaltigkeit alles Denkbaren mit Strukturgebilden darstellen zu können. Eine grenzenlose Zahl ist aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich. Auch im Bewußtsein kann diese Stufe noch nicht enthalten sein, denn das tritt erst mit den Kompositionen der Gedankenelemente zu Systemelementen auf.

Die Bildung von Vorstellungen und Gedanken erfolgt dadurch, daß die Gedankenelemente zu einem höheren Struktursinn geordnet werden. Aus kleinsten Gruppen von Gedankenelementen bilden sich dann größere Gruppen und aus diesen wieder übergeordnete Gruppen, jeweils in einer charakteristischen Gesetzlichkeit, die für das Gedankenbild sinnbestimmend ist.

Man darf sich den stufenförmigen Aufbau nicht allzu pedantisch denken. Die Struktur braucht nicht unmittelbar der Härte der Mathematik oder der Sternenwelt zu entsprechen. Zumeist wird bereits die gleichzeitige Anwesenheit von Urbestandteilen oder Gedankenelementen als Kompositionsteile selbst höchster Strukturbilder die Klarheit mathematischer Vorstellungen verhindern. Je mehr kleine und kleinste Primärstrukturen erst im hohen und höchsten Struktursinn ge-

bunden werden, um so weicher, gleitender und unübersichtlicher wird die Stufung des Gedankenbildes sein.

Ebenso wie das Auge die scharf voneinander getrennten Bilder eines Kinoapparates bei genügend schneller Aufeinanderfolge als gleitend und ununterbrochen empfindet, ebenso wird auch das Gedankenbild nicht als ein Strukturgefüge empfunden werden, sofern die Grundstrukturen noch unterhalb der Bewußtseinsschwelle entstehen. So ist es denkbar, daß Wasser nicht flüssig ist, sondern aus Körnern besteht oder sich jedenfalls aus Stoffteilen ohne gleitende Übergänge zusammensetzt und trotzdem nicht als körnig empfunden wird, weil dieser Teil der Grundstruktur sich unterhalb der Ebene unseres sinnlichen Wahrnehmungsvermögens hält.

Für die analogische Definition des Denkapparates genügt es, wenn ich mit dem Kompositionsziel der gedachten Urbestandteile eine Mannigfaltigkeit erzeugen kann, die der Mannigfaltigkeit von Wirklichkeitsbildern und Gedankeneinfällen mit allen Ausdrucksmöglichkeiten fest zugeordnet werden kann. Ein solcher Apparat bedingt durch seine Arbeitsweise bereits einige nachweisbare Besonderheiten sämtlicher Erzeugnisse.

So kann gesagt werden, daß alle Vorstellungen der Menschen zusammengesetzt sind, daß sie sich nur durch die Struktur der Zusammengesetztheit unterscheiden, und daß alle Systeme über eigenschaftslos gleichartige Urbestandteile als Bausteine verfügen, für die wiederum ein letzter unfaßbarer Urbestandteil aller Systeme als Uranfang angenommen werden muß.

Die Strukturen sind nicht gleitend, sondern stufenförmig und sprunghaft im Aufbau, auch wenn sich viele Sprünge auf so frühen Kompositionsstufen ereignen, daß sie lange verborgen bleiben. Die Forschung wird immer auf die Trennbarkeit gedanklicher Bausteine stoßen, wenn sie weit genug vordringt. Das kennzeichnet die Arbeitsweise des menschlichen Denkapparates bis an die Grenze, die der Uranfang aus dem Wesenlosen setzt.

16.

Die Sprache

Nach dem analogischen Totalitätsanspruch des Strukturgesetzes muß auch die Sprache in ihrer Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit dem Aufbau des Zahlengebäudes und der Welt des Körperlichen entsprechen.

Wiederum läßt die Schreibweise die Zusammengesetztheit sprachlicher Ausdrucksmittel anschaulich werden. Danach ist die Sprache aus einzelnen Lauten gebildet, die durch den Ordnungssinn ihrer Zusammengesetztheit bestimmte Begriffe stereotyp so deutlich kennzeichnen, daß eine Verständigung möglich ist.

Die Tatsache, daß die Schriftsprache vielfach nicht mit der Umgangssprache übereinstimmt, ist dabei ohne Bedeutung. Die Buchstaben sind sowieso unzureichend, um die große Mannigfaltigkeit der Betonung, der Klangfarbe und der zahlreichen Nebenlaute darzustellen. Im allgemeinen wird es ohne genaue Kenntnis einer Sprache nicht möglich sein, nach den Buchstaben die vielen Nuancen zu treffen, die bei einer mündlichen Verständigung eine große Rolle spielen. Deshalb bedeuten die Buchstaben vielfach eine Abkürzung, eine Art Konvention, über die vor Gebrauch der Schrift erst eine Übereinstimmung in der Anwendung und Zuordnung angestrebt werden muß.

Auch der Versuch, lediglich nach dem Gehör eine Sprache in Buchstaben festzulegen, wird zumeist erfolglos bleiben, zumal die historische Entwicklung von Schrift und Sprache häufig die ideale Folgerichtigkeit verhindert hat. Manchmal kann man ein aus Buchstaben zusammengesetztes Wort fast wie ein

Bildzeichen bewerten, denn viele Buchstaben sind von ihrem Zusammenhang abhängig. Selbst ganze Wörter können bei gleicher schriftlicher Wiedergabe verschieden ausgesprochen werden, um dann einen durchaus verschiedenen Sinn zu haben.

Für alle Sprachen und auch für alle Schriftzeichen, einschließlich der Hieroglyphen und ähnlicher Bilderschriften, bleibt trotz der großen Vielfalt im einzelnen das Strukturgesetz in voller Gültigkeit, denn überall handelt es sich um eine Ordnung der Bestandteile.

Dabei ist es nebensächlich, ob man sich für 26 oder 100 Buchstaben entscheidet, oder ob man mit Betonungsunterschieden und Klangfarben noch mehr Laute zu Grundelementen einer Sprache bestimmt.

Wahrscheinlich ist auch historisch die Sprache aus spontanen Lauten zur Kennzeichnung eines Erregungszustandes entstanden. Solche unartikulierten stimmlichen Äußerungen wurden bei stereotypen Wiederholungen für die zugehörigen Mitmenschen kennzeichnend. Von diesem ersten Schritt zu einer umfassenden Konvention ist nicht sehr weit.

Jedenfalls sind die eigentlichen Grundbestandteile in den unartikulierten Lauten zu suchen, während das moderne Alphabet eher mit den Einern des Dezimalsystems zu vergleichen ist und gewissermaßen die erste Stufe von Gruppierungen bedeutet.

Laute sind Schwingungen. Ihre genauere Untersuchung führt aus der Problematik der Sprache heraus. Es tritt also bei weiterer Zerlegung der Bestandteile einer Sprache der Systemwechsel ein, der die Bestandteile für das untersuchte System wesenlos werden läßt.

Ein einfaches A kann ein sprachlicher Ausdruck sein. Der einzelne Buchstabe kann eine sehr aufschlußreiche Mitteilung enthalten, sofern er als Ausdruck des Erstaunens, der Bejahung usw. einer sprachlichen Konvention entspricht.

Löse ich jedoch den Vokal A in seine Schwingungsbestandteile auf, dann begebe ich mich in das Forschungsgebiet der

Akustik. Einen sprachlichen Mitteilungswert haben einzelne Schwingungen nicht mehr. Sie sind sprachlich wesenlos.

Aus solchen relativ wesenlosen Schwingungen sind alle Laute zusammengesetzt, die mit der Möglichkeit eines Stimmungsausdrucks den Anfang der Sprache bedeuten. Unter dem Vorbehalt, daß die in der Praxis benutzten Buchstaben für die gesprochene Sprache nicht ausreichen, und daß ein phonetisches Alphabet mehr Grundelemente enthält als das schriftliche Buchstabenmaterial aufweist, kann die Wesenheit der Sprachbilder vollgültig mit den schriftlichen Ausdrucksmitteln dargestellt werden.

Die 26 Buchstaben der deutschen Sprache müssen einerseits als etwas Zusammengesetztes gelten. Andererseits sind sie die Grundelemente, aus denen Wörter gebildet werden. Das Strukturgesetz schreibt nun vor, daß der Sinn der Wörter durch den Ordnungssinn der Buchstaben bedingt wird, und daß der Einzelsinn der Buchstaben noch nicht für den Sinn der aus ihnen gebildeten Wörter entscheidet.

Der Buchstabe O kann z. B. ein Mittel sein, um eine Verwunderung zum Ausdruck zu bringen. Als Grundelement hat das O nicht viele Eigenschaften, aber es ist nicht wesenlos, sondern kann durch Tonfall und Klangfarbe ausdrucksfähig gemacht werden. Auch die Buchstaben R und T können Mitteilungen über einen Erregungszustand, über Unwillen, Zweifel oder sonst ein vorherrschendes Gefühl enthalten.

Sobald ich nun die genannten drei Buchstaben in der Reihenfolge R O T anordne, erhalte ich ein Wort, das mit den vielen möglichen Individualeigenschaften der einzelnen Buchstaben nichts mehr zu tun hat. Nach der gültigen Konvention der deutschen Sprache bezeichnet das Wort R O T eine Farbe.

Noch deutlicher wird die Abhängigkeit vom Ordnungssinn durch eine Umstellung. Genau die gleichen Bestandteile ergeben in anderer Reihenfolge das Wort O R T, das nicht nur unabhängig von dem möglichen Buchstabensinn bleibt, sondern auch mit dem Wort R O T auf gleicher Kompositionsstufe

keinerlei geistige Verwandtschaft erkennen läßt. Noch ein drittes Wort ist möglich: T O R.

Das Wort T O R kann gleichzeitig als Beispiel dafür dienen, daß der Sinn manchmal erst in einem Ordnungssinn höherer Stufe erfaßbar wird. In dem Zusammenhang: ein eitler Tor, bedeutet das Wort etwas gänzlich anderes als in der Gruppe: das Tor ist geschlossen.

Historische Einwände hiergegen sind zwecklos, denn wir wollen das Weltbild unseres Denkapparates danach untersuchen, wie es ist und nicht, wie es geworden ist. Früher sind die Wörter: der Tor und das Tor wahrscheinlich verschieden ausgesprochen worden. Die zufällige Ähnlichkeit des Klangs mit dem Zwang, sich in die aus praktischen Gründen eng zugeschnittene Buchstabenschablone einzufügen, hat die feineren Unterschiede verlorengehen lassen. Das mag denkbar sein, ebenso wie die Möglichkeit eines gemeinsamen begrifflichen Ursprunges aus dem Sinnbild der Leere, wie es der gerundete Mund beim Aussprechen des Buchstaben O bietet. Beide Erklärungen kennzeichnen das Bemühen des Denkapparates, das Strukturgesetz zu verdeutlichen.

Die chinesische Bilderschrift, die die Grundelemente der Schriftsprache nicht in die Stufe der Laute verlegt, sondern in die nächsthöhere Stufe der Wörter, verlangt trotz großer Sparsamkeit phonetischer Mannigfaltigkeit die Einbeziehung eines gewaltigen Reichtums an Lautkompositionen. Das klassische Wörterbuch des Kaisers Kang-Lsi enthält dementsprechend mehr als 40000 konventionelle chinesische Schriftelemente.

Die vielen Nachteile der chinesischen Schreibweise enthalten einen bedeutsamen Vorteil. Dieser liegt in der Unabhängigkeit der Aussprache von dem Prokrustesbett einer Buchstabenschrift. Demgemäß besitzt die gesprochene chinesische Sprache heute noch einen Reichtum an Betonung, Tonunterschieden und Klangfarben, der niemals durch europäische Buchstaben ausgedrückt werden kann. Wenn China zur Buchstabenschrift

übergehen würde, dann müßten entweder sehr viele Spezialzeichen zur Ergänzung erfunden werden, oder aber die Sprache würde allmählich der unvollkommenen schriftlichen Ausdrucksweise zum Opfer fallen und ihren Klangreichtum verlieren.

Die Gültigkeit des Strukturgesetzes wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß es sogar Ausdrucksmittel gibt, die phonetisch ganz unterschiedlich gedeutet werden. Eine Bilderschrift kann z. B. ein Zeichen für den Begriff Vater bestimmen, das im gleichen Sinne von mehreren Völkern gänzlich verschiedener Sprachen benutzt wird.

Die Nachrichtenübermittlung über große Entfernungen, wie sie der dunkle Erdteil Afrika notwendig macht, hat im Verlauf sehr langer Zeiträume zur Bildung einer Trommelsprache geführt. Der mündliche Verkehr ist in Afrika von jeher offenbar so erschwert gewesen, daß sich dort zahlreiche Dialekte und Sprachunterschiede entwickeln bzw. erhalten konnten. Aus dem gleichen Grunde scheint auch ein schriftlicher Verkehr behindert gewesen zu sein, zumal dieser kaum dem Kulturzustande entsprach.

Die Überwindungsschwierigkeiten der Urwälder, Ströme und Felsgebiete sowie der vielfach bis heute bestehende Kampfzustand der Dorfgemeinschaften gegeneinander mögen mit der Respektierung räumlicher Abstände die Ausbildung eines akustischen Verständigungsmittels angeregt haben, das sich allmählich bis zu einer erstaunlichen Ausdrucksfähigkeit steigern ließ.

Es handelt sich um eine Art akustischer Bilderschrift mit den Klangmitteln weitreichender Trommeln. Die Elemente der Trommelsprache sind lediglich zwei etwa einen halben Ton auseinanderliegende Noten, mit denen die Sachverständigen schlechthin alles ausdrücken können, was in der Praxis vorkommt. Selbst moderne Gegenstände und Ereignisse können umschrieben werden. Nur in einem Punkt versagt die Trommelsprache: sie kann keine Namen übermitteln.

Wie die Konvention der Tonbilder entstanden ist, muß als nahezu rätselhaft betrachtet werden. Jeder Gegenstand und jeder Vorgang hat ein Tonbild wie eine Hieroglyphe, und dieses Tonbild ist von der Westküste Afrikas über viele berührungslose Sprachgebiete bis weit nach Asien hinein bekannt. Die Tonbilder müssen demnach so gegenständlich empfunden werden, daß sie die mündliche Sprache völlig entbehren lassen.

Die afrikanischen Völker, die sich mit Hilfe der Tonbilder ihrer Trommeln sehr genau verständigen, sprechen mündlich zumeist so unterschiedliche Sprachen, daß jede Unterhaltung zwecklos ist. Aus diesem Grunde können sie auch nicht buchstabieren und keine Namen übermitteln.

Mit nur zwei Tönen läßt sich theoretisch die ganze Wirklichkeit und aller menschlicher Erfindungsreichtum in der Trommelsprache ausdrücken, und zwar ausschließlich durch Anordnung und Zeitintervalle, fast ohne Betonungsunterschiede.

Eine bemerkenswerte Bestätigung des allmenschlichen Denkapparates und seiner Arbeitsweise ergibt sich aus der Neubildung von Ausdrucksmitteln der Trommelsprache. Die Beschränkung auf zwei Tonelemente im Zeitraum bedingt sehr komplizierte Tongebilde, um der Mannigfaltigkeit des Bedarfs zu genügen. Eine einfache Notenschrift würde zur Fixierung der Tonbilder ebenso unzureichend sein wie ein Alphabet für die chinesische Sprache.

Während jedoch die Sprache sehr leicht die Einführung neuer Wörter gestattet, kann die Trommelsprache mangels mündlichen Verkehrs nur sehr langsam zur Konvention hinsichtlich neuer Wörter gelangen. Sie ist gezwungen, die ohnedies zeitraubende Umständlichkeit von rhythmischen Zweitonkompositionen durch Umschreibungen zu erhöhen, die erst nach langem Gebrauch einmal zu Abkürzungen führen können. (Wahrscheinlich ist auch der alte Bestand an Tonzeichen durch Abschleifen so stark vereinfacht worden, daß man den be-

schreibenden, sozusagen tonmalerischen Ursprung dabei ebenso wenig nacherkennen kann wie bei vielen chinesischen Schriftzeichen.)

Dadurch entstehen in der Trommelsprache Strukturgebilde so großen Umfangs, wie sie wortwörtlich in einer Buchstabensprache kaum festgehalten werden könnten. Das spricht für die große Anschaulichkeit der seltsamen Tonbilder der Trommelsprache.

Die verschiedenen Möglichkeiten sprachlicher Vermittlung von Menschen untereinander sind deshalb von Wichtigkeit, weil die Analogik für ihre Gesetze eine Totalität beansprucht, die keine Ausnahme in allen Wandlungen des Systems zuläßt.

Die Übereinstimmung mit dem Strukturgesetz ist anschaulicher, sobald es sich um Gruppierungen auf Stufen höherer Ordnungen handelt, denn die Zusammenstellung von Wörtern zu Sätzen verlangt wiederum bestimmte Ordnungsgesetze, um einen Sinn zu erhalten.

Aus der großen Zahl der durch Konventionen stereotyp gewordenen Wörter, d. h. aus dem Wortschatz einer Sprache, werden geeignete Bausteine hervorgesucht und durch eine bestimmte Anordnung zu einem Satz verbunden. Zweifellos hat eine agglutinierende Sprache dabei eine andere Struktur als eine flektierende, aber ein Struktursinn ist in allen Sprachen die Voraussetzung ihrer Wesenhaftigkeit.

Der einfache Satz: Wilde töten Fremde! läßt sich mit seinen drei Wörtern in Behauptung und Frage in acht Variationen mit einem jeweils besonderen Sinn komponieren.

2. Fremde töten Wilde!
3. Fremde Wilde töten!
4. Wilde Fremde töten!
5. Töten Wilde Fremde?
6. Töten Fremde Wilde?
7. Töten wilde Fremde?
8. Töten fremde Wilde?

Abgesehen von der Fragebetonung kommt es allein auf die Ordnung der Wörter an. Das Beispiel der deutschen Sprache ist in jede andere Sprache übertragbar, und wenn es primitive Sprachen geben sollte, die zu einer unmißverständichen Wortsammlung zwingen, ohne an eine Reihenfolge gebunden zu sein, so bleibt trotzdem der Struktursinn im weiteren Aufbau entscheidend. Ob die Wörter Wilde und Fremde als Substantiv oder als Adjektiv angewandt wurden, ergibt sich in der deutschen Sprache aus den großen und kleinen Anfangsbuchstaben. Bei anderer Schreibweise kann sich der Sinn manchmal erst aus dem größeren Zusammenhang gewinnen lassen.

Auch Sätze sind ihrerseits Kompositionsmaterial für weitere Bauten sprachlicher Mitteilungen. Sie verlieren im neuen Verband vielfach gänzlich ihren Einzelsinn. Häufig lassen sie sich umgehen oder ersetzen.

So kann ich gefragt werden, warum ich mißgestimmt bin. Die Art der Mißgestimmtheit mag für irgendwelche beabsichtigten Handlungen von Wichtigkeit sein und eine genauere Erklärung verlangen. Ich sehe mich deshalb veranlaßt, in längeren Ausführungen die Vorgänge mit Sprachbildern zu rekonstruieren, die zu der besonderen Mißstimmung geführt haben. Der Endzweck dieses sprachlichen Aufwandes an Wörtern, Sätzen, Satzgruppen, Einzelerzählungen und ihrer Komposition zu einer Sinneinheit beruht lediglich darin, eine ganz besondere Art meiner Mißstimmung verständlich zu machen.

Weder die einzelnen Buchstaben noch die Wörter, Sätze usw. behalten einen Sondersinn. Sie sind alle nur Kompositionsmaterial ohne Eigenwert. Erst ihr Zusammenklang ergibt den Sinn, der mit der Antwort auf eine Frage beabsichtigt ist. Der größere Teil des Berichtes kann sogar sehr fröhlicher Natur sein, um dann mit einem einzigen Kontrastwort den Gesamtsinn umzukehren und eine Enttäuschung als Ursache der Mißstimmung besonders deutlich zu machen.

Wenn ich bei der Darstellung nicht weitschweifig bin und mich auf das Notwendige beschränke, dann wird immer erst

die Gesamtheit des Gesagten den richtigen Sinn ergeben. Keine Sprache ist denkbar, die nicht auf der gleichen Wesenhaftigkeit eines Kompositionssinnes aufbaut und damit die Gesetzmäßigkeit der stufenartigen Struktur als das Seiende im System der Sprache beweist.

Ungemein aufschlußreich ist gerade hierbei die chinesische Bilderschrift, die zur Darstellung abstrakter Begriffe allgemeingültige Erlebniskompositionen benutzt, um daraus konventionelle Zeichen zu gewinnen. So deutet das Zeichen für Trauer oder Melancholie eine Erlebniskomposition an, die als verallgemeinerungsfähig gelten kann. Aus der bildlichen Darstellung von Getreide 禾 und dem Zeichen für Feuer 火 wird ein neues Zeichen komponiert, das mit der Assoziation eines von der Sonne gelb gebrannten Getreides die schriftliche Fixierung des Begriffes Herbst 秋 ergibt. Eine weitere Verbindung mit dem Zeichen für Herz 心 ermöglicht den schriftlichen Ausdruck für die Stimmung, in der sich der Mensch im Herbst häufig zu befinden pflegt. Die Konvention hat daraus das Zeichen für Melancholie 愁 schlechthin erstehen lassen.

Auch hier gilt die Regel, daß die Bestandteile einzeln keinen Teilsinn der Endkomposition enthalten. Getreide, Feuer und schließlich auch Herz sind selbständige Begriffe, die gar nicht den Sinn ihrer Zusammensetzung zu dem Begriff Melancholie erkennen lassen. Erst der Struktursinn ergibt die bestimmte Wesenhaftigkeit. Der Konventionszwang macht weiterhin das zusammengesetzte Zeichen von seinem Ursprung so unabhängig, daß es allgemein angewandt werden kann und sich nicht mehr auf die besondere Art der herbstlichen Stimmung beschränkt.

Man ersieht daraus, daß auch im Falle der chinesischen Bilderschrift, die kein phonetisches Strukturgleichnis zur gesprochenen Sprache ermöglicht, die Strukturgesetze gleichfalls unentrinnbar sind.

Ein gutes Beispiel für den Kompositionssinn bietet das chine-

sische Zeichen für Tor 門. Fügt man das Zeichen für Mund 口 hinzu, so heißt dieses „Fragen“ 問.

Mit Hilfe des Zeichens für Ohr 耳 ergibt sich der schriftliche Ausdruck für „hören, erfahren“ 聞 und schließlich in Verbindung mit Mond 月 läßt sich der Begriff „Muße“ 閒 verallgemeinert festlegen. Im letzteren Begriff ist das Bild eines Menschen enthalten, der den Mond durch die Tür betrachtet und damit Zeit zur Beschaulichkeit bekundet.

Es kann angenommen werden, daß die Trommelbilder der Eingeborenen Afrikas ähnlich entstanden sind und jedenfalls nichts mit der modernsten Beschränkung des schriftlichen Kompositionsmaterials auf die kurzen und langen Striche des Morsealphabets zu tun haben.

Der Anfang der Sprache ist wirklichkeitsgebundener als der Anfang der Mathematik. Nur die Buchstabiermethode nähert sich mit dem Morsealphabet der Denkreinheit der Mathematik. Infolgedessen ist die Einheitlichkeit des sprachlichen Urbestandteils — ebenso wie in der Welt des Körperlichen auf der Stufe der Elektronen — nicht so deutlich. Sowohl die verwendeten Schwingungen als auch die spontanen Laute mit ihren oft Naturlaut nachahmenden Neigungen sind nicht einmalig. Erst nach dem Systemwechsel, also im Bereich der Akustik — oder für die Schrift im Bereich des Graphischen — nähert man sich einer Ureinheit, die dann zugleich für alle Systeme der Wirklichkeit gültig ist. Die Systeme der Wirklichkeit sind nicht restlos isolierbar, so daß eine erschöpfende Antwort auf die Frage nach dem Anfang der Mannigfaltigkeit stets die ganze Natur einbeziehen müßte.

Die ersten Laute, die eine Spur von Wesenhaftigkeit sprachlicher Art zeigen und die — ohne unmittelbare Ausdrückbarkeit — mit den Buchstaben auf einer Stufe stehen, können als Grundelemente bezeichnet werden. Wie bei den größten Zahlen die Einer unmittelbar einbaufähig sind, so können auch die

Grundelemente unmittelbar mit den größten Strukturgebilden eine höhere Komposition bilden. Durch sie wird die mündliche Sprache viel ausdrucksfähiger und zuverlässiger als die schriftliche Verständigung. Mit Räuspern, Atemstößen, Betonungen und Klangfarben können die Grundelemente, vor allem bei Fragestellungen, Behauptungen, Befehlen und ironischen Umkehrungen, durch ihr kompositorisches Hinzutreten gelegentlich ein großes Wortgebäude zu einem ganz neuen Struktursinn ergänzen. Damit ist auch diese Forderung des Strukturgesetzes erfüllt.

17.

Gegensätzlichkeit

Wenn ich die Wesenhaftigkeit eines Gebildes beschreiben will, dann versuche ich alle Besonderheiten darzustellen, durch die sich das Gebilde von anderen unterscheidet. Jede Kennzeichnung baut auf Besonderheiten auf, und Besonderheiten sind nur auffällige Unterschiede, die durch Vergleiche ermittelt werden können.

Da nun alle Wesenhaftigkeit in einer besonderen Struktur der Zusammengesetztheit beruht, so muß ich nachtragen: die Eigenwertigkeit der Struktur wird erst durch Unterschiede zu anderen vergleichbaren Strukturen ermöglicht. Genau genommen werden in allen Systemen nicht die Strukturen wesenhaft, sondern nur die strukturellen Unterschiede.

Das ist auch die einfache Begründung für die Wesenlosigkeit der Urbestandteile. Strukturelle Unterschiede kann es erst geben, sobald die Mannigfaltigkeit entsteht. Mit einer Eins oder einem Punkt allein kann ich keine Wesenhaftigkeit darstellen. Wenn ich jedoch die Eins als einen unbestimmbaren Daseinsanspruch mit der Vorstellung von einer Raumeinteilung verbinde, kann ich sofort unterschiedliche Anordnungen des Etwas im Raum treffen und dadurch zum Anfang des Stofflichen, d. h. Wesenhaften hinsichtlich eines dem System zugehörigen Materials kommen. Die Unterschiede der Anordnung ermöglichen die Begreifbarkeit.

Die Mannigfaltigkeit der Gebilde eines Systems ist die Mannigfaltigkeit der Beziehungen von Gebilden untereinander. Ohne Vergleichbarkeit gibt es keine Wesenhaftigkeit und ohne Unterscheidbarkeit kein Erkennen.

Der Anfang des Aufbaues eines Systems ist demnach die einfache Gegensätzlichkeit des Etwas zum Nichts, wie es die kompositorischen Variationen von Eins und Null anschaulich machen. Ob ich dabei die Schreibform 10 als Addition von zehn Urbestandteilen wie im Dezimalsystem definiere oder als Addition von zwei Urbestandteilen wie in der Diatik, ist lediglich Sache der Konvention.

Durch die 10 wird rückwirkend auch die 1 wesenhaft, nur durch die Andersartigkeit. Sogar die 0, die ursprünglich gänzlich sinnlos war, bekommt eine merkwürdige Wesenhaftigkeit und erhält den Wert eines Operationsmittels. Das gilt jedoch nur für die Struktur der Schreibweise.

Da alle Vorstellungen von einer Wesenhaftigkeit erst durch Unterschiede von Strukturen entstehen, so bedingt dies eine analogisch sehr wichtige Folgerung: es kann in der Wirklichkeit keine zwei Wesenhaftigkeiten geben, die identisch sind.

Der gleiche Vorgang, das gleiche Ding kann niemals doppelt oder mehrfach vorkommen. Die Identität der Bestandteile einer Struktur ist nur im Anfang, d. h. bei dem Urbestandteil denkbar, und dies ist auch entsprechend wesenlos und unfaßbar.

Objekte, die sich nicht von ihrer Umgebung unterscheiden, sind nicht wahrnehmbar. Zwei Objekte, die miteinander identisch sind, kann ich nicht voneinander trennen. Ihre Teilung würde ins Wesenlose führen. Unterscheiden und Wahrnehmen bedeutet das gleiche.

Solange ich den Anfang der Mannigfaltigkeit auf einer dimensional abgegrenzten Ebene suche, kann ich viele gleichartige Urbestandteile deshalb erkennen, weil der eintretende Systemwechsel neue Ungleichartigkeiten offenbart und neue Vergleichsmöglichkeiten gibt. Die Wesenlosigkeit und Gleichförmigkeit der Vielfalt bezieht sich dann immer nur auf das jeweilige System.

Eine Schwingung ist im System der Sprache wesenlos, aber ihre Erkennbarkeit wird durch ihre Wesenhaftigkeit in dem physikalischen System ermöglicht.

In der theoretischen Mathematik gibt es Identitäten. Sie sind jedoch wirklichkeitsfremd. Theoretisch sind absolute Lösungen von Gleichungen denkbar, und daher spielt das Ergebnis Null dort eine große Rolle. Die Übertragbarkeit dieses mathematischen Wissens auf die Wirklichkeit ist von keiner Deckungskraft.

Sobald ich als Naturforscher in der Wirklichkeit auf Identitäten stoße, wie z. B. bei Quanten, Elektronen usw., weiß ich auch, daß ich die Wirklichkeit verlasse, und daß die Mathematik ihre Herrschaft antritt.

Die absolute Wesenlosigkeit tritt erst dann ein, wenn ich das alles umfassende System des ganzen Denkbereiches untersuche und in dem denkenden Ich den Beginn der Mannigfaltigkeit feststellen will. Dabei komme ich an eine unübersteigbare Grenze, an der kein neuer Systemwechsel die Erkennbarkeit eines Urbestandteils ermöglicht. Erst die Gegenüberstellung des bewußten Denkens und des schöpferischen Dämons läßt Erlebnisse eines Erkennens zu, aber diese Art einer Wesenhaftigkeit liegt außerhalb des Systems der ratio und deshalb auch außerhalb des Wissenschaftlichen.

Wenn ich die Struktur des Zahlengebäudes nach der Schreibweise von Zahlengebilden zu deuten versuchte, so muß ich nunmehr zwischen dem gedachten und dem geschriebenen Zahlengebäude unterscheiden. Sowohl in der Mathematik wie in der Sprache gibt die Schreibweise zwar die Tatsache eines Struktursinnes wieder, doch ist sie immer nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Spiegelbild der gedachten Systeme, deren Struktur weit vielfältiger sein muß.

Da die Struktur aus Vergleichsergebnissen besteht, und da die Vergleichsmöglichkeiten außerordentlich mannigfaltig sind, muß danach jedes Gebilde eine sehr reiche Struktur besitzen, die weit über die schriftliche Darstellbarkeit hinausgeht.

Theoretisch kann ich jedes Gebilde mit jedem denkbaren anderen Gebilde vergleichen. Ich kann eine beliebige Zahl in Gegensatz zu allen möglichen anderen Zahlen und damit in Vergleichsbeziehungen bringen, nicht allein innerhalb des

Systems, sondern auch in allen anderen denkbaren Systemen. Die Zahl würde erst bei Erschöpfung aller Vergleichsmöglichkeiten eine endgültige Wesenhaftigkeit gewinnen. Aus dem gleichen Gedanken folgt eine andere Überlegung.

Wenn mein Denkapparat durch Komposition eines Strukturgebildes von Gegensätzlichkeiten eine bestimmte Vorstellung schafft, dann bedeutet dies die Inanspruchnahme einer bestimmten Anzahl von Denkelementen. Das so entstandene Gebäude mit seiner stufenförmigen Struktur und der dadurch bedingten Wesenhaftigkeit befindet sich dann in einem Gegensatz zu den vielen anderen in Ruhe befindlichen Denkelementen. Auch dieser Gegensatz muß strukturell zum Ausdruck kommen. Sowohl diese Folgerung wie die theoretische Vergleichsmöglichkeit mit allen anderen erdenkbaren Gebilden läßt als gesichert erscheinen, daß bei jedem Denkvorgang sämtliche Denkelemente mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen werden.

Gehe ich dabei von einer begrenzten Anzahl der Denkelemente aus, so bedeutet jeder Gedanke eine Teilung der Denkelemente in zwei Gruppen, die aus dem Nichts der Ruhe herausgerissen, in Bild und Gegenbild mit einem mehr oder weniger großen Strukturreichtum die entsprechende Vielfalt von Gegensätzlichkeiten darstellen.

Danach muß das Modell des Denkapparates dahingehend ergänzt werden, daß die wesenlosen Urbestandteile in Ruhe wie zu einem fleckenlosen unsichtbaren Glaskörper vereinigt sind. Es ist daher auch gleichgültig, ob man von vielen Urbestandteilen oder nur von einem einzigen redet, denn auch Einfalt und Vielfalt entstehen erst durch Gegensätzlichkeit.

Alle solche Bilder wie das vom Glaskörper sind unvollkommen. An das absolute Nichts kann keine Vorstellung heranreichen. Immerhin wird das Gleichnis genügen, um Gesetzmäßigkeiten für die Praxis ableiten zu lassen.

Im Augenblick der Unruhe durch ein Erlebnis der Wirklichkeit oder durch eine Beeinflussung aus der unbewußten Welt der Ursachen und Denkeinfälle tritt eine Zersplitterung des

Glaskörpers ein, die zugleich die dem Glaskörper eigene und bisher unerkennbar gebliebene Strukturneigung zum Vorschein bringt.

Hinzuzufügen ist noch, daß eine äußere Begrenzung des Glaskörpers nicht so leicht zu ermessen ist, wenngleich sie angenommen werden darf, denn sie symbolisiert den menschlichen Denkbereich. (Die Ableitung aus dem Nichts verlangt, daß der Glaskörper sogar erst durch die Zersplitterung seiend wird und auch dann erst die Möglichkeit von Denkbegrenzungen zuläßt.)

Die Zersplitterung braucht nicht den ganzen Glaskörper unmittelbar so weit zu betreffen, daß keine klaren und daher unsichtbaren Räume mehr darin enthalten sind. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß nur ein jeweils kleiner Bereich und zumeist nur auf bestimmten Ebenen erkennbar wird, denn darauf beruht ja die Unvollkommenheit jeder Begriffsbestimmung. Immer aber, und das ist entscheidend, tritt eine Teilung des ganzen Glaskörpers ein, die durch die Gegensätzlichkeit bedingt wird.

Wenn jeder Gedanke eine Strukturordnung bedeutet, dann ist dies eine Strukturordnung der Teilung. Jede Vorstellung von einem Gebilde ist aus den Verschiedenheiten dieses Gebildes zu allen anderen denkbaren Gebilden zusammengesetzt, und diese Zusammengesetztheit unterliegt dem Strukturgesetz.

Die Vorgänge sind wegen ihrer Wechselbeziehungen außerordentlich kompliziert und schwer darstellbar. Grobsinnlich könnte man sagen: wenn ein Hammerschlag den Glaskörper zertrümmert, dann wird die bisher unsichtbare Masse durch zahlreiche innere Sprünge sichtbar. Wenn dann auch große Teile des Glaskörpers noch klar bleiben, so treten doch Umgrenzungen der großen Stücke auf, die in ihrer Gesamtheit die Struktur aus Gegensätzlichkeiten ausmachen.

Der menschliche Denkapparat muß eine Zweiteilung enthalten. Es ist nicht anders möglich, die Entstehung einer Wesenhaftigkeit zu erklären. Jedes Positivum eines Denkgebildes muß

zugleich das Negativum der restlichen Denkmasse bedingen wie Matrize und Patrize.

Ein anderes Gleichnis läßt den Denkapparat als zwei sich gegenseitig spiegelnde Instrumente erklären. Danach wären die Wesenhaftigkeiten als Interferenzen von bestimmter komplizierter Struktur zu deuten. Spiegeln sich die beiden Instrumente durch eine vollkommene Gegenüberstellung restlos, dann tritt keine Interferenz ein und die Spiegel werden unwirksam. Auch wenn Matrize und Patrize fehlerlos ineinanderpassen, wird die Unsichtbarkeit wiederhergestellt. Die Gleichungen, die in der Mathematik eine vollkommene Lösung darstellen, müssen Null ergeben.

Die Folgerichtigkeit der Überlegungen führt somit noch einen Schritt weiter. Die Zweiteilung des Glaskörpers kann nur dann ein Strukturgebilde der Gegensätzlichkeit erkennbar werden lassen, wenn sie nicht schlackenrein erfolgt. Eine vollkommene Zweiteilung läßt die Bruchstücke so innig ineinander zusammenfügen, daß überhaupt kein Vorgang wahrnehmbar ist.

Damit kommen wir zu dem Schluß, daß alle Vorstellungen durch die Unvollkommenheit des Zweiteilungsvermögens der Denkapparatur entstehen.

Wenn die in ihrer Ruhelage wesenlose Masse des Urbestandteils meines Denkapparates veranlaßt wird, sich aufzusplittern, um ein dem Anlaß entsprechendes und ihren inneren Gesetzen gehorchendes Strukturbild der entstandenen Gegensätzlichkeiten zu geben, dann wird nur der kompositorische Rest, d. h. die Unvollkommenheit der Gegensätzlichkeiten wahrnehmbar und dadurch seiend.

Dieser Rest entsteht durch die menschliche Begrenztheit in den Möglichkeiten der Vergleichbarkeit. Könnte es mir gelingen, sämtliche Unterschiede zwischen der einen und der anderen Seite der Teilung zu klären, dann gäbe es keinen kompositorischen Rest und die Vorstellung würde wieder in ein Nichts zerfallen.

Es mag vorläufig dahingestellt bleiben, wie weit der Begriff des kompositorischen Restes praktisch für Forschungen verwertbar ist. Es muß jedoch um der Zuverlässigkeit der analogischen Theorie willen auf die unabweisbare Tatsache hingewiesen werden, daß nur eine unvollkommene Teilung wesenhaft sein kann.

Das Gleichnis des Glaskörpers kann dies anschaulich machen.

Wenn ich einen Glaskörper so zerbreche, daß sein innerer Strukturwille in den Sprüngen und mannigfaltigen Bruchflächen zur Geltung kommt, dann bleiben diese Strukturmerkmale auch bei einem erneuten sorgfältigen Zusammenfügen sichtbar. Erst bei neuerlichem Einschmelzen, d. h. bei völliger Neuordnung verschwinden die Reflexionen der Bruchflächen. Solange noch Gegensätzlichkeiten fehlen und ein luftleerer Raum oder irgendeine sonstige Störung die Innigkeit des Verbandes aller Glaskörperteile behindern, kann auch die vorherige Unsichtbarkeit nicht erwartet werden, es sei denn, daß man das Gedankenbild aufgibt und den Glaskörper sich verschmelzen läßt.

Eine theoretisch vollständige Gegensätzlichkeit wäre unsichtbar, d. h. wesenlos. Nur ihre Unvollständigkeit führt zu Strukturbildern.

Der Grad der Unvollständigkeit hängt von der Unvollständigkeit des Wissens an Vergleichsmöglichkeiten ab. Ich kann in irgendeinem Spezialgebiet der benötigten Vollständigkeit sehr nahekommen und damit ein sehr zuverlässiges Wissen besitzen. Dabei merke ich bereits, daß mir vieles wesenlos erscheint und von mir als Illusion abgelehnt wird, was anderen, weniger erfahrenen Menschen sehr wichtig und problematisch zu sein dünkt. Wirklich restlos wird für mich allerdings niemals eine Gegensätzlichkeit geklärt werden können, auf keiner Ebene und in keinem Bereich, denn alle Ebenen und Spezialbereiche sind ja wiederum mit ihren Grenzwerten des Systemwechsels in anderen Systemen und schließlich im All eingebettet,

das ich niemals bis zur unsichtbaren Vollständigkeit, d. h. Wesenlosigkeit klären kann.

Es ist sogar möglich, daß ein Übergreifen von einer anderen Ebene das bereits weitgehend vervollständigte und problemlos gewordene Material meines Spezialsystems wieder aufsplittert.

Wenn man sagt, daß die Formen der Vorstellungswelt lediglich Abbilder der Grenzen unseres Intellekts sind, dann bezieht sich das auf den kompositorischen Rest, der die Strukturformen des Denkapparates mit Vorstellungen bewußt werden läßt.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß der kompositorische Rest nicht stabil ist. Er ist keine Konstante, sondern er wandelt sich unmittelbar mit dem Maß des Erfahrungsreichtums an erlebten Unterschiedlichkeiten.

Diese Überlegungen bringen uns auf den Ausgangspunkt zurück, auf den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen reinen Denkgebilden des menschlichen Erfindungsgeistes (wie die Mathematik) und der Wirklichkeit (wie die Welt des Körperlichen).

Ein zuverlässiges Wissen erlange ich erst dann, wenn mein theoretisches Weltbild mit aller Reinheit der Denkgesetze unmittelbar dem Forschungsergebnis in der Wirklichkeit entspricht, wenn also die Gegensätzlichkeit möglichst schlackenrein aufgehoben ist. Daß dies niemals in einem vollkommenen Maße möglich ist, ergibt sich aus der Begrenzung unseres Denkapparates. Ohne diese Begrenzung würde alles Denken und Sein wesenlos werden.

Der kompositorische Rest, der bei allen Auflösungsversuchen von Gegensätzlichkeiten immer bestehen bleibt, solange noch eine Wesenhaftigkeit des Problems erkennbar ist, diese Unstimmigkeit oder Interferenz ist das einzig Reale.

Die Begrenzung des Denkapparates ist eine Eigenschaft seiner Arbeitsweise. Sie bedingt eine Art Aufrauhung der theoretisch glatten Zweiteilung, und gerade dadurch kommt der Struktursinn zur Geltung. Der Glaskörper des Gleich-

nisses hat eine Struktur wie ein Kristall, und jeder Bruch muß dem stufenförmigen Strukturwillen mehr oder weniger deutlich entsprechen.

Das Wort Unvollkommenheit des Denkapparates darf in diesem Zusammenhang nicht mißverständlich angewandt werden. Es gilt nur gegenüber den theoretischen Denkgebäuden mit ihren wirklichkeitsfremden Ideallösungen. Jede Eigenschaft und jede Besonderheit bedeutet ja bereits eine Einschränkung der Arbeitsweise des Denkapparates, ohne daß damit eine individuelle Minderwertigkeit verbunden zu sein braucht.

Die Arbeitsweise des Denkapparates ist grundsätzlich bei einem dummen Menschen nicht viel anders geartet als bei einem klugen, d. h. solange wir uns auf der Ebene des Allmenschlichen befinden. Bei einer Zergliederung des Allmenschlichen in Individuen treten Unterschiede auf, die aber nicht die Bedeutung des kompositorischen Restes betreffen oder diesen aufheben, sondern nur einen unterschiedlichen Strukturreichtum bestimmen, der daraus gebildet werden kann.

Wichtig ist, daß alle Strukturbildungen immer mit demselben Urbestandteil aus dem Wesenlosen erschaffen werden, und daß die ganze Urmasse im Bild und Gegenbild daran beteiligt ist. Das bedeutet die Notwendigkeit des Zerfalls einer alten Komposition zugunsten einer neuen. Da sich die Gedanken ununterbrochen ablösen, ist auch der Urbestandteil mit seiner Vielfalt ununterbrochen an der Bildung von Strukturen und ihrem Zerfall oder ihrer Umwandlung tätig. Der beherrschende Struktursinn ist gewissermaßen auch zeitlich wirksam zu denken. Deshalb hat kein Denkgebilde Bestand. Es verändert sich fortwährend, um auch darin bestimmten Gesetzen zu unterliegen.

Daraus ergeben sich sehr bedeutsame Folgerungen, die später mittelbar in Neuland der naturwissenschaftlichen Forschung führen werden.

Der menschliche Denkapparat ist der einzige Erzeuger von Vorstellungen zur Gewinnung eines Weltbildes. Die Meinung, daß es sich hierbei um ein Vermittlungsorgan handelt, ist willkürlich und auch nur aus dem Zwang der Gegensätzlichkeit entstanden. Der Mensch muß zur Bildung eines wesenhaften Begriffes sich einer Gegensätzlichkeit bewußt werden, und deshalb stellt er seinem Ich eine Welt gegenüber.

Das bewußte Ich ist jedoch nicht das schöpferische Ich. Die Gegenüberstellung von Ich und Welt stellt beide Begriffe auf die irdisch begrenzte Ebene der Vernunft.

Das schöpferische Ich bleibt unerkennbar, denn es wird durch keine Gegensätzlichkeit begrifflich bestimmt. Erst wenn wir von einer Wirklichkeit sprechen, die sich unserem Einfluß weitgehend entzieht, können wir auch eine Vorstellung von einem persönlichen Denkorgan bilden. Der kompositorische Rest verhindert dabei die absolute Gegensätzlichkeit. Es gibt für uns keine Bilder der Wirklichkeit, die vollständig unabhängig von uns genannt werden können, denn das Ich und die Wirklichkeit sind Spiegelbilder und ergänzen sich zur Null. Ebensowenig gibt es so reine Erfindungen des menschlichen Geistes, daß es möglich wäre, sie gänzlich aus der Wirklichkeit herauszutrennen. Die Wechselwirkungen sind unvermeidlich, und deshalb gibt es nur Näherungsmöglichkeiten nach dem einen oder anderen Extrem.

Je mehr ich mich einem Extrem nähere, desto deutlicher wird eine fundamentale Gegensätzlichkeit und desto klarer spiegelt das eine Bild das andere. In den Grenzbezirken tritt eine auffallende Übereinstimmung beispielsweise zwischen Mathematik und Physik auf. Deshalb sind es immer die Grenzbezirke, die die größte Deckungskraft zwischen der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit und der Gesetzlichkeit der Denkneigung gestatten. Auch die Analogik bewegt sich in Grenzbezirken, und deshalb liegt ihr Ausgangspunkt im Problem der Entstehung von Wesenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit, d. h. sie beschäftigt sich nur mit Fundamentalproblemen.

Je klarer eine Gegensätzlichkeit ist, desto befriedigender wird sie als wissenschaftliche Erkenntnis empfunden. Dabei ist eine deutliche Gegenüberstellung in Teilgebieten und innerhalb abgegrenzter Systeme leichter erreichbar als bei der gesamten Wirklichkeit, in der der kompositorische Rest unverlierbar ist, solange das Dasein in der Wirklichkeit währt. Als Laotse den kompositorischen Rest überwinden wollte, um sein Denken und Tun in volle Übereinstimmung zu bringen, verschwand er im Nichts. Das ist der tiefe Sinn der chinesischen Legende.

Für die Wissenschaft ergibt sich daraus die Anregung, für das zu erforschende Objekt den Gegensatz zu suchen. Oft wird es leichter sein, im Spiegelbild Erkenntnisse zu gewinnen und daraus die Rückschlüsse für das eigentliche Problem zu ziehen. In den Grenzbezirken der Physik und Mathematik wird dies bereits seit langem getan. Das gleiche ist aber auch auf anderen Ebenen sinnvoll.

Deshalb ist es wichtig zu wissen, daß die Strukturbilder des Denkapparates eine Einheit bilden, und daß es sich nur um eine innere Struktur der Zersplitterung der Einheit handelt, die in Zweifalt und Vielfalt einschließlich des kompositorischen Restes eine unzerstörbare Harmonie bildet.

18.

Begriffsbildung

Warm ist nicht ohne kalt denkbar, hart nicht ohne weich. Die Begrenztheit des menschlichen Denkbewußtseins zersplittert die Einheitlichkeit des Urbestandteils in gegensätzliche Strukturbilder, die sich erst in ihrer Gesamtheit wieder zu einer wesenlosen Einheit ergänzen.

Der Mensch sammelt von dem Erwachen seines Bewußtseins an immer neue Erfahrungen von Unterschieden und den Beziehungen der Unterschiede untereinander. Sein Wissen ist nicht aus den Gegenständlichkeiten entstanden, sondern nur aus Unterschiedlichkeitserlebnissen, die sich zu Begriffen vereinigen und die Vorstellung von Gegenständlichkeiten erzeugen. Wie unsere Umwelt beschaffen ist, wissen wir nur so weit und nur in der Bedingtheit, wie sie allein die Erfahrung an Unterschiedlichkeiten ermöglicht. Auch unsere Sinnesorgane sind auf Unterscheidbarkeiten angewiesen.

So mag ein Kind von seiner Bettdecke den Eindruck des Weichen gewinnen, und zwar im Gegensatz zu der Härte der Bettkante. Ohne die Härte der Bettkante als Gegensatz wäre die Weichheit der Bettdecke ohne Wesenhaftigkeit.

Im Gegensatz zur Bettdecke mag die Holzeinfassung bei unsanfter Berührung schmerzhaft sein. Die Erfahrungen vervollständigen sich mit weiteren Unterschieden, so z. B. daß die Bettdecke einer Formänderung wenig Widerstand bietet, wohingegen das Holz der Bettkante unnachgiebig und scharfkantig ist.

Es soll dies kein Beispiel aus der Kinderpsychologie sein, sondern lediglich gleichnisweise die Begriffsbildung anschaulich

machen. Die Bezeichnungen hart, weich, kalt, warm, wohltuend, schmerzhaft usw. können zum Anfang der Begriffsbildung subjektiv keine Eigenschaften von Gegenständen sein, sondern sie kennzeichnen Erlebnisse, die sich bei beharrlicher Wiederholung zu Begriffen von Gegenständen verdichten, d. h. zu stereotypen Erlebniskompositionen von Unterschiedlichkeiten.

Schon mit wenigen erstmaligen Ereignissen sind die Erfahrungsbilder ziemlich kompliziert. Sie zeigen deutlich eine stufenförmige Struktur. Das Merkwürdige dabei ist die Tatsache, daß es sich nicht um positive Eigenschaften eines Objektes handelt. Die Struktur eines Begriffes zeigt nur Negationen, aus denen das Positive durch Ausschöpfung vergleichbarer Andersartigkeiten gewonnen wird. Ein Begriff wird um so deutlicher bestimmt, je vollständiger ich alles aufzähle, was er *nicht* ist.

Es gibt keine absoluten Begriffe, sondern nur Näherungswerte an die theoretische Vollständigkeit eines Vergleiches mit der Gesamtheit aller Erlebnismöglichkeiten der Vorstellungswelt.

Der fast unübersehbare Erfahrungsreichtum eines erwachsenen Menschen erschwert die Anschaulichkeit der Erklärung. Es soll dies mit einem allerdings in Einzelheiten unverbindlichen Beispiel versucht werden, um vor allem die Unterschiedlichkeit der Begriffe bei verschiedenen Menschen zu deuten.

Was ist ein Tisch? Eigentlich müßte man fragen: Wodurch unterscheidet sich der aus stereotypen Erlebnissen verdichtete Begriff eines Tisches von anderen Begriffen?

Man könnte antworten: Eine waagerechte Platte mit vier Beinen darunter. Das ist nur sehr bedingt richtig und erschöpft vor allem nicht den Strukturreichtum. Der allgemeine Begriff Tisch ist ebenfalls zu unbestimmt, und zur Vermeidung weiterer Denkprobleme möchte ich von dem Tisch sprechen, an dem ich arbeite.

Es gibt viele Objekte, die aus einer waagerechten Platte mit vier Beinen bestehen, z. B. Stühle, Bänke, Podien, moderne Hallenbauten usw. Mein Schreibtisch dagegen hat keine Beine, sondern die Platte wird von zwei Schränken und einer Rückwand getragen. Aber das ist nicht so entscheidend, denn ich habe ja nicht nach der Konstruktion meines Schreibtisches gefragt, sondern nach dem Begriff, mit dem ich unwillkürlich alle Eigenschaften vereinige.

Mein Schreibtisch unterscheidet sich in vielen Punkten von vielen anderen mir bekannten Schreibtischen. Er ist länger als der Schreibtisch meines Freundes. Er hat keine Aufbauten wie der Schreibtisch meines Vaters. Er hat eine glattere Oberfläche als der Tisch nebenan im Büro. Auf der analogischen Ebene der Schreibtische muß ich viele Möglichkeiten von Formen und Farben ausschalten, bis ich durch die Ausschöpfung vermittels Vergleichen meinen Schreibtisch näher und näher bestimme.

Eines Tages entdecke ich bei einem anderen Freund einen Schreibtisch aus Stahl. Dieses Erlebnis dient zu einer noch näheren Bestimmung meines eigenen Schreibtisches, bei dem ich vorher an eine solche Vergleichbarkeit gar nicht gedacht habe. Bis dahin kannte ich nur Holz als Material für Schreibtische.

Wenn ich nun den Schreibtisch meines Freundes begrifflich festlegen will, dann benötige ich fast genau die gleichen Erfahrungen wie für meinen Schreibtisch. Der Aufbau der Erfahrungen hat lediglich eine etwas andere Richtung. Die neue Struktur ist etwas anders zusammengefügt und die Gegensätzlichkeiten sind etwas verschoben.

Alle diese Unterschiedlichkeiten betreffen einseitig die analogische Ebene der Schreibtische. Worin zeichnet sich aber diese Ebene begrifflich aus? Ein Schreibtisch ist ein Möbelstück. und auf der Ebene der Möbelstücke zeigt er Unterschiede zu Stühlen, Bänken, Schränken usw.

Die Ebene der Möbelstücke muß ihrerseits durch Gegensätz-

lichkeiten zu anderen Ebenen näher bestimmt werden. Auf immer neuen Stufen mache ich mit zunehmender Verallgemeinerung Vergleiche mit Dingen, die im Gegensatz zu Begriffsteilen des Schreibtisches stehen.

Schließlich ist ein Schreibtisch etwas Gegenständliches, im Gegensatz zu abstrakten Dingen. Er ist etwas Beharrendes, im Gegensatz zu flüchtigen Erscheinungen. Alle diese Bestimmungen bis zu den letzten Vorstellungsproblemen setzen den Begriff des Schreibtisches zusammen.

Auch die konstruktive Erklärung: Eine Platte mit vier Beinen, führt schließlich auf den gleichen Weg einer komplizierten Struktur, die den ganzen Denkapparat in Mitleidenschaft zieht. Was ist eine Platte? Sie ist nicht gewölbt, nicht stufenförmig, nicht sehr dick usw. wie diese oder jene Vergleichsobjekte. Die 4 ist keine 3 oder 2 oder 5, sie ist durch 2 teilbar im Gegensatz zur 1 oder 3 oder 5 usw. Die Beine sind keine Arme, auch keine Menschenbeine, sie sind nicht krumm, nicht dünn im Vergleich zu diesem oder jenem Erlebnis usw.

Mein Schreibtisch ist aus Holz, d. h. nicht aus Stein, Stahl usw. Der Zusatzbegriff Holz bedingt eine riesige Struktur von Unterscheidungserlebnissen, die mit Farb-, Glätte-, Maserungs-, Härtebestimmungen usw. wichtige Baubestandteile des Begriffes Schreibtisch sind.

Beachtenswert ist dabei die Tatsache, daß einzelne Unterschiede, z. B. der Härte, der Farbe, der Wärme usw. in der Gesamtstruktur des Begriffes vielfach vorkommen. Die Begriffsbestimmung von Holz bedingt Vergleiche mit Stein und Metall. Dazu gehört also auch die Begriffsbestimmung von Stein und Metall durch weitere Vergleichbarkeiten. Wenn Holz nicht so hart ist wie Stein, dann ergibt sich die Frage: Wie hart ist denn Stein? Das ist wiederum nur durch Vergleichserfahrungen zu ermitteln.

Danach kommen gleichartige Strukturgruppen auf verschiedenen Stufen vor, ebenso wie die gleichen Zahlen bei Zahlengebäuden mit verschiedenen Stellenwerten auftreten.

Alle Begriffe setzen sich aus Eigenschaften zusammen, die durch Gegenüberstellungen erkennbar werden. Eigenschaften sind Unterschiedlichkeiten. Die Erkennbarkeit hängt unmittelbar von den persönlichen Erfahrungen ab.

In jedem Falle verlangt das Gesetz der Gegensätzlichkeit, daß die ganze Apparatur des Denkvermögens zur Bildung einer Begriffsstruktur herangezogen wird. Der Unterschied an Erfahrungsreichtum ist nur ein Unterschied in dem Strukturreichtum der gleichen Denkmasse. Bei einem Kinde ist die Struktur der Teilung der Denkmasse verhältnismäßig einfach und mit wenigen sichtbaren Trennflächen. Entsprechend größer ist der ungeklärte kompositorische Rest. Die Gegenüberstellungen sind mangels vergleichbarer Erlebnisse sehr grob und entsprechend ungenau. Mit zunehmenden Erfahrungen treten zahlreiche Verfeinerungen auf, die gruppenartig und stufenförmig die jeweils zu bildenden Begriffe ergänzen und den kompositorischen Rest vermindern. Auch die bisher wenig oder überhaupt nicht geordneten Teile der Denkmasse erhalten ein strukturelles Gefüge. Dadurch wird die Gegensätzlichkeit immer spiegelgetreuer.

So kann man die Struktur eines Begriffes unmittelbar aus dem Reichtum von Wechselbeziehungen unterschiedlicher Erlebnisse und den daraus gewonnenen Erfahrungen ableiten. Kein Begriff läßt sich aus dem Zusammenhang herausreißen.

Die Erfahrungskompositionen sind die kompositorischen Bestandteile aller Vorstellungen.

Aus dieser Feststellung ergeben sich zwei bedeutsame Folgerungen. Der Begriff, den ich mir von meinem Schreibtisch mache, ist der kompositorische Zusammenklang bestimmter Unterschiedlichkeiten, die ich durch Vergleichserlebnisse gesammelt habe. Somit gibt es nur persönliche Begriffsbildungen.

Zu den vielen Eigenschaften meines Schreibtischbegriffes gehört die Erfahrung, daß ich an ihm besser, häufiger, ungestörter usw. arbeiten kann als an anderen Schreibtischen. Ein

Fremder dagegen verbindet mit dem Anblick des Schreibtisches sicherlich keine dieser Kompositionsteile. Ein Tischler würde z. B. seinerseits wieder Begriffsbestandteile nachweisen lassen, die für mich fernliegend sind. Vielleicht sagt er sich: Das ist ein Schreibtisch, der schwieriger herzustellen ist als andere Modelle. Ich würde an ihm mehr verdienen als am Bau von Stühlen usw. Zu seinem Begriff gehört die Mannigfaltigkeit seiner Berufserlebnisse.

Infolgedessen ist sein Begriff mit meinem Begriff nicht zur Deckung zu bringen, obgleich es sich anscheinend um das gleiche Objekt handelt. Tatsächlich handelt es sich nicht um das gleiche Objekt, denn eine Absolutheit meines Schreibtisches gibt es nicht. Er besteht nur in meiner Vorstellung, und darin ist er anders zusammengesetzt als in der Vorstellungswelt des Tischlers. Ein Kunsthistoriker würde die Struktur-Bestandteile aus dem Bereich seiner kunsthistorischen Erlebnisse benutzen, denn der Tisch stammt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Begriffe des Menschen von einzelnen Dingen sind niemals identisch.

Sogar mein eigener Begriff von dem Tisch ist in dieser Minute ein anderer als in der nächsten Minute. Da ich dauernd weiter Erfahrungen mit allen möglichen Vergleichbarkeiten sammle, ändert sich auch dauernd das Kompositionsmaterial, aus dem ich die Struktur eines Begriffes bilde. Manchmal mag dies unmerklich langsam geschehen, aber es ist unaufhaltsam.

Ich weiß, daß ich den Schreibtisch als Kind mit ganz anderen Augen angesehen habe, als ich dies heute tue. Sogar nach einer eingehenden fachlichen Unterhaltung mit dem Tischler ergänze ich mehrere Unterschiedlichkeiten, d. h. Besonderheiten, die mir bis dahin entgangen waren.

Wenn ich von meiner Tischplatte behaupte, daß sie waagerecht sei, und von meinem Feinmechaniker über die Unvollkommenheit dieser Behauptung belehrt werde, ergänze ich

sofort Vergleiche mit Spiegelglastischen, die den Vorstellungen eines Physikers von einer waagerechten Lage näherkommen. Wenn ich die polierte Oberfläche durch ein Mikroskop betrachte, so werde ich einen ganz anderen Gruppenteil von Vorstellungen mit dem Zusatzbegriff Glätte verbinden als vorher.

Eigentlich ist überhaupt keine Übereinstimmung der Menschen untereinander hinsichtlich ihrer persönlichen Begriffe denkbar, zumal kein Begriff beharrlich ist. Daher kann man tagtäglich die Schwierigkeiten beobachten, die viele Menschen bei der Verteidigung ihrer allgemein gültig gedachten Begriffe vergeblich zu überwinden suchen.

In der Praxis der menschlichen Beziehungen müssen wir das Allgemeine vom Persönlichen zu trennen bemüht sein. Allerdings ist das Allgemeine oft schwer bestimmbar.

Der Mensch ist in vielen Belangen ziemlich gleichartig, vor allem wenn es sich um grundsätzlich menschliche Besonderheiten handelt, durch die seine Unterschiedlichkeit zu Tieren, Pflanzen oder den sogenannten leblosen Dingen bestimmt wird. In diesem Bereiche sind die Erlebnisse der Menschen an Unterschiedlichkeiten sehr ähnlich. Infolgedessen ist die begriffliche Verständigung über Hunger, Durst, über den Fortpflanzungstrieb, über Bequemlichkeiten usw. verhältnismäßig einfach.

Aber bereits bei klimatisch sehr unterschiedlich aufgewachsenen Menschen werden die Vorstellungen von kälter und wärmer in anderen Gruppierungen zu Begriffsstrukturen verwendet werden.

Ein Volk, dessen Angehörige in ihren Lebensgewohnheiten und in ihrer für Vergleiche benutzten Umwelt eine gewisse Ähnlichkeit zeigen, ermöglicht eine größere Übereinstimmung der alltäglichen Begriffe. Familienmitglieder mit ihren vielfach gemeinsamen Erlebnissen verstehen sich begrifflich noch besser. Jeder Mensch ist nun einmal mit seinen Begriffsbildungen in seiner Umwelt befangen, denn sie begrenzt seine

Vergleichsmöglichkeiten, d. h. richtiger gesagt: die Vergleichsmöglichkeiten ergeben den Begriff Umwelt durch Vergleiche mit neuen Erlebnissen.

Aber auch eine sehr enge Lebensverbundenheit läßt auffällige Begriffsverschiedenheiten zu, wenn z. B. die Altersunterschiede sehr groß sind. Bekanntlich sind viele Mißverständnisse zwischen Eltern und ihren Kindern unüberbrückbar. Auf der einen Seite wird dies durch einen größeren Reichtum an Vergleichserfahrungen, aber auch durch verlangsamte Wandlung und auf der anderen Seite durch unausgereifte Kompositionen, aber auch durch die leichtere Aufnahme neuer Erlebnisse begründet.

Naturgemäß wird die Begriffsverwirrung bei Verallgemeinerungen nicht nur durch die Mannigfaltigkeit von Erlebnissen bedingt, sondern auch durch die unterschiedliche Fähigkeit der einzelnen Menschen, aus den Erlebnissen Nutzen zu ziehen.

Die zweite Folgerung betrifft die Entstehung von Grundelementen, die sich nur langsam wandeln.

Theoretisch ist jede neue Erfahrung für alle Begriffe maßgebend, denn durch die Begrenzung auf eine Denkmasse wirkt sich der Erwerb einer neuen Vergleichserfahrung im engeren oder weiteren Zusammenhang bei jeder Vorstellungsbildung aus. Dabei gibt es aber grundsätzliche Teilkompositionen, die sich nur wenig verändern und immer wieder gebraucht werden.

Solche grundsätzlichen Teilkompositionen sind mit den Zahlen 2 bis 9 zu vergleichen. Sie sind ihrerseits zusammengesetzt, d. h. sie werden durch einen Struktursinn aus dem Wesenlosen des Urbestandteils gebildet, aber da im zugehörigen System die fertigen Begriffe 2 bis 9 immer wieder als Bausteine benötigt werden, spielen sie in der Struktur eine stereotype Rolle. Die Mannigfaltigkeit arbeitet vornehmlich mit diesen Grundelementen.

Nun ist die Wirklichkeit begrifflich nicht so träge wie mathematische Idealvorstellungen von Beziehungen. Auch in

der Mathematik sind die Zahlenbegriffe keineswegs absolut starr. Die Begrifflichkeit einer 3 oder 4 kann sich sogar bei einem Mathematiker innerhalb des reinen Zahlengebäudes ändern, wenn er sie zu neuen Kompositionen benutzt und dadurch neue Vergleichbarkeiten entdeckt.

Jedenfalls muß die Zersplitterung der wesenlosen Denkmasse in ein fein geordnetes Strukturbild so erfolgen, daß einzelne Strukturteile, kleine und kleinste Kompositionsgrüppchen immer wieder in ähnlicher oder fast unmerklich veränderter Weise dem Aufbau dienen, sei es auf der einen oder anderen Seite der Gegensätzlichkeit.

Bei der Stufenförmigkeit der Kompositionsgruppen treten die beharrlichen Grundelemente um so häufiger auf, je näher sich die Stufe dem Anfang der Mannigfaltigkeit und der Entstehung einer Wesenhaftigkeit aus dem Urbestandteil in Einfalt und Vielfalt nähert. Immerhin können auch sehr komplizierte Strukturteile, die aus vielen Stufen von Gruppen und Untergruppen zusammengefügt sind, eine ungewöhnliche Beharrlichkeit zeigen. Um dies anschaulich zu machen, bedarf es einer weiteren Ergänzung zum Modell des Denkapparates.

19.

Das Gedächtnis

Die Einsicht in die Entstehung von Strukturbildungen führt zu dem Postulat einer Kraft, die die wesenlose Masse des Denkapparates durch eine strukturartige Ordnung von Gegensätzlichkeiten zu Vorstellungen anregt.

Diese Kraft entstammt der Welt der unbekannten Ursachen und wird sich letztlich immer der Verbringung in den Prüfraum des Verstandes entziehen. Dabei ist es gleichgültig, ob man eine in ihrer Totalität unerkannte Wirklichkeit annimmt oder Einfälle und Anregungen des unbewußten dämonischen Ichs als Erzeuger eines mannigfaltigen und gegensätzlichen Weltbildes voraussetzt.

Nur in einer Hinsicht können wir aus der bisher ermittelten Beschaffenheit des Denkapparates einige Folgerungen auf die bewegende Kraft ziehen, und dies betrifft die Wirkungsweise, d. h. die Art der Wirkungsübertragung.

Die strukturartige Ordnung des Denkapparates bedingt einen strukturartigen Einfluß. Jede Art der Gruppierung und Zusammensetzung irgendeines Begriffes muß auch einem bestimmten Einfluß entsprechen. Man kann sich Fehlwirkungen denken, Ungenauigkeiten, die einer mangelhaften Denkfähigkeit zur Last gelegt werden, aber im Grundprinzip muß die das Denken veranlassende Kraft strukturell ausdrückbar, d. h. kompositorisch beschaffen sein.

Wenn ein Vorstellungsgebilde meines Denkapparates mit dem Willen der Kraft, die dazu den Anlaß gegeben hat, genau übereinstimmt, dann kann man dafür das Wort konsonant

benutzen. Konsonanz bedeutet eine Übereinstimmung im Struktursinn ohne Identität des Materials.

Das Material ist an sich wesenlos. Wie weit man überhaupt von Material sprechen kann, ist fraglich, denn alle Materialbegriffe sind ihrerseits nur Strukturwesenhaftigkeiten, die ihre Eigenschaften dem Zusammenklang von Unterschiedlichkeiten verdanken. Über die Kraft, die den Denkapparat in Bewegung setzt, läßt sich nichts aussagen, d. h. es läßt sich dafür kein Strukturgebilde erzeugen. Auch das Material oder die Materialmasse, die der Urbestandteil des Denkapparates in Einfalt und gegensätzliche Vielfalt bedingt, läßt sich nicht anschaulich machen. Wir wissen nicht einmal, ob der Denkapparat nicht ein Eigenleben hat und sich selbst anregt. Dieses Wissen ist auch belanglos, denn es kommt nur auf Denkbarkeiten an, für die wir anschauliche Gleichnisse ersinnen können.

Zur Erklärung des Wortes Strukturkonsonanz will ich eine Violine benutzen und mich dabei auf Klangstrukturen, d. h. Schallkompositionen beschränken.

Die Flüchtigkeit der Strukturbildungen im Denkapparat hat eine große Ähnlichkeit mit Schwingungen und den daraus gebildeten Klangfiguren. So wie die Gedanken in fortwährender Folge entstehen und vergehen, so ist auch der Denkapparat in dauernder Bewegung vorzustellen. Kein Gedanke hat Bestand, keine Struktur kann auch nur einen Augenblick beharren. Selbst wenn ich eine bestimmte Gedankenrichtung festzuhalten suche, schillert das Bild mit vielfältigen Variationen, Ergänzungen und wieder zerfallenden Teilen.

Die unaufhörliche Bewegung ist unvermeidlich, denn der Denkapparat muß auch in Strukturen arbeiten, die dem Zeitbegriff unserer Vorstellungswelt entsprechen und gleichartig flüchtig sind. Keine Struktur ist ohne Zeitbefangenheit denkbar, und wenn ein Gedanke eine geraume Zeit zu beharren scheint, dann wird er eben diese Zeit hindurch dauernd neu gebildet.

Auch im Auge werden die Bilder dauernd erneuert, und wenn sie stillzustehen scheinen, dann handelt es sich um

Wiederholungen, deren unvermeidliche kleine Änderungen unbeachtet bleiben.

Demzufolge kann das Gedächtnis nur ein Vermögen zur Wiederholung von Strukturen sein.

Wenn ich auf einer Violine einen bestimmten Ton spiele, dann gerät der hölzerne Resonanzkörper in Schwingungen, die für den Ton charakteristisch sind. Die einzelnen Bestandteile des Holzes verlagern sich zueinander in dem zugehörigen Schwingungsrhythmus.

Die kleinen Bestandteile des Holzes setzen der Forderung des Mitschwingens einen beträchtlichen Widerstand entgegen, und es gehört eine nicht geringe Kraft dazu, das Holz seiner natürlichen Trägheit zu berauben und es willfährig zu machen. Dabei ist anzunehmen, daß die kleinen Bestandteile das Bestreben haben, sich in derjenigen Ordnung zu halten, die das Wachstum des Holzes und seine Bearbeitung ergeben hat. Erst mit Hilfe von Tonschwingungen können sie zur Auflockerung ihrer festen Gebundenheit und zum Mitschwingen gezwungen werden.

Aus dem Experiment der Klangfiguren wissen wir, daß es immer nur einige wenige Teile des Holzes sind, die dabei in Ruhe bleiben, während andere schwingen. Wir wissen auch, daß verschiedene Töne sehr verschiedene Klangfiguren bedingen, und daß deshalb bei jedem neuen Ton eine neue Verteilung der Holzbestandteile in Ruhe und Mitschwingen stattfindet.

Die Qualität einer Violine hängt von der Mitschwingungsbereitschaft ihres Resonanzkörpers ab, und zwar nicht allein von der Nachgiebigkeit der Holzbestandteile gegenüber Schwingungsforderungen schlechthin, sondern von der Bevorzugung einer reinen Tonwiedergabe. Das liegt an der Wahl des Holzes, an seiner sachdienlichen Bearbeitung und an der zweckmässigen Form. Dazu kommt aber noch etwas anderes von entscheidender Wichtigkeit.

Eine neue Violine wird im allgemeinen niemals die Schönheit des Tones alter guter Violinen haben. Das braucht nicht an

Qualitätsunterschieden der Fertigung zu liegen, sondern es ist zumeist eine Übungssache.

Der Resonanzkörper muß für seine Mitschwingungsaufgabe erst noch erzogen werden, und damit beginnt das Gleichnis vom Denkapparat.

Es ist erklärlich, daß eine Violine, auf der lange und viel gespielt wurde, über eine Holzstruktur verfügt, die allmählich in einem bestimmten Sinne aufgelockert worden ist. Wenn die kleinen Bestandteile dauernd zu Schwingungen gezwungen werden, dann verlieren sie etwas von ihrem starren Verband, der den Schwingungen Widerstand entgegensetzt. Den immer wieder geforderten Verlagerungen entsprechen sie allmählich etwas willfähriger. Dadurch spricht die Violine leichter an, und der Ton findet eine vollere Resonanz.

Ebenso mag es sich mit dem Denkapparat verhalten. Die Urbestandteile und ihre Elementargruppierungen werden bei gesteigerter Übung schneller und willfähriger den Strukturanregungen aus dem unbekannten Reiche der Ursachen folgen und leichter Vorstellungen bilden als bei geringem Gebrauch.

Auch bei dem Denkapparat werden Anlage, Entwicklungsbedingungen und sonstige äußere Umstände eine gewisse Rolle bezüglich der Leistungsfähigkeit spielen, aber sicherlich kommt es auch auf die Übung an.

Das ist der Anfang des Gedächtnisses, der sich aus dem Struktursinn ergibt. Die Förderung einer Arbeitsleistung durch Übung setzt ein Gedächtnis für die zugemutete Tätigkeit voraus, und diese liegt in der Auflockerung für bestimmte Verlagerungen der Bestandteile.

Deutlicher wird das Gleichnis durch ein besonderes Experiment.

Ich könnte auf einer Violine einen ganz bestimmten Ton lange Zeit hindurch spielen, immer nur diesen einen Ton. Die Bestandteile des Holzes brauchen sich dann nur in einer einzigen Schwingungsaufgabe zu üben. Diejenigen, die dabei in Ruhe bleiben und die Schwingungsknoten darstellen, werden

nicht veranlaßt, sich zu lockern und den festen Verband mit ihrer Umgebung aufzugeben. Andere wiederum werden sich zu kleineren Schwingungen und wieder andere zu größeren besser anzupassen suchen.

Wird der bestimmte Ton sehr nachdrücklich und sehr häufig gespielt, dann stellt sich langsam der ganze Resonanzkörper darauf ein. Er wird nicht nur auf den bestimmten Ton sehr schnell und sehr deutlich ansprechen, sondern er wird bei anderen Tönen eine vermehrte Unbrauchbarkeit erkennen lassen. Er ist einseitig geworden.

Man kann diese Tatsache dadurch anschaulich machen, daß man sich die einseitige stereotype Verlagerung und Schwingung so stark vorstellt, daß in dem Resonanzkörper Strukturveränderungen stattfinden, die auch in Ruhe noch vorhanden bleiben. Man kann sagen, daß die schwingenden Teile etwas mürber werden und daß dabei die kleinen Holzkörperchen, aus denen der Resonanzkörper zusammengesetzt ist, ein wenig mehr in die Lage gedrängt werden, die sie doch immer wieder im Zwang zur Resonanz für ihr Mitschwingen einnehmen müssen. Sie werden damit dem erwarteten Zwang einen winzigen, aber immerhin nachweisbaren Wegteil zuvorkommen.

Wenn ich dann verschiedene Töne auf der Violine spiele, kann ich sofort heraushören, welcher Ton mit größerer Willfährigkeit wiedergegeben wird. Vielleicht kann ich mit sehr empfindlichen Instrumenten so weit gehen, daß ich schließlich nur noch das Holz zu klopfen brauche, um den bevorzugten Ton aufklingen zu hören.

Jedenfalls hat die Violine zweifellos ein Gedächtnis für bestimmte Schwingungsanforderungen. Es ist bekannt, daß eine gute Violine gespielt werden muß, damit ihrem Gedächtnis aufgeholfen wird und sie ihre Schwingungsbereitschaft nicht verliert. Im allgemeinen wird das Gedächtnis für alle reinen Töne der vorgeschriebenen Stimmung beansprucht, und deshalb weiß jeder Geiger, aber auch jeder Flötist oder Spieler von ähnlichen Instrumenten, daß eine unreine Tonerzeugung

oder eine falsche Stimmung ein Musikinstrument sehr in seiner Qualität beeinträchtigen kann, fast bis zur Unbrauchbarkeit. Auch diese Fehlwirkung beweist ein Gedächtnis.

Bei dem Denkapparat kann man nicht von einem so festen Gefüge und einer so starren Struktur wie bei dem Holzkörper einer Violine sprechen. Die allmähliche Verlagerung der Bestandteile läßt sich nicht so einfach darstellen, aber das Gleichnis läßt doch die Einprägsamkeit von bestimmten Strukturen anschaulich werden.

Wenn ich die Zahlen 1 bis 9 und das Raumsymbol 0 in der Mathematik immer und immer wieder gebrauche, dann bekommt der Denkapparat allmählich eine gewisse Neigung, auch bei unbedeutenden Anlässen die Zahlenbegriffe zu bilden. Die postulierte Kraft braucht nicht jedesmal die Gruppierung von gänzlich unvorbereiteten Urbestandteilen zu erzwingen, wie sie dies am Anfang solcher Begriffsbildungen tun muß. Der Vorgang wird durch lange Übung leichter und schließlich fast automatisch.

Man muß bei dem Denkapparat eine ungeheure Empfindlichkeit annehmen. Es ist immer eine allgemeine Neigung zur Bildung von Vorstellungen vorhanden, und demgemäß bekommen solche Bilder dabei den Vorzug, die durch häufigen Gebrauch sozusagen erscheinungsbereit geblieben sind.

Der Denkapparat erwirbt nach und nach deutliche Neigungen hinsichtlich bestimmter Vorstellungen, und daraus entsteht das Gedächtnis. Das Gedächtnis ist keineswegs etwas, das sich einer mechanistischen Erklärung zu entziehen braucht. Jede einseitige Art der Abnutzung kann eine Form des Gedächtnisses sein. Wir kennen sogar chemische Reaktionen, die bei wiederholten Versuchen willfähriger stattfinden, und die Bezeichnung „eingefahrene Bahnen" findet in der Technik vielfach Anwendung.

Nur die Inanspruchnahme des Gedächtnisses, d. h. die Kraft des Auslösens ist ein Geheimnis, aber dies ist identisch mit dem Antrieb des Denkapparates überhaupt.

Das Gleichnis der Violine läßt noch eine weitere Folgerung zu. Nehmen wir an, daß auf ihr längere Zeit und sehr nachhaltig der Grundton G gespielt würde, so daß der Resonanzkörper sich vornehmlich auf diesen Ton durch allmähliche diesbezügliche Verlagerung der Strukturteile des Holzes eingestellt hat.

Um der Deutlichkeit willen nehme ich jetzt eine andere Violine und spiele darauf den Ton G. Ich werde mühelos hören können, daß der Resonanzkörper der ersten Violine mitschwingt und einen eigenen Ton G aussendet.

Spiele ich nun auf der zweiten Violine den Ton F, so wird der erste Resonanzkörper vielleicht leise mitschwingen, aber bei weitem nicht so deutlich wie vorher. Die Benutzung zweier Violinen ist deshalb zweckmäßig, weil bei ihnen anscheinend keine körperlichen Berührungen bestehen, so daß nur die Schallwellen, d. h. also nur das Strukturgebilde durch ein Medium ganz anderer Beschaffenheit, nämlich durch die Luft übertragen und wirksam wird.

Jetzt spiele ich auf der zweiten Violine den Ton C. Am Resonanzkörper der ersten Violine werde ich nunmehr neben dem C ganz deutlich den Ton G wahrnehmen können, den sich das einseitig vorgeschulte Holz aus den Obertönen des Tones C heraussucht, um darauf zu reagieren und ihn bevorzugt widerzuspiegeln.

Leichter ist die Versuchsanordnung mit einer Glocke, die auf G abgestimmt wurde. Spiele ich auf einer Violine G, so klingt auch die Glocke mit einer fast unerklärlichen Stärke. Sie klingt auch noch nach, wenn ich den Ton der Geige schnell dämpfe.

Spiele ich dann C oder E, in denen das G als Oberton der Klangfarbe enthalten ist, so ertönt die Glocke weiterhin hartnäckig, wenn auch leise in G. Sie sucht sich aus der Mannigfaltigkeit von Klängen stets den Ton aus, auf den sie abgestimmt ist.

Das Gleichnis enthält für den Denkapparat zwei Lehren. Einmal zeigt es, auf welche Weise die Gedächtnisbilder hervor-

gerufen werden, und zweitens, welche Fehlerquelle in der Einseitigkeit von Erlebnissen und Denkübungen liegt.

Es ist mehrfach gesagt worden, daß jede Vorstellung zum Bau ihres Strukturaufbaues viele Teilstrukturen und Strukturuntergruppen benutzt, die wiederholt und in sehr ähnlicher, wenn auch niemals völlig identischer Form auftreten. Wenn nun in einem neuen Erlebnis solche Teilstrukturen einbezogen werden, die dem Denkapparat besonders geläufig sind, dann kann der Denkapparat verleitet werden, einen im Gedächtnis haftenden früheren Zusammenhang zu bilden statt des neuen.

Will ich z.B. morgen meinen 51. Geburtstag feiern, und finde ich heute zufällig in irgendeiner Abrechnung den Betrag von 151,50 RM verzeichnet, dann kann mein Denkapparat auf Grund der mit dem Geburtstag verbundenen Eindrücke aus diesem an sich gleichgültigen Abrechnungsbetrag die Zahl 51 besonders schwingungsbereit heraushören und in den Zusammenhang mit der Geburtstagsfeier bringen. Vielleicht denke ich dann auf einer weiteren Kette solcher Strukturteile an die Vorbereitung zur Einladung von Freunden usw. und vergesse darüber die Zahlungsverpflichtung.

Man nennt dies Assoziationen, die sich aus der durch das Gedächtnis bedingten Unterschiedlichkeit des Denkapparates für Schwingungsneigungen ergeben.

Die Bildung der Grundelemente, die aus dem wesenlosen Urbestandteil zuammengesetzt und als fertige Formsteine hauptsächlich zum Aufbau der meisten Vorstellungen benutzt werden, verdanken ihren Bestand auch nur dem Gedächtnis.

Nun ist der Denkapparat so empfindlich vorzustellen, daß er sogar sehr komplizierte Strukturbilder für längere Zeit durch eine höhere Schwingungsbereitschaft aufbewahren kann. Wird der Anlaß durch ein Teilerlebnis oder durch eine Ähnlichkeit der Struktur gegeben, dann wird damit auch das komplizierte Strukturbild ins Gedächtnis gerufen.

Allerdings darf man nie vergessen, daß die Unterwerfung unter ein zeitliches Strukturgesetz stets Abwandlungen und

Veränderungen der Gedächtnisbilder bedingt, auch wenn sich diese unvermeidliche Tatsache der Beobachtung gelegentlich entzieht. Je mehr das Gedächtnis für Systeme der reinen Erfindung, also z. B. für mathematische Vorstellungen, benutzt wird, desto beharrlicher ist auch die Ähnlichkeit der Erinnerung. Bei Wirklichkeitserlebnissen ist das weit weniger der Fall, denn die Wirklichkeit ist nicht so restlos erfaßbar und überträgt ihre eigenen Wandlungsgesetze auch auf die Erinnerungsbilder.

Individuelle Neigungen des Denkapparates für bestimmte Schwingungen und Vorstellungen lassen bereits eine gewisse Einseitigkeit des Gedächtnisses folgern. Im übrigen ist entweder die Häufigkeit oder die Intensität der Erlebnisse für die Kraft der Erinnerungsbilder maßgebend. Das bezieht sich nicht nur auf die Gesamtstruktur einer Vorstellung, sondern auch auf einzelne Teile, die dann eine fast selbständige Bedeutung als Vermittler zu neuen Bildern erhalten. Die Schulung spielt hier eine besonders große Rolle.

Das Gedächtnis ermöglicht dem Menschen, nicht nur in der Gegenwart zu leben, sondern den Begriff der Gegenwart von der Sekunde des Geschehens aus mit Nachhall und Wiederholung zu verbreitern. Es gestattet die Sammlung von Erfahrungen zur Verwertung in späteren Strukturbildern und damit auch Vernunftschlüsse. Es bedingt jedoch auch die große Gefahr der Fehlassoziationen.

Eine auf G abgestimmte Glocke hört diesen Ton auch dann, wenn die Violine C spielt. Sie beharrt auf der Spiegelung des Tones G, der in der Farbigkeit des Violinklanges nur eine nebensächliche Rolle spielt. Die Glocke reißt den Ton G aus seinem Zusammenhang heraus, verkennt die Aufgabe der Farbigkeit und lehnt den eigentlichen Ton C ab.

Der Vorgang beleuchtet die häufige Verständnislosigkeit der Menschen untereinander. Das Gedächtnis bedingt stets eine Art Vorurteil in der Bestimmung des Wesentlichen. Die Übermittlung von rein persönlichen Dingen ist fast unmög-

lich, und wenn ich mit einem Bericht nicht an ähnliche Erlebnisse bei anderen Menschen anknüpfe, dann entnehmen die anderen Menschen immer nur die Strukturteile, die ihnen geläufig sind.

Eigentlich ist es lediglich die Konsequenz einer konventionellen Bezeichnungsweise, die den Glauben an eine über die Gleichartigkeit der Erlebnisse hinausgehende Verständigung aufrechterhält. Wenn ich etwas als Rot bezeichne, was ein anderer in Wirklichkeit als Grün erlebt, dann adoptiert er einfach für seinen Sinneseindruck meine Bezeichnung. Folgt keine genauere Prüfung nach, dann kann der Irrtum für unbegrenzte Zeiten bestehen bleiben. Die Farbblinden lassen sich nur durch die Andersartigkeit ihres Unterscheidungsvermögens, die andere Abgrenzung der Farbwerte und durch eine etwaige Unbeständigkeit ihrer Wahrnehmungen feststellen. Die Untersuchungsmittel der neueren Forschung haben gezeigt, welche Fülle von Menschen niemals an die Möglichkeit der eigenen Farbblindheit gedacht hat, bis der Zufall oder eine sachverständige Prüfung die Feststellung erbrachte.

Der gleiche Reichtum an Irrtümern, die durch eine konventionelle Bezeichnungsweise verdeckt werden, ist auch auf allen anderen Betrachtungsebenen anzunehmen. Wie viele Leute haben keine Resonanz für künstlerische, wissenschaftliche, politische oder soziale Probleme. Sie werden sich selbst dies nur selten eingestehen. Nur durch eine Art Selbstsuggestion und durch den Gebrauch der allgemeinen Redensarten bleibt mangels objektiver Prüfungsgelegenheiten die Verständnislosigkeit unbekannt. In krassen Fällen kann vielleicht diese oder jene geistige Einseitigkeit durch einen Anlaß ersichtlich werden, der eine selbständige Weiterentwicklung oder eine unvorbereitete Entscheidung verlangt.

Nehmen wir z. B. an, daß ich einem Freunde, der von Beruf Arzt ist, eine Methode psychologischer Beeinflussung von Menschen darstellen will. Ich benutze dabei einen Vergleich

mit dem kaufmännischen Leben, in dem die Beeinflussung von Kunden eine große Rolle spielt, um dann auf die Möglichkeit der Gewinnung des Vertrauens von Patienten zwecks besserer Heilerfolge überzuleiten und die Grundgedanken zu erörtern.

Kaum aber habe ich das Wort Kaufmann genannt, so braust mein Freund auf. Er ist empört darüber, daß ich die tiefe Ethik des ärztlichen Berufes mit kaufmännischer Profitsucht vergleiche. Vergeblich erkläre ich ihm, daß es gar nicht auf den Verwendungszweck der darzustellenden Methode ankommt, sondern auf die psychologischen Erfahrungen. Er lehnt in seinem Berufsgebiet einen Vergleich mit Anwendungsbeispielen der Wirtschaft grundsätzlich ab, und damit bleibt jede Beweisführung ohne Resonanz. So oft ich den Ton C anklingen lasse, er hört immer nur den Oberton G heraus, und da er durch irgendwelche Erlebnisse hinsichtlich dieses Tones besonders empfindlich ist, bleibt sein Aufnahmevermögen für den neuen und eigentlich allein wesentlichen Ton C versperrt. Das Beispiel ist vielleicht etwas grob, aber bei allen politischen, künstlerischen und auch wissenschaftlichen Unterhaltungen sehr verallgemeinerungsfähig.

Die einseitige Resonanz kann täglich viele, viele Male beobachtet werden, sofern man durch geschickte Nachfragen die angeregten Vorstellungen kontrolliert. Da jedoch der weitaus größte Teil des menschlichen Geredes viel zu folgenarm ist, um durch Mißverständnisse bedrohlich werden zu können, fällt es nur selten auf, daß kaum die Hälfte des Gesagten auch nur gehört oder richtig gehört wird.

Eine sehr große Bedeutung haben dabei nicht allein die Strukturteile, die durch die Einseitigkeitswirkung des Gedächtnisses zu Fehlassoziationen führen, sondern auch die Kompositionsstufen.

Denken wir an einen großen Roman, z. B. an den Don Quijote von Cervantes. Er besteht aus Lauten, Worten, Sätzen, Satzgruppen und Kapiteln, um mit allen diesen Strukturteilen

eine einzige kompositorische Gesamtidee zum Ausdruck zu bringen.

Nun mag es gute Kenner der spanischen Sprache geben, die bei dem wunderbaren Stil des Romans, bei ihrer Bewunderung der Wahl und Anordnung der Wörter einen unerhörten Genuß empfinden, der an Musik erinnert. Der Inhalt der Sätze oder Satzgruppen spielt dabei keine wesentliche Rolle. Ein Italiener z. B. freut sich oft über den Klang der Verse aus Dantes Göttlicher Komödie so lebhaft, daß er auch die grauenhaftesten Schilderungen gar nicht als eindrucksvoll verspürt. Er kommt über diese frühe Kompositionsstufe des Sprachlichen nicht hinaus.

Ein anderer findet in den Sätzen und kleineren Satzgruppen im Don Quijote viele Anwendungsmöglichkeiten zur Lebensweisheit. Er freut sich über die Sinnsprüche und erlebt vorwiegend Zitate. Vielleicht streicht er sich besonders zitierbare Stellen mit einem Rotstift an, und so wandert er von Satz zu Satz wie auf einer Wiese, um Blumen zu finden. Der Kompositionsgedanke der Kapitel geht ihm verloren.

Wieder andere Leser betrachten die Kapitel als abenteuerliche Novellen. Sie lesen die romantischen Vorgänge, wie sie dies bei Räubergeschichten zu tun pflegen. Es interessiert sie die Gegenständlichkeit des Geschehens als Zeitvertreib, als Mittel der Zerstreuung, aber dabei haben sie kein Kompositionsgefühl.

Auf der nächsten Stufe wird der Roman als komisch, als ironisch oder als Sammlung von Humoresken betrachtet. Der Zusammenhang der Kapitel wird deutlicher, aber eigentlich nur durch die Wiederholung der Darstellung eines Narren, an dem sich das Selbstbewußtsein des Lesers stärkt. Es ist eine Art Genuß, wenn man sich überlegen fühlen und über Schildbürgerstreiche lachen darf.

Wer aber fühlt die kompositorische Einheit der gewaltigen schöpferischen Leistung? Wer begreift die ungeheure Tragik des Verzweiflungsschreies einer in ihren Illusionen unrettbar

verstrickten Menschheit, und wer sieht in dem Lebensaufbau des unglücklichen Ritters Don Quijote das Spiegelbild der eigenen Hoffnungen auf eine bessere Welt? Es sind nur wenige, denen der letzte und alles umfassende Struktursinn, eine geheimnisvolle schöpferische Kraft und der unüberwindbare Konflikt zwischen der Wunschwelt und der Wirklichkeit bewußt wird. Um diese eine Erkenntnis zu ermitteln, bedarf es der vielen Laute, Worte, Sätze, Satzgruppen und Kapitel. Das tragische Erleben ist nur in dieser Vollständigkeit denkbar, und es kann durch kein kleineres oder einfacheres Strukturgebilde ersetzt werden.

Aber wie wenige erfassen den Gesamtsinn!

Kunstwerke sind extreme Beispiele, aber jeder Lehrer kann bestätigen, daß es immer nur wenige sind, die sich nicht mit Teilkompositionen einer Belehrung begnügen, sondern den ganzen Sinn erfassen.

20.

Das Schöpferische

Der menschliche Vorstellungsapparat hat das Bestreben, Strukturbilder zu schaffen. Das Postulat der hierzu anregenden Kraft setzt einen Willen zur Ordnung voraus, der überall sichtbar wird, sei es bei menschlichen Erfindungen oder auch in der Wirklichkeit.

Der Begriff Ordnung bedingt nicht nur Strukturgebilde schlechthin, sondern solche, die eine Gesetzmäßigkeit und Klarheit des Aufbaues zeigen. Wie ich mir auch immer die Ursache zur strukturellen Ordnung des Denkapparates vorstelle, sie muß dem Wort Ordnung einen Sinn größtmöglicher Harmonie, Abgerundetheit und Vollständigkeit zuweisen.

Die Vielgestaltigkeit der Strukturgebilde wird kaum ausreichend anschaulich gemacht werden können, aber wenn ich mir z. B. einen ringförmigen Aufbau vorstelle, so muß dieser symmetrisch oder irgendwie sonst gesetzlich und ohne lose Enden gedacht werden. Ob ich an eine Pyramide, eine Kugel, ein Flächenmuster oder eine gewebeartige Verknüpfung in Raum und Zeit denke, immer bleibt die gleiche Annahme einer Formvollendung als Ziel bestehen.

Der Begriff des harmonischen Strukturgebildes ist der Ausgangspunkt für die Erklärung der menschlichen Fähigkeit, Schlußfolgerungen zu ziehen.

Aus den Strukturbildern, mit denen man in der Chemie versucht, die Aneinanderkettung von Atomen zu Molekülen anschaulich zu machen, und bei denen gerade die vollständige Bindung aller Wertigkeiten eine große Rolle spielt, kann man entnehmen, daß das Gleichgewicht aller Kräfte für die

stabilen, d. h. befriedigend vorstellbaren Kompositionen überall wichtig ist. Das größte Beispiel hierfür bietet die Sternenwelt.

Wie wir bereits früher gesehen haben, bedingt eine ideale Strukturharmonie die Beteiligung des ganzen Denkapparates, d. h. eine gewisse Vollständigkeit des Erfassens aller hierbei wichtigen Bestandteile. Auf der Ebene der Mathematik ist dies im besonderen Maße möglich, da sie als reinste Erfindung des menschlichen Geistes eine ziemlich restlose Abgeschlossenheit zeigt.

In einem weit geringeren, aber doch immerhin sehr erheblichen Maße bieten uns die Sterne ein Weltbild für sich. Die astronomischen Größenverhältnisse lassen das System ziemlich unabhängig von seiner an sich unlösbaren Verbundenheit mit der übrigen Wirklichkeit betrachten. Deshalb verspüren wir auch hier besonders deutlich den harmonischen Strukturaufbau.

Sehr viel anders verhält es sich mit den alltäglichen Erlebnissen, die wir niemals in einer auch nur angenäherten Vollständigkeit erfassen und nur bruchstückweise übersehen. Hier herrscht eine entsprechende Disharmonie. Viele Philosophen bemühten sich — und für die Praxis immer vergeblich —, die Bruchstücke harmonisch zu ergänzen und die Grundlage einer alles einbegreifenden Harmonie zu schaffen. Die philosophischen Weltbilder sind Erfindungen wie die Mathematik, nur ohne die Selbstbeschränkung auf das Bewußtsein eines theoretischen Daseins. Die Mathematiker wissen, daß ihre ideale Harmonie nicht auf die Wirklichkeit übertragbar ist, es sei denn in Grenzgebieten, wo die Erfaßbarkeit der Wirklichkeit nur noch mathematisch ist.

Im praktischen Leben gibt die Mathematik nur handwerkliche Hilfsmittel und keine Harmoniebeweise. Die Reinheit mathematischen Denkens besteht um ihrer selbst willen. Das ist bei der Philosophie zwar auch der Fall, und in dieser Denkübung liegt der große Vorteil der Erziehung des Denkapparates zu harmonischen Denkgebilden, aber selbst die jahr-

tausendalten Enttäuschungen haben bis heute die Philosophie noch nicht von der Hoffnung abbringen lassen, doch noch einmal das Leben auch praktisch zu beherrschen.

Der Nebenwert der Philosophie als Hilfsmittel ähnlich der praktischen Mathematik soll nicht bestritten werden, aber alle Lebensweisheit bedeutet noch keine erkenntnistheoretische Verwirklichung.

Die Teilung des Tätigkeitsbereiches meines Denkapparates in Gebilde menschlicher Erfindung und in Vorstellungen der Wirklichkeit bedingt zugleich eine Unterscheidung von zwei Wirkungsweisen der Antriebskraft. Vielleicht spricht man um der größeren Anschaulichkeit willen von zwei Tätigkeitsursachen, deren Gemeinsamkeit des Ursprungs im Reich der unbekannten Ursachen als unsicher undiskutiert bleiben mag.

Wir wissen nicht, was uns die Einfälle und schöpferischen Eingebungen schenken. Wir wissen nur, daß diese Einfälle in ihrer reinsten Form im höchsten Maße harmonisch aufgebaut sind. Jede künstlerische, wissenschaftliche oder sonstwie spezialisierte Erfindung bedeutet stets die Verkündigung einer Gesetzlichkeit mit dem Ziel einer verbessernden Korrektur der Wirklichkeit.

Selbst wenn ich durch Hunger zu Erfindungen gedrängt werde, dann bezweckt das Mittel zur Beseitigung des Hungers im allgemeineren Sinne die Beseitigung einer Disharmonie. Es ist nicht entscheidend, ob sich der Harmoniewille auf die Anpassung der Umgebung an eine egoistische Persönlichkeit beschränkt, oder ob ein groß angelegter Plan das harmonische Zusammenleben aller Menschen auf der Erde als Ziel enthält.

Wir können daher die unbekannte Kraft, die unseren Denkapparat zu Erfindungen anregt, unmittelbar als einen harmonischen Urtrieb bezeichnen.

Seinen Widerstand und damit zugleich sein Arbeitsmaterial findet dieser harmonische Urtrieb in den Erlebnissen der Wirklichkeit.

Auch von der Wirklichkeit behaupten die Philosophen einen harmonischen Zusammenklang. Nur unser beschränktes Begriffsvermögen soll die unmittelbare Erkenntnis der Harmonie des All vereiteln. Sobald wir uns auf einigermaßen abtrennbare Systeme konzentrieren, wie die Astronomie oder die Atomphysik und viele andere, später zu nennende Betrachtungsebenen, steigert sich die Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß die erkennbaren Gesetzmäßigkeiten einer alles beherrschenden Harmonie entstammen.

Trotzdem wird unser Dasein durch Bruchstücke beeinflußt, die keineswegs harmonisch sind und im Gegenteil alle unsere Lebenskräfte zur Überwindung und Beherrschung benötigen.

Wir sind als lebende Wesen auf der Erde selbst nur Bruchstücke des All und daher selbst nicht rein harmonisch aufgebaut. Unser irdisches körperliches und geistiges Dasein ist für uns ebenso bruchstückhafte Wirklichkeit wie unsere Umwelt. Nur unser denkendes Ich kann sich im Denkprozeß gelegentlich ein wenig aus der Irdischkeit heraushalten, um die Wirklichkeit möglichst vollständig, d. h. unter Einschluß unserer eigenen kritisierbaren Person zu erforschen.

Die Kraft, die unseren Denkapparat zu Vorstellungen von der Wirklichkeit veranlaßt, kann nicht unmittelbar harmonisch genannt werden. Sie ist vielleicht in ihrem letzten Ursprung auch harmonisch, aber es ist für uns unwichtig, ob die disharmonische Bruchstückhaftigkeit in der Kraft selbst liegt oder durch die Begrenztheit unseres sinnlichen und geistigen Wahrnehmungsvermögens bedingt wird.

Die Erklärung des Gedächtnisses ergab ein Konsonanzbestreben des Denkapparates mit Bildern der Wirklichkeit, und das Konsonanzbestreben kennzeichnet damit zugleich die Kraft, die aus dem Raum der Wirklichkeit unseren Denkapparat in Bewegung setzt.

Danach unterliegt alles, was unser Denkapparat an Vorstellungen bildet, zwei Arten von Einflüssen. Einmal zur Bil-

dung disharmonischer bruchstückhafter Vorstellungen, die wir Wirklichkeit nennen, und weiterhin zur Bildung von harmonischen Gesetzmäßigkeiten.

Beide Antriebe sind stets in Wechselwirkung und niemals gänzlich ausschließlich tätig. Auch die Mathematik um ihrer selbst willen kann nicht ganz auf Wirklichkeitsmaterial verzichten, so weitgehend sie sich auch zu isolieren vermag. Man kann weiterhin annehmen, daß das Konsonanzbestreben des Denkapparates auch niemals ein Bild der Wirklichkeit aufbauen kann, ohne nicht dabei in einem auch noch so bescheidenem Maße den Harmoniewillen zur Beeinflussung kommen zu lassen. Das Konsonanzbestreben enthält unvermeidliche Fehlermöglichkeiten der Übertragung. Es kann ja nicht einmal als gesichert gelten, daß es überhaupt eine Wirklichkeit gibt, wie wir sie mit unseren Vorstellungen auf eine imaginäre Wand projizieren.

Vor allem bedingt das Gedächtnis eine gewisse Einseitigkeit für das Konsonanzbestreben, das außerdem von mutmaßlichen Anlagen und individuellen Unterschieden der menschlichen Denkapparate abhängig sein wird. Darin sind alle Formen der Beschränktheit des menschlichen Begriffsvermögens enthalten, und deshalb besteht eine Art Siebwirkung, die eine Vorsortierung aller Vorstellungsanlässe trifft.

Schließlich engt der zielbewußte Forschungswille die Blickrichtung ein und verhindert damit die Wahrnehmbarkeit vieler Dinge, die von Bedeutung sein könnten.

Den größten Einfluß aber hat sicherlich das Harmoniebestreben des Urtriebes, dessen Hauptaufgabe nicht im Aufbau theoretischer Gebäude wie das der Mathematik zu suchen ist, sondern in dem Erfassen einer Gesetzmäßigkeit aller Wirklichkeitserlebnisse. Dadurch wirkt der Urtrieb unwillkürlich deformierend, und die Kontrolle für das in diesem Fall mit Recht Illusionspolitik genannte Verfahren ist ungemein schwer.

Völlig vorurteilsfrei ist der Denkapparat niemals bei der Wiedergabe von Wirklichkeitserlebnissen, denn damit würde er selbst seine Wesenheit verlieren.

Das Wort „Erfassen“ enthält bereits die Tätigkeit des harmonischen Urtriebes, denn er versucht dabei, die Wirklichkeitserlebnisse handig zu machen, sie zurechtzustutzen, eine Auswahl durch „Begreifen“ zu treffen, das anscheinend Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und sie in eine Ordnung einzufügen oder eine geeignete Ordnung dafür zu konstruieren.

Aus diesem Grunde kommen wir trotz besten Willens immer wieder in Widersprüche. Die Weiterentwicklung und Bearbeitung der Wirklichkeitserlebnisse durch den Denkapparat bringt häufig die Enttäuschung, daß bei nächster Gelegenheit die Erinnerungsbilder und die Erfahrungen, die das Gedächtnis bewahrt hat, mit neuen Wirklichkeitserlebnissen gleicher Art nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen sind. Man ist dann gezwungen, die Erfahrungswerte abzuändern, immer wieder abzuändern, um dadurch allmählich eine Annäherung an die Wirklichkeit zu gewinnen.

Eigentlich handelt es sich um Analogieschlüsse, deren Fragwürdigkeit in der unzureichenden Sammlung von Vergleichswerten begründet ist. Erst wenn die Bruchstückhaftigkeit vermindert und wenigstens innerhalb eines Systems eine Art Totalitätsanspruch erfüllt wird, besteht die erhöhte Möglichkeit für zuverlässige Erfahrungsbilder, wie dies in der Mathematik am sichersten erreicht werden kann.

Die Isolierbarkeit von Ebenen in der Wirklichkeit ist weniger leicht möglich und gestattet selten dauernd zuverlässige Erfahrungen. Je mehr die Naturwissenschaft in ihren Grenzgebieten der mathematischen Anschauungsweise nahekommt, desto gesicherter ist auch das Wissen.

Die Umformung der Wirklichkeitserlebnisse, die zudem erst nach einer gewissen Vorsortierung zur Reproduktion kommen, verlangt eine Voraussetzung, nämlich daß die Kraft des har-

monischen Urtriebes zur Umformung von Wirklichkeitserlebnissen stark genug ist, um nicht nur Abstriche zu erzwingen, d. h. eine Art Siebwirkung auszuüben, sondern auch — und das ist das Wichtigere — Zusätze zu erfinden und damit lose Enden zu verknüpfen.

Während ich durch das Konsonanzbestreben meines Denkapparates einige Bruchstücke der Wirklichkeit in Vorstellungen widerspiegeln und im Gedächtnis einprägen konnte, bemüht sich gleichzeitig der Denkapparat unter dem Einfluß des harmonischen Urtriebes darum, die bruchstückhaften Ergebnisse in einen Zusammenhang zu bringen und notfalls zu diesem Zweck Überbrückungen zu erfinden.

Nehme ich z. B. an, daß ich die praktisch gleiche Größe von a und b in Erfahrung bringen konnte. Später erlebe ich dieselbe Gleichheit zwischen b und c. Nunmehr stehen zwei Strukturen nebeneinander, die wegen der Teilverwendung gleicher Strukturbestandteile assoziiert sind und den Wunsch auf eine gemeinsame Struktur erwecken. Der harmonische Urtrieb drängt nach Einheitlichkeit und bildet eine neue, beide Erlebnisse umfassende Struktur, aus der die Annahme hervorgeht, daß auch a und c gleich groß sind.

Diese Schlußfolgerung braucht nicht richtig zu sein, denn die unwesentlichen Identitätsfehler von a und b oder von b und c können sich bei einem strengen Vergleich von a und c verdoppeln und damit das Resultat unbrauchbar machen.

Jedenfalls ist der harmonische Urtrieb bestrebt, getrennte Strukturbilder, die durch eine Verwandtschaft des Aufbaues oder der Baubestandteile eine Möglichkeit hierfür nahelegen, zu einer gemeinsamen und damit weniger bruchstückhaften Struktur zu vereinigen. Gelingt ihm dies bis zu einer erhöhten harmonischen Vorstellung, dann verspürt man eine Art Befriedigung des Erkenntnistriebes.

Jede Übereinstimmung des Resonanzbestrebens mit dem harmonischen Urtrieb bedeutet ein verstandesmäßiges Erfassen eines Wirklichkeitserlebnisses. Das Konsonanzbestreben läßt

wohl fortlaufend zahllose Bilder der Wirklichkeit entstehen, aber sie sind so lange für den Verstand unbegreiflich, wie sie nicht einer Ordnung und einem harmonischen Zusammenhang unterworfen werden. Ist die Übereinstimmung so vollständig, wie sie überhaupt auf einer Ebene erdenklich ist, so gewinne ich damit das Gefühl eines praktisch absolut gesicherten Wissens. Tatsächlich gibt es natürlich kein absolutes Wissen, denn dazu müßte ich das All erfassen und in Erlebnissen erschöpfend widerspiegeln können. Auch die relativ abgeschlossenste Struktur ist immer nur eine Teilharmonie. Es genügt jedoch im allgemeinen, eine einigermaßen selbständige Teilharmonie zu bilden, denn es kommt für das Gefühl der wissenschaftlichen Befriedigung auf das Erleben des harmonischen Urtriebes an, der nur bei der Überwindung der Bruchstückhaftigkeit von Konsonanzerlebnissen bewußt wird.

In der exakten Wissenschaft nennt man den Urtrieb, der die zusammenhanglosen Bilder der Wirklichkeit einem Gesetz der Ordnung unterwerfen will, den Verstand. Das ist nicht richtig. Unter Verstand versteht man üblicherweise die Fähigkeit des bewußten Denkens, d. h. ein Instrument, das stets zuverlässig zur Verfügung steht. Die Kombination von Wirklichkeitsbildern hängt jedoch weitgehend von Einfällen ab, die zur Ergänzung und Überbrückung dienen. Kein Forscher kommt ohne solche Einfälle aus, die sich seiner Befehlsgewalt gänzlich entziehen und niemals durch den Verstand ersetzt werden können. Der Verstand wird allerdings dringend als Kritiker und Kontrollorgan benötigt.

Wie lange mag die Menschheit darüber nachgedacht haben, wie man Feuer erzeugen und sich dienstbar machen kann, bis sich aus einer Reihe von Einfällen die Beherrschung dieser Naturkraft ergab. Warum kannte ein im Gebrauch des Verstandes zweifellos sehr geübtes Volk wie die Inkas keine Schrift? Bedurfte es dabei doch nur eines kurzen Sprunges von den Kerben und Schnüren zu graphischen Konventionen.

Die ungeheuren Verstandeskräfte des Abendlandes sind seit Jahrtausenden unbestreitbar. Ebenso war die Krafterzeugung durch Verdampfen von Wasser bekannt, und trotzdem blieb es einem Einfall in der Neuzeit vorbehalten, das für den Verstand winzige Problem einer automatischen Regulierung zu lösen und eine brauchbare Dampfmaschine herzustellen. Es ist geradezu unbegreiflich, an welchen kleinen Ergänzungen der Verstand scheitert und damit seine schöpferische Unfähigkeit beweist.

Schöpferisch ist nur der harmonische Urtrieb.

Ihm gelingt es in Ausnahmefällen sogar, aus unbedeutenden Materialien der Wirklichkeit, aus wenigen Farbstoffen, aus einigen Tonelementen, aus unbedeutenden Vorgängen oder aus toten Steintrümmern sehr abgeschlossene Harmonien zu schaffen und den harmonischen Urtrieb dadurch besonders stark fühlbar werden zu lassen. Man nennt dies Kunstwerke, und man weiß, wie wenig der Verstand daran beteiligt ist.

Wenn es einem Forscher gelingt, für die Bewegung der mannigfaltigsten Gestirne einen gesetzlichen Zusammenhang zu finden, dann ist dies eine schöpferische Leistung, und diese verdankt er nicht seinem Verstande. Nur die Auswertung des Einfalls hängt von seinem Wissen, d. h. von seiner Erfahrungssammlung und seiner Fähigkeit des Vergleichens ab. Der Verstand bedeutet die Fähigkeit des Vergleichens von Konsonanzerlebnissen und kann entsprechend geschult werden. Er kann aber nicht die kleinste kompositorische Ergänzung tätigen, denn das hängt allein von der Kompositionskraft des harmonischen Urtriebes ab.

Die schöpferischen Fähigkeiten eines Menschen, d. h. seine Kräfte des harmonischen Urtriebes sind nicht willkürlich steigerungsfähig. Sie entstammen dem für verstandesgemäße Überlegungen stets unzugänglichen Raume der unbekannten Ursachen.

Allenfalls ist es denkbar, eine erhöhte Leistung durch eine Beseitigung oder Verminderung aller Behinderungen anzustreben, die den harmonischen Urtrieb nicht genügend zur Gel-

tung kommen lassen. Dazu gehört vor allem die einseitige Einflußnahme des Gedächtnisses, weiterhin die Hybris des Verstandes und der Herrschaftsanspruch des Willens. Jede dieser drei Bevormundungen veranlaßt eine Befangenheit, die viele Einfallsmöglichkeiten absperrt.

Der Aufbau eines Weltbildes, wie ihn ein Kind leisten muß, ist in hohem Maße urschöpferisch. Es fehlt alle Befangenheit, und das Kind muß sich die ersten Vorstellungen mit kompositorischen Ergänzungen vervollständigen, bei denen die Hilfe der Eltern zumindest anfänglich fast bedeutungslos ist.

Sobald jedoch mit dem Erkennen von Zusammenhängen und mit Unterschiedlichkeitserlebnissen die ersten Begriffe aufgebaut werden, beginnt das Gedächtnis stereotyp Elementargruppen zu bilden und damit bereits die Ursprünglichkeit der Zusammensetzung von Strukturen einzuengen.

Das Kind wird langsam unursprünglich.

Sehr wesentlich trägt die Schulung hierzu bei. Der Zwang zur Übernahme feststehender Anschauungen zwingt auch den Urtrieb in einseitig gerichtete Räume, in denen er bestenfalls ein schöpferisches Spezialistentum zu erreichen vermag.

Vergleichweise komponiert das Kind anfänglich mit Lauten, die eine entsprechend große Ausdrucksfähigkeit erlangen können. Durch Schulung gewöhnt es sich später daran, mit Buchstaben zu komponieren und jede darüber hinausgehende eigene Lauterfindung bzw. Ausdruckserfindung zu vermeiden. Damit vermindert sich die kindliche Worterfindung, die vordem oft interessante Aufschlüsse über sehr ursprüngliche Erlebnisse gegeben hatte. Nicht allein der Wortgebrauch wird festgelegt, sondern auch mancherlei Satzbildungen. Die Gedanken werden dann nur noch in einer konventionellen Sprache wiedergegeben, in der dialektische Unselbständigkeiten und begriffliche Beschränktheiten die Anteilsverminderungen des schöpferischen Urtriebes anzeigen.

Dann bleiben nur noch übergeordnete Kompositionen übrig, die aber bereits eine Sonderbegabung verlangen.

So ergeht es nicht nur mit der Sprache, sondern mit allen anderen Fixierungen des Gedächtnisses. Es soll damit auch nicht die Unsinnigkeit der Schulung bewiesen werden, denn eine ungeschulte und konfliktlose Entwicklung läßt das Kind in einer zwar ursprünglicheren, aber auch primitiveren Welt beharren, so daß nur noch die seltenen Großschöpfungen der Kunst entstehen, die das Kulturniveau der Menschheit erreichen können.

Es ist jedenfalls eine Erfahrungstatsache, die auch analogisch später begründet werden kann, daß die ursprüngliche Kompositionsbefähigung des Kindes rasch abnimmt und schätzungsweise nach der ausentwickelten Geschlechtsreife kaum noch eine Neubildung von Elementarteilen zuläßt. Von da an komponiert der Mensch fast ausschließlich mit den bisher erworbenen Bausteinen. Nur besonderen Begabungen gelingen gelegentlich Ausnahmen. Immerhin kann beobachtet werden, daß für fast alle Großschöpfungen der Menschheit die Grundbestandteile beinahe immer bereits vor dem 20. Lebensjahr gewonnen wurden.

Auch das kompositorische Vermögen und die Erfindung von kompositorischen Ergänzungen auf den höheren Stufen mit vorgeformten Bausteinen und Bauteilen nimmt mit zunehmendem Alter ab. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß ältere Menschen — außer in ihrem eigenen Schöpfungsbereich — bedeutsame Neubildungen weder schaffen noch nacherleben, d. h. begreifen können. Der Erstarrungsprozeß ist dann zu weit fortgeschritten und die Bausteine des Denkapparates sind viel zu fest an ihre gewohnten Strukturen gebunden, um ausgelöst und zu neuen Vorstellungen benutzt werden zu können.

Zum großen Teil findet hierdurch die übliche Verständnislosigkeit zwischen Alt und Jung in Fragen des Fortschrittes ihre Begründung.

Gleichzeitig nimmt die Anwendung der Verstandeskräfte zu. Sie ersetzen gewissermaßen das spontane Erkennen durch den Einklang des Urtriebes. Die große Bereicherung an Erfahrungen gibt so viele Vergleichsmöglichkeiten mit den täg-

lichen Wirklichkeitserlebnissen, daß die Analogien im gewohnten Raum auch eine gewisse Beweiskraft erlangen und nützlich werden.

Die Überschätzung der Erfahrungen und der Vernünftigkeit ist eine typische Alterserscheinung, die sehr leicht dazu führt, von vornherein alle Einfälle dunkler Herkunft ohne Prüfung abzulehnen und nur die logische Beweiskraft altgewohnter Vorstellungen gelten zu lassen. Der Mensch lebt dann vorzugsweise vom Kapital seines Wissens und nicht mehr von seinen schöpferischen Kräften.

III. Das Leben

21.

Das Modell des Lebens

Die Abgrenzung alles dessen, was als Leben bezeichnet werden muß, ist nicht von vornherein klar bestimmbar. Wie bei allen Systemen der Wirklichkeit sind die Übergänge zu anderen umfassenderen Systemen unscharf, denn erst die gesamte Wirklichkeit ist so deutlich abgegrenzt denkbar, wie die Ebenen der rein menschlichen Erfindungen, z. B. der Mathematik und der Sprache.

Infolgedessen bleibt der Versuch, eine zuverlässige Formel für den Begriff des Lebens zu finden, zumeist an einigen Äußerlichkeiten hängen, die als Begleiterscheinungen unumgänglich zu sein scheinen. Gefühlsmäßig kann man sehr schnell unterscheiden, was lebendig und was tot ist, aber sobald man sich den Grenzbezirken der Lebensebene nähert, beginnen die Unklarheiten, derentwillen man eine Schablone benötigt, um zu einer Unterscheidung zu kommen.

Man sagt, daß alles Leben an einem Gestaltungswillen erkennbar ist. Lebewesen suchen eine bestimmte Form zu gewinnen und zu erhalten. Weiterhin zeichnen sich alle Lebewesen durch die Aufnahme von Stoffen und die Abstoßung verbrauchter Stoffe, also durch einen Stoffwechsel aus. Drittens gilt eine gewisse Reizbarkeit und eine Reaktionsfähigkeit gegenüber äußeren Einflüssen als bedeutsam. Schließlich verlangt der Begriff Leben einen Ablauf, dessen Ende mit dem Tode erst die Tatsache der vorangegangenen Lebendigkeit erhärtet.

Nach dem Gesetz der Gegensätzlichkeit aller Begriffsbestimmungen kann man das Wort Leben nur für solche Erscheinungen

anwenden, die nicht nur nachweislich zur leblosen Materie gehören. Danach erscheint es leichter, mit einer Ausschöpfungsmethode durch Bestimmung der leblosen Materie den Raum des Lebens abzugrenzen.

Keine der vier genannten Bedingungen kann für die leblose Materie als unerfüllbar behauptet werden. Einen geheimnisvollen Gestaltungswillen zeigt jeder Kristall. Jede Welle beweist Formbeharrung, Stoffwechsel, Reaktionsfähigkeit und Zerfall, ohne deshalb lebendig genannt werden zu können.

Dagegen sind alle Vorstellungen, die eine Zwangsläufigkeit des Ablaufes im Sinne einer mathematisch-physikalischen Wirkungskette sichtbar werden lassen oder solchen Erklärungsmöglichkeiten des Geschehens verhaftet bleiben, sicherlich für unbelebte Dinge kennzeichnend. Das Leben beginnt einfach erst dort, wo wir die Hoffnung auf eine mathematisch-physikalische oder auch entsprechend chemische Errechenbarkeit verlieren.

Die Schwierigkeiten solcher Überlegungen liegen daran, daß der Wissenschaftler mit seiner Definition des Lebens sich auf die Beobachtung und Unterscheidung der geringsten Zeugen des Lebens konzentriert. Er will die Grenze dadurch bestimmen, daß er die an das Wort gestellten Forderungen äußerst verdünnt formuliert, um auch noch die letzten Erscheinungen des Lebens vor ihrem Übergang in die Ebenen leblosen Materials zu erfassen. Bei der unvermeidlichen Unschärfe der Grenzgebiete, die trotz der Stufenförmigkeit des Aufbaues aller Vorstellungen keinen natürlichen Grenzgraben zu erkennen geben, bedarf es dann einer gewissen Willkür, die sich sofort ungünstig auswirkt, sobald man sich mit den gleichen für den Unterscheidungszwang notdürftig formulierten Bedingungen in die Mitte des Lebens begibt.

Deutlicher wird die Sache erst, wenn man von dem höchsten Lebewesen ausgeht, das denkbar ist, d. h. von uns Menschen selbst.

Darin liegt vielleicht die hauptsächliche Andersartigkeit der analogischen Betrachtungsweise, daß bei ihr der Mensch mit seinem Denkapparat der Ausgangspunkt ist. In der eigentlichen Gipfelzone bin ich selbst mit meinem für mich notwendigen allgemeingültigen Denkapparat.

Der wichtigste Maßstab für die Intensität und Entfaltung unseres eigenen Lebens ist ein Höchstgrad an Unabhängigkeit und Willensfreiheit, denn damit trennen wir uns am sinnfälligsten von allen Erscheinungen lebloser Materie.

Die Worte Unabhängigkeit und Willensfreiheit verlangen, daß man nicht vom Leben schlechthin spricht, sondern daß wir uns nur einzelner und voneinander abtrennbarer Vertreter bewußt werden, die wir Lebewesen nennen. Leben und Individualismus sind untrennbar. Je ausgeprägter eine Individualität ist, desto musterhafter ist sie als Beispiel des Lebens.

Allerdings ist die Willensfreiheit des Menschen offenbar sehr eingeschränkt. Auch wenn die Kausalkette nicht anerkannt werden kann und keinerlei mathematisch-physikalische Zwangsläufigkeit des Geschehens das Lebensbewußtsein des Menschen zu befriedigen vermag, so bedingt doch das enge Zusammenleben und die Abhängigkeit von der Umwelt lebloser Materie eine starke Behinderung des Auslebens.

Theoretisch wäre es denkbar, daß ein Mensch unter den klimatisch und ernährungsmäßig günstigen Bedingungen einer Südseeinsel als einziger oder allein herrschender Bewohner eine so weitgehende Lebensfreiheit besitzt, wie dies in zivilisierten Staaten nicht möglich ist. Damit gewinnen wir ein besseres Idealbild voll ausentwickelten Lebens.

Eine weitere starke Behinderung bedeutet die Abhängigkeit von einer Erbmasse und anderen Ursachen einseitiger Eigenschaften, die das Dasein von vornherein stark einschränken oder vorzeichnen, so daß sehr viel von unseren gewohnten Vorstellungen in Abzug gebracht werden muß, um aus einem Menschen das Urbild eines Lebewesens entstehen zu lassen.

Ist der irdische Entfaltungsraum durch Verengung der äußeren Lebensbedingungen, insbesondere durch eine zunehmende Bevölkerungsdichte, für den Selbständigkeitstrieb eines entwicklungstüchtigen Menschen unzureichend geworden, so fühlt er sich in einen geistigen Bereich abgedrängt, in dem er einen größeren Reichtum an Kompositionsmaterialien zum Aufbau einer eigenwilligen Vorstellungswelt findet. Deshalb entstehen Kunstwerke und wissenschaftliche Großleistungen nur sehr selten in räumlicher und materieller Unbeschränktheit, sondern im allgemeinen ausschließlich in Zentren starker Interessensgegensätze. Bei vergleichsweise sehr dehnbaren irdischen Entfaltungsräumen, die z. B. Menschen in beherrschenden Stellungen oder in der Einsamkeit eines Inselkönigtums beanspruchen können, besteht sicherlich kaum ein Anlaß, in Phantasieprodukten einen Ersatz für ein irdisch behindertes Ausleben zu suchen und in geistigen Sphären kompositorisch tätig zu sein.

Um jedoch das Bild des Lebens nicht mit Vorstellungen zu komplizieren, die dem Menschen allein vorbehalten zu sein scheinen, soll der ganze Bereich des Geistigen vorläufig außer Betracht bleiben. Das ist um so leichter, da das geistige Ausleben auch nur ein Spiegelbild der Eigenwilligkeit gibt, die überall als das wesentliche Merkmal ausentwickelten Lebens gelten muß.

Der Lebenstrieb ist immer nur so weit kennzeichnend, als er ungehemmt bleibt. Ethische Verpflichtungen und alle sonstigen Hemmungen des Menschen sind triebhinderlich und müssen mit ihren Folgen außer Ansatz bleiben. Der Rest ist ein Lebewesen, das unter der Stufe des geistig bestimmten Menschen bleibt und am ehesten mit einem großen, sehr unabhängigen und einseitig selbstsüchtigen Raubtier verglichen werden kann. An dieses Musterbeispiel wollen wir uns halten. Auch hierbei müssen die Einschränkungen der Umwelt, der Erbmasse, der Familienzugehörigkeit usw. noch als anteilig bezeichnet werden. Infolgedessen handelt es sich nicht um ein Raubtier, wie wir es in der Wildnis in einzelnen Exemplaren

beobachten können, sondern um den Begriff des Raubtierartigen im Menschen als Gegensatz zu allen altruistischen Vorstellungen, und das will ich beschreiben, um ein ideales Modell des Lebens zu bekommen.

Ein Raubtier wird gezeugt und geboren, ohne selbst die Ursache seiner Entstehung zu sein. Dementsprechend sucht es sich von Anfang an von der Entstehungsursache unabhängig zu machen. Ob die Eltern sich durch die Lust am Zeugungsakt oder durch den Trieb zur Nachkommenschaft veranlaßt sahen, die natürlichen Bedingungen zur Entstehung eines neuen Lebewesens zu erfüllen, oder wie auch sonst der Anlaß und die Entstehungsursache gewesen sein mögen, das entstandene Raubtier hat mit alledem nichts zu tun, und es fühlt keinerlei ursprüngliche Verpflichtung den Eltern gegenüber. Nach seiner Geburt sucht es rücksichtslos bis unmittelbar an die Grenzen des Möglichen die gegebene Umwelt zwecks Förderung seiner Entwicklung auszubeuten. Es dient nur sich selbst in Richtung einer hemmungslosen Befriedigung des Lebenstriebes.

Daraus ergibt sich das merkwürdige Bild einer Zweckumkehrung. Die Eltern, die theoretisch mit voller Selbstherrlichkeit über die Entstehung des neuen Lebewesens entschieden haben, werden plötzlich sehr deutlich ihrem Erzeugnis untertan. Die anfängliche Hilfsbedürftigkeit des jungen Raubtieres zwingt die Eltern zu einer Opferbereitschaft und einer Beschränkung ihrer eigenen Willkür, die zu erkennen gibt, daß das Erzeugnis die Erzeuger in Abhängigkeit bringt.

Warum das so ist, bedarf vorläufig keiner Erklärung. Es genügt, daran zu zeigen, daß der Kern des Lebensdranges ein Eigenleben anstrebt, das die gesamte Umgebung einschließlich der Eltern vorbehaltslos sich dienstbar zu machen sucht.

Das kann so weit gehen, und dies ist sogar sehr oft der Fall, daß die Eltern in Augenblicken der Gefahr ihr eigenes Leben daransetzen, um das Kind am Leben zu erhalten. Eine solche Handlungsweise ist keineswegs ein Vorrecht der Menschen

und mit Idealismus zu begründen, denn dafür bietet die Tierwelt viele Analogien.

Das Kind sinnt mit hemmungslosem Egoismus nur darauf, alles Eßbare oder sonstige Nutzbare zur Bereicherung des eigenen Lebens an sich zu reißen, ohne auch nur das geringste Gefühl oder den geringsten Gedanken an das Wohlergehen oder die Lebensbedingungen der anderen zu verschwenden. Den Opfertod der Eltern würde es genau so als selbstverständlich betrachten, wie jede andere Vernichtung von Leben zur Erhaltung und Entwicklung des eigenen Daseins.

Wenn ein so krasses Beispiel in der Praxis unter Menschen auch zu einem Zeitpunkt sehr selten ist, an dem man bei dem Kinde bereits von einer gewissen Denkfähigkeit reden kann, so liegt dies an der frühzeitig einsetzenden Erziehung und an Umständen, die kaum jemals eine echte Unbegrenztheit der Entwicklung zulassen. Trotzdem bleibt der Egoismus der wahre Ausgangspunkt, und das Unabhängigkeitsbestreben mit aller Herrschsucht ist das deutlichste Symptom des Lebens.

Unbekümmert um Eltern und rücksichtslos gegen alle Widerstände versucht das Raubtier mehr und mehr an Lebensraum zu erobern. Sobald erst einmal der eigene eigentliche Lebensabschnitt der Entstehung vollendet ist und das Kind aus der Obhut der Eltern entlassen wurde oder entwachsen zu sein glaubt, setzt sich unter den günstigen Bedingungen des Musterbeispiels die Entwicklung maßlos fort.

Die Entwicklung kann nur durch zwei Umstände begrenzt werden. Einmal durch unüberwindbare Grenzen des Lebensraumes und zweitens durch Erschöpfung der eigenen Kräfte, die keinen größeren Lebensraum zu erobern vermögen. Man kann im letzteren Falle von voller Ausentwicklung sprechen.

Ist das Gleichgewicht zwischen der Ausdehnungskraft und dem Widerstand des Ausdehnungsraumes erreicht, dann tritt für längere Zeit ein beharrlicher Zustand ein. Die Versuche zur Vergrößerung des Lebensbereiches bleiben zwar immer bestehen, aber sie haben praktisch mehr die Wirkung einer

Verteidigung des Machtbesitzes. Während dieser Zeit zeigt sich ein Ausweg aus der Gefahr des Kräfteverlustes.

Die sichtbaren Kräfte und Stoffe zur eigenen Zusammensetzung hat das Raubtier aus der Umgebung herausgerissen und sich einverleibt. Sind die Kräfte und Stoffe, die es sich einverleiben konnte, aufgezehrt und ausgenutzt, so werden die unbrauchbaren Schlacken wieder abgestoßen. Das ganze Lebewesen ist eigentlich nichts anderes als ein lebendiger Kristallisationspunkt, in dem sich Kräfte und Stoffe eines Lebensraumes in gestaltbildender Art verdichten, um dann in andersartiger Zusammensetzung wieder in den freien Raum zurück zu gelangen. Von einem Wellenvorgang unterscheidet sich ein Lebensvorgang nur durch die unübersehbare organische Kompliziertheit der Struktur, in der mathematisch nicht faßbaren Rhythmik des Eigenwillens und in der Aufspaltung von einverleibten Stoffteilen, die in andersartiger Zusammensetzung, wenn auch quantitativ unverändert, von dem Lebensvorgang zurückbleiben.

Dazu bedarf man wieder des Postulates einer unsichtbaren Kraft, eines Willens zur Verdichtung von Material, der die Gestaltung der Komposition dirigiert und ein Egozentrum darstellt.

Die längere Zeit des Beharrens auf der höchst erreichbaren Entwicklungsstufe verhindert nicht das allmähliche Aufzehren dieser aus dem unbekannten Raum der Ursachen mitgebrachten Lebenskraft, einer geheimnisvollen Urkraft, die den Lebenswillen mit allen Eigentümlichkeiten des Raubtieres und seiner Sonderbegrenzungen ausmacht.

Die einverleibten und aufgezehrten Kräfte und Stoffe, die ein Raubtier zur Vergrößerung und Erhaltung seines Daseins benötigt, können immer wieder durch Aneignung und Assimilierung neuer Stoffe ersetzt werden, sofern die Umweltbedingungen geeignet sind. Doch die Urkraft kann nicht ersetzt werden. Sie allein ist unerrechenbar. Sie entzieht sich jeder quantitativen oder qualitativen Bestimmung, und es gibt auch

kein Mittel der Auffüllung. Man kann allerdings auf Grund der im Leben gemachten Erfahrungen die körperlichen und umweltlichen Bedingungen so vorteilhaft gestalten, daß die Urkraft sich eine sehr sparsame und haushälterisch nutzbare Wirtschaft erlauben darf. Man kann auch die kleinsten und letzten Kraftreserven zur Geltung kommen lassen, doch es ist offensichtlich nicht denkbar, den Kräftevorrat des ursprünglichen Lebenswillens unmittelbar zu vergrößern. Man kann ihn nur durch Vermeidung aller Verschwendung, durch Verdünnen und Resonanzverstärkung verlängern, ohne den endgültigen Tod auf der sichtbaren Ebene des Lebens zu verhindern.

Der Wille zum Leben hilft sich auf eine eigentümliche Weise. Durch Ökonomie der Lebenskraft, durch geschickten Zwang zur Resonanz der wirkungsbetroffenen Umwelt und durch Beschränkung auf einen Raum, der sich vollständig unterwerfen läßt, kann die Urkraft des Lebens praktisch sicherlich hundertfach ausgewertet werden, doch das Ende ist unvermeidlich. Jeder Tag fordert seinen Mindestanteil an den unersetzlichen Kräften, die in die Lebenszeit mitgebracht wurden und nach vollendeter Geburt nicht mehr ergänzbar sind.

Der Lebenstrieb kennt jedoch kein Maßhalten. Das Leben erkennt nie den eigenen Tod an, und wenn auch alles Lebende um das unvermeidliche Ende weiß oder unterbewußt fühlt, so neigt es dazu, die Grenze zu verleugnen.

Die Triebvorgänge verlaufen größtenteils ohne Bewußtseinskontrolle. Der Ausweg, den der Lebenswille aus dem Kampf gegen die Endgültigkeit sucht, ist nicht bewußt aufgefunden worden, denn das Individuum ist ewig gegenwärtig und deshalb innerlich von seiner Unsterblichkeit überzeugt, auch wenn alle auf Beobachtungen gestützten Vernunftsschlüsse dagegen sprechen.

Der unbekannte Raum der Ursachen, aus dem alles Leben stammt, ist der alleinige Spender der geheimnisvollen Energien, mit denen ein einmal erwachtes Lebewesen für den ganzen

Verlauf seines Daseins auskommen muß, bis nach Aufzehrung der Tod unaufhaltsam wird. Infolgedessen sucht das Lebewesen aus dem Urgrund neue Energien zu gewinnen, und da dies für das eigene Dasein unmittelbar nicht mehr möglich ist, sucht es sich durch neue Gebilde aus dem unbekannten Raum fortzupflanzen. Es fühlt sich zur Erfüllung der Voraussetzungen gedrängt, die wenigstens für einen Teil seiner selbst in einer neuen Gestalt, mit neuen Urkräften versehen, ein Fortleben sichern. Warum es überhaupt ein Interesse daran hat, sein Dasein durch Nachkommen zu ersetzen, werden wir später sehen.

Das längere Beharren eines ausentwickelten Lebewesens dient während des Vollbesitzes aller Kräfte dieser Art der unpersönlichen Lebenserneuerung. Äußerlich ist es ein Gleichgewichtszustand mit verlangsamtem Wachstum, innerlich ein langsames Aufzehren der Urkräfte. Der endgültige Zerfall erfolgt dann in einer vergleichsweise meist kurzen Periode.

Das Maß der mitgebrachten Urkräfte verhindert nicht nur die Uferlosigkeit von Entwicklungen, sondern bedingt zugleich eine Umgrenzung der Erscheinungsform. Die Vorherbestimmung eines möglichen organischen Strukturbereiches bedeutet gewissermaßen die bei der Geburt mitgebrachte Veranlagung der Lebewesen, die sich am deutlichsten zeigen würde, wenn nicht noch andere formbildende Einflüsse von außen hinzukämen, was allerdings praktisch stets der Fall ist. Der Lebenstrieb sucht die Widerstände der Umwelt zu überwinden, und da, wo sie unüberwindbar sind, ihnen auszuweichen, um andere Ausweitungsmöglichkeiten auszunutzen. Dies ist eine Anpassungsfähigkeit, die so weit geht, wie es der Direktionssinn des Lebens, die Anlage oder der Struktursinn tun kann, ohne seine Wesenheit aufzugeben. Ist das nicht möglich, so tritt ein Stillstand der Entwicklung ein. Gegebenenfalls kann der Widerspruch zwischen Lebenswillen und Raumenge zur Verkrüppelung führen.

Ist der Raum so eng oder so geartet, daß der organische Struktursinn seine Wesenheit nicht nur ungenügend zur Ent-

faltung bringen kann oder gänzlich erstickt, dann erfolgt der Tod, den wir im Gegensatz zum natürlichen Ausleben der mitgebrachten Kräfte gewaltsam nennen.

Nur sehr wenigen Lebewesen ist es beschieden, ohne Einbußen an Lebenskräften und Lebenszeit alle Möglichkeiten des Lebenstriebes auszuschöpfen. Fast immer führen Raumenge und Widerstände, die insbesondere durch den Kampf mehrerer Lebewesen um den gleichen Lebensraum und die gleichen einverleibbaren Materialien entstehen, zu Verkrüppelungen und Einseitigkeiten, die für die Anpassungsfähigkeit des Lebenstrotzes zeugen und zugleich formbestimmend sind.

Die Einzelheiten des lediglich auf Grund von Beobachtungen geschilderten Modells eines idealen Lebewesens haben für die analogische Anschauungsweise eine sehr große Bedeutung. Bis es jedoch gelingt, dafür auch den analogischen Grundbeweis zu erbringen und die Allgültigkeit des Strukturbildes als ein Gesetz der Arbeitsweise unseres Denkapparates mit Hilfe von geeigneten Vergleichen darzustellen, muß man das Modell als Vorentwurf bewerten.

Dazu kommt noch eine sehr wichtige Ergänzung.

Wir rechnen nicht nur Menschen und Tiere zu den Lebewesen, sondern auch Pflanzen. Die vorher gegebene Beschreibung eines idealen Lebewesens trifft ohne weiteres auf selbständige pflanzliche Gebilde höherer Ordnung zu. Der Lebensablauf z. B. einer großen Eiche ist völlig entsprechend. Die Lebensdauer mag oft im Pflanzenreich das tierische Leben weit übersteigen, aber das ist kein wesentlicher Unterschied. Auch ein mehrtausendjahre alter Baum lebt nicht ewig und zeigt Alterserscheinungen. Den theoretischen Mutmaßungen unbegrenzter Lebensdauer begegnet man erst in den Grenzbezirken der Lebensebene.

Wir nennen aber nicht nur vollausentwickelte Lebewesen lebendig, sondern auch Teile von ihnen, bis ihre Abtrennung den Tod bedingt.

Ein Raubtier besteht aus vielen Organen, die trotz ihrer lebenswichtigen Gebundenheit an die Struktur des Ganzen ohne Zweifel lebendig genannt werden können. Man spricht von einem lebenden Zellgewebe, und bis in die kleinsten Bestandteile hinunter können alle Bauteile eines Lebewesens ihrerseits lebendig genannt werden, zumal sie sich durch Absterben von jeder ursprünglich leblosen Materie unterscheiden.

Auch eine pflanzliche oder tierische Zelle zeigt deutlich einen Gestaltungswillen. Sie wird eigentlich nur durch ihre Veranlagung und durch ihre Umwelt in der Gemeinschaft des Zellenstaates im rücksichtslosen Ausleben behindert. Sie nimmt die ihr geeignete Nahrung auf, scheidet körperlich oder gasförmig die verbrauchten Stoffe wieder ab, paßt sich den Verhältnissen so gut als möglich an und stirbt entweder vorzeitig durch Verlust der Lebensbedingungen oder auf natürliche Weise den Alterstod der aufgezehrten inneren Kräfte.

So bescheiden auch der Selbständigkeitstrieb einer Zelle hinsichtlich Gestalt, Ausleben und Ausdehnen sein mag, er ist unstreitig vorhanden, denn sie führt ein Eigenleben, das von der Gemeinschaftsführung nicht völlig beherrscht wird.

Allerdings untersteht der ganze Zellenstaat einer ebenso geheimnisvollen Direktion wie alle Strukturen meines Vorstellungsapparates. Das bezieht sich jedoch nur auf die Aufgaben, die eine Zelle in einem höheren Organismus zu erfüllen hat. Außerdem führt sie ein zwar winziges, aber nachweisliches Eigenleben. Sie wäre gar nicht lebensfähig und würde gar nicht das Eigenschaftswort lebendig verdienen, wenn es nicht so wäre.

Deutlicher wird dies in Krankheitsfällen. Läßt der Direktionssinn, der den Zellenstaat in einer organischen Struktur zusammenhält und die Aufgaben aller Bestandteile verteilt, einmal nach und verliert er die Herrschaft nur ein wenig, so wird der Trieb zum Eigenleben der Zellen plötzlich verhängnisvoll. Bösartige Wucherungen, organische Aufblähungen und

ein innerorganischer Daseinskampf bezeugen sofort die Eigenwilligkeit der kleinsten Bausteine eines großen Lebewesens, die keine Gelegenheit zur Disziplinlosigkeit vorübergehen lassen, ohne mit ihren Sonderinteressen den ganzen Bau zu gefährden.

Das Gesagte klingt fast wie eine Stellungnahme zu dem Problem des Karzinoms oder den Organisationsschwierigkeiten eines Staates, aber hier geht es nur um die Behauptung, daß alle Lebewesen aus Bestandteilen zusammengesetzt sind, die ihrerseits lebendig genannt werden müssen. Die Zerteilung eines Lebewesens in lebendige Baukörper reicht hinunter bis in die Grenzbezirke, die sich am Rande jeder Ebene befinden.

Auch alle Stoffe sind aus Stofflichkeiten in gruppenförmigen Strukturen zusammengesetzt. Sobald man in der Unterteilung an die Grenze kommt, wo der Strukturbegriff aufhört, hört auch der Begriff des Stofflichen auf. Ebenso verhält es sich auf der Ebene des Lebendigen. So weit ich unterteile, immer wieder muß ich in einem allerdings abgestuft verminderten Maße von einem Eigenleben sprechen. Ohne Eigenleben gibt es kein Leben. Hört der Unabhängigkeitstrieb bei den letzten Bestandteilen des Lebewesens auf, dann verlassen wir auch die Ebene und ganz neue Gesetze, z. B. der Mathematik, Physik oder ihres Teilgebietes Chemie treten in Wirkung.

Das Modell des Lebens muß demnach mit der Behauptung ergänzt werden, daß alles Lebendige aus lebendigen Bestandteilen zusammengesetzt ist oder zur Zusammensetzung eines Lebewesens dient oder beides zugleich. Jedes Strukturgebilde ist ein Ganzes aus Teilen oder ein Teil eines Ganzen oder beides. Das ist bei allen analogischen Systemen eine Grundforderung, und deshalb auch für den Begriff des Lebens als analogische Ebene gültig.

Wenn man diesen Gedanken zu Ende denkt, dann eröffnet sich eine sehr weite Welt, die alles Seiende in ihren Bann zieht. Doch vorerst gilt es, das Modell analogisch zu untermauern.

22.

Grenzbezirke des Lebens

Wo überall ich an die Grenze der Lebensebene komme, tritt die Mathematik ihre Herrschaft an, und von dort aus versucht sie, sogar das Leben selbst untertänig zu machen, z. B. die zur Erklärung des Lebens unvermeidliche Vorstellung von einer aus dem unbekannten Raum der schöpferischen Ursachen stammenden Urkraft außer acht zu lassen.

Das wichtigste Symptom mathematischer Objektivität ist das Leugnen der Mittelpunktstellung des Menschen. Zu alten Zeiten galt es als selbstverständlich, daß die Heimat der Menschen den Mittelpunkt der Welt bildet, und erst die Zunahme der exakten Wissenschaft als reine Erfindungen des menschlichen Geistes ergab die merkwürdige Selbstentäußerung, die der subjektiven Anschauungsweise eine unsachliche Überheblichkeit vorwarf. Die Mathematik ist zwar ein Erzeugnis des Menschen. doch sie hat sich unabhängig gemacht und den Erzeuger versklavt, so daß er sogar sein eigenes schöpferisches Dasein auf eine sehr unvollkommene und fast schüchtern zu nennende Weise gegen eine Kausalkette verteidigen zu müssen glaubt.

Von den Grenzbezirken aus beurteilt, hat der Mensch tatsächlich kaum noch eine Mittelpunktstellung, und die Selbstherrlichkeit mathematischer Vorstellungen weist ihm nur noch eine belanglose Rolle im Kosmos zu.

Es ist der Zweck dieses Kapitels, die Überheblichkeit mathemathischen Denkens zu erschüttern und dabei die grundsätzlich andersartige Betrachtungsweise der Analogik zu erläutern. Dieser Versuch bedingt die Gefahr, daß der schulgerechte

Wissenschaftler vorzeitig die analogischen Methoden als Phantasien ablehnt und die geheiligte Objektivität der exakten Wissenschaft mathematisch-physikalischer Prägung durch Verzicht auf ein Eingehen in die Darstellung verteidigt. Dieserhalb müß vorausgeschickt werden, daß es sich lediglich um eine denkerische Vorbereitung handelt, die keineswegs eine Absage an die exakte Wissenschaft verkünden soll, sondern nur eine Grenzziehung ihres Hoheitsbereiches.

Die Vorherrschaft der Mathematik in den Grenzbezirken aller analogischen Denkebenen und Systeme wird einfach dadurch veranlaßt, daß dort der kompositorische Sinn, wie z. B. das Geheimnis des Lebens, seine Anschaulichkeit verliert. Es bleiben nur Spiegelbilder menschlicher Erfindungen übrig, deren bedeutsamste in allen Fragen der stofflichen Welt die Mathematik ist.

Je weiter ich mich den Grenzen einer Ebene nähere, desto kümmerlicher wird das Beobachtungsmaterial und desto mehr bin ich auf Schlußfolgerungen angewiesen, bis schließlich alle Anschaulichkeit aufhört.

Gehe ich noch einen Schritt weiter, dann zeigt auch die Mathematik durch Spekulationen und beinahe philosophische Diskussionen ihre Ohnmacht an, ohne indessen den Verdacht auf eine Unzulänglichkeit laut werden zu lassen.

In der Sternenwelt ist die Mathematik bis zur räumlichen Abgrenzung selbstzufrieden, aber dann tauchen neue Probleme wie z. B. die Expansion des Weltalls oder der Beginn des Lebens auf der Erde auf, die ein Postulat fordern, das der Mathematik fremd ist.

Inzwischen sind dem exakten Wissenschaftler bereits einige Zweifel an seinen Denkmethoden gekommen. Den Anfang machte die Kausalkette, die mit Gründen der Vernunft niemals bestritten werden kann, und die heute vielfach als eine irrtümliche Denkweise entschuldigt wird. Den Mut, in allen totalen Fragen der Grenzbezirke das ganze logische Gebäude, von dem die Kausalkette doch nur ein Teil ist, einmal anzu-

zweifeln, diesen Mut bringt die Wissenschaft noch sehr zögernd auf. Die Verführungskünste der mathematischen Erfolge sind allzu groß.

Das Gesetz der Gegensätzlichkeit verlangt, daß lebendes und lebloses Material nur durch Vergleiche wesenhaft werden. Nun entzieht sich alles, was unmittelbar den einzelnen Menschen betrifft, also sein persönliches Verhalten, sein Wille, seine Schöpfungskraft, seine Körperlichkeit und seine Stellung im Dasein vollständig der exakten Wissenschaft. Erst wenn der Mensch bis in seine kleinsten Bestandteile zerlegt wird, oder wenn er in der anderen Grenzrichtung als massenhaft vorkommendes Wesen verallgemeinert betrachtet werden kann, darf sich der Zahlentheoretiker melden, um die Herrschaft mathematischen Denkens in der Natur nachzuweisen.

Die Variationsstreuung menschlicher Eigenschaften nähert sich mit zunehmender Masse (Population) einer binomischen Gleichung (Queteletsches Gesetz). Die Theorien Mendels liefern erstaunliche Formeln. Das Verhältnis von Knaben- zu Mädchengeburten, die Zahlen der Chromosomen bei Tieren und Pflanzen sind Naturkonstanten usw. Damit unterwirft sich sogar die beschreibende Wissenschaft der das Eigenleben verleugnenden Mathematik.

Alle diese Zahlen sind genau so zu bewerten wie die Kausalkette. Der Zweifel an dem einen Gesetz verpflichtet auch zum Zweifel an allen anderen Gesetzen in den Grenzgebieten einer Ebene. Wenn ich das berühmte Spiel mit einer Münze „Zahl oder Bild" genügend oft wiederhole, dann verschwindet der Anteil des Zufalls aus der Welt, und ich weiß sehr zuverlässig, daß sich die beiden möglichen Würfe wie eins zu eins verhalten. Eine Erkenntnis bedeutet für mich persönlich das Wissen um die Selbstbespiegelung der mathematischen Erfindung in den Grenzbezirken keineswegs. Deswegen ist weder das Leben ausgeschaltet oder enträtselt noch der Zufall seines Spielanteils im Dasein beraubt.

Grundsätzlich verlangt die Analogik, daß alle Forschungen in der Wirklichkeit vom Mittelpunkt einer Ebene ausgehen. Danach handelt es sich z. B. nicht darum, wie das Leben auf der Erde entstand, sondern wie das Leben bei der Rückwärtsverfolgung in die Vergangenheit ausläuft. Darin liegt ein sehr großer Unterschied. Nicht das Leben ist für mich erstaunlich, sondern der Tod, nicht das lebendige Material widerspricht meinem Daseinssinn, sondern das leblose Material, das in dieser oder jener Richtung jenseits des Lebens vorhanden sein soll.

Die Frage lautet auch nicht, woraus der Mensch aufgebaut ist, sondern wie weit kann ich ihn zergliedern, um an die Grenzen der Lebensebene zu kommen. Der Anfang bin ich selbst, und das, was die Wissenschaftler den Anfang einer Entwicklung nennen, ist das Ende meines Forschungsbereiches.

Als man einst auf Grund der Beobachtung, daß die frühen Entwicklungsstufen eines Menschen sehr auffällig den Entwicklungsstufen entsprechen, auf denen sich die Tiere unserer Umwelt befinden, zu seiner biogenetischen Theorie kam, folgerte man in der Richtungsumkehrung der natürlichen Forschung, daß der Mensch vom Affen abstamme.

Diese Behauptung ließ sich nicht mit den Beobachtungen in Einklang bringen, die in der Tierwelt angestellt wurden, und so hat man sie in die Formel abgeändert, daß der Mensch von affenartigen Vorfahren abstammt, so daß nur eine Verwandtschaft mit den vorhandenen Affenarten betont blieb.

Kein Lebewesen, wie es auch immer geartet sei, kann sich mit dem Postulat der Urkraft über die Anlage hinaus entwickeln, die es aus dem unbekannten Raum der schöpferischen Ursachen mitgebracht hat.

Die engen Zusammenhänge aller Lebewesen auf der Erde, die von der Arbeitshypothese eines einheitlichen Denkapparates vorgeschrieben werden, lassen sich nur dann in eine sinnvolle Struktur des Lebens bringen, wenn der Mensch sich selbst als Ausgangspunkt alles Lebens voraussetzt. Danach stammen die Affen vom Menschen ab, als er sich in einem affenartigen Ent-

wicklungsstadium befand. Das gleiche gilt von allen übrigen Tieren der abwärts führenden Stufen.

Diese Tiere mögen durch Ausentwicklung und durch Verkümmerung in unzureichenden Lebensräumen einige Veränderungen erfahren haben und in den langen Zeitenfolgen solche Veränderungen durch eine eng begrenzte Vererbbarkeit der Anpassungsbestrebungen als Mannigfaltigkeit von Spielarten sichtbar werden lassen, aber sie sind trotzdem niemals in der Lage, sich auf eine höhere Stufe zu entwickeln. Veränderungen sind niemals durch nachträgliche Vermehrung oder Veredelung der Urkräfte denkbar, sondern ausschließlich durch Verkümmerungen und Beschränkungen des ursprünglichen Lebenstriebes zur Ausentwicklung.

Sobald die Fortpflanzung eintritt, ist das erreichbare Höchstmaß der inneren Entwicklung anzunehmen, so daß auch in überlangen Zeiträumen keine Steigerung der Gattung durch neue Urkräfte erwartet werden darf.

Der Stammbaum des Menschen bis in die Wurzeln seines dunklen Herkommens hat nach allen Seiten von Stufe zu Stufe eine Tierart nach der anderen als Zweige ausgesandt. Sobald diese Tierarten erst einmal wesenhaft waren, war auch ihre Entwicklung im Hauptstamm beendet. Sie sitzen unverrückbar an der gleichen Stelle des Stammbaumes fest, an der sie ausgebrochen sind. Die Lebensbedingungen, die sie im Freien vorfinden, mögen zu Verkümmerungen und zu Verästelungen führen, aber niemals zu höheren Entwicklungen.

Viele Äste und auch Zweige mögen längst abgestorben sein. Andere haben sich vielleicht so weit von ihrem Ursprung entfernt, daß man keinen Zusammenhang mehr sieht. Wieder andere mögen sich im Zwang der Umwelt rückentwickelt haben und unter sehr ungünstigen Bedingungen ein Leben hart am Tode führen. Entwicklungsfähig blieb der Baum immer nur im Hauptstamm. Soweit die Krone heute im Menschen gegenständlich geworden ist, ist damit auch für ihn eine Höherentwicklung ausgeschlossen. Daß der Mensch in seiner heutigen

und damit für alle Zeiten seines Daseins auf Erden festgelegten Entwicklungsform der letzte Sproß aus dem Lebensbaum ist, muß bejaht werden, denn das ergibt sich aus der zwangsläufig egozentrischen Betrachtungsweise. Vollständiger wäre es, ein vielverzweigtes strahlenförmiges Gebilde zu zeichnen, in dessen Mitte der Mensch sich befindet, aber alle solche Bilder sind mangelhaft, da es sich immer wieder nur um Ausdeutungen von Vorstellungsstrukturen des Denkapparates handelt.

Das Gleichnis vom Baum enthält anscheinend eine Unstimmigkeit. Sobald Fortpflanzungen stattfinden, muß bereits eine Ausentwicklung angenommen werden. Warum hat der Mensch allein sich weiter von Stufe zu Stufe entwickeln können, obwohl er in allen Tieren eine Nachkommenschaft seiner früheren Entwicklungsstufen geschaffen hat? Warum ist der Mensch allein eine Ausnahme von der Regel?

Die Beantwortung der Frage folgt im nächsten Kapitel.

Die geschichtlichen Überlegungen enthalten viele Widersprüche. Jeder Mensch hat zwei Eltern, vier Großeltern usw. Rückwärts verfolgt, vermindert sich jedoch die Zahl der Bewohner auf der Erde. Der sogenannte Ahnenverlust durch Verwandtenheirat muß theoretisch zu einem Geschwisterpaar zurückführen, von dem alle Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechts abstammt.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich an dieser Stelle kein neues wissenschaftliches Forschungsergebnis bekunden will, sondern nur einige Zweifel in die bisher gültigen objektiven Anschauungen tragen möchte.

Die analogische Forderung der Mittelpunktstellung verlangt, daß auch alle Menschen von einem Punkt aus die Erde bevölkert haben, denn das Leben ist ein einheitliches Strukturgebilde, und dafür sind stets die gleichen Gesetze gültig.

Als der Mensch in Erscheinung trat, muß er bereits in wesentlichen Zügen dem heutigen Typus entsprochen haben. Die prähistorischen Menschenfunde sind keineswegs Beispiele unserer Vorfahren, sondern abgestorbener Seitentriebe. Wenn wir heute

von noch lebenden niedrigeren Menschenrassen sprechen, so wäre es der Untersuchung wert, ob sie lediglich Beispiele einer Verkümmerung oder einer erbfähig gewordenen Beschränkung sind, oder ob sie ebenfalls Seitentriebe vor dem letzten höchsten Menschentypus sind, so daß auch ihre Entwicklungsstufe unüberwindbar bleibt.

Wo mag der Punkt auf der Erde sein, von dem aus die letztentstandenen Menschenrassen in zeitlichen Abständen von wenigen Jahrtausenden strahlenförmig über die Erde zogen? Sogar die Kontinente müssen früher einmal ein einziges festes Land, rings von Wasser umgeben, gebildet haben, um sich später aufzuspalten und auf der Erdkugel zu verteilen.

Alles dies sind Annahmen der analogischen Einheit des Ursprunges aller Vorstellungen, und es ist typisch, daß die Legendenbildung, mit der die alte Zeit die mathematischen Vorstellungen der Gegenwart ersetzte, ebenfalls instinktiv die Einheit des Ursprungs ausmalt. Darin liegt sicherlich manch fruchtbarer Kern für die Durchforschung der Wirklichkeit.

Es ist analogisch unvorstellbar, daß es jemals eine Zeit ohne Leben gegeben hat, wie es die Geschichte des Kosmos annimmt. Hier ist sicherlich die Wissenschaft ein Opfer ihrer Instrumente, der Mathematik und Physik geworden, die gar nicht befähigt sind, das Leben zu erkennen, zu begreifen und zu errechnen.

Alles, was die Logik an Bildern zuläßt, ist leblos. Warum ist die Logik in der schöpferischen Gegenwart unbrauchbar oder doch höchst unselbständig und unzureichend? Warum strebt sie dagegen in der Vergangenheit eine absolute Herrschaft an?

Jedermann weiß, daß mit Logik kein Werk geschaffen werden kann, daß jedes Dasein sehr schnell ausgelöscht wird, das sich allein auf Logik aufzubauen bemüht. Im Lebenskampf kann ich die Logik hin und wieder zu taktischen Zwecken benutzen, doch wenn mir der Lebensinstinkt fehlt, dann bin ich in der ungeheuren und von keinem Rechenkünstler faßbaren Mannigfaltigkeit der täglichen Ereignisse verloren. Viel wichtiger sind die Triebregungen, und entscheidend sind die Einflüsse und Ein-

gebungen aus dem unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen, aus dem das Leben stammt.

Die Logik und ihre mathematischen Erfindungen in der exakten Wissenschaft, die in der Gegenwart nur die bescheidene Rolle von unfruchtbaren Kriterien spielen, erreichen dagegen in der Geschichte und in der nichtaktuellen Problematik einen Vorrang, der jeder nachweisbaren Wirklichkeit widerspricht.

Der Grund liegt darin, daß es überhaupt nur eine gegenwärtige Wirklichkeit gibt. Die Vergangenheit ist eine Annahme, eine Erfindung des Menschen, und deshalb lassen sich die von Menschen erfundenen Anschauungen der Mathematik dort sehr viel leichter zur Anwendung bringen.

Der Denkapparat soll als Arbeitshypothese nicht besagen, daß die Wirklichkeit eine Illusion sei und daß es außerhalb des Denkbewußtseins nichts gibt. Der Denkapparat verlangt als Gegensatz zu sich ein Denkmaterial, eben die Wirklichkeit, so daß beide Begriffe zueinander wesenhaft werden.

Dies trifft aber nicht für die Vergangenheit zu. Die Vergangenheit ist unzweifelhaft eine Illusion, eine Fiktion.

Genau genommen ist die Gegenwart ein unteilbar feiner Zeitpunkt. In jedem Augenblick ist sie vorüber. Dieser Punkt ist analogisch sinnvoll, aber ebenso sinnvoll ist seine Erweiterung zu einem größeren Bereich durch das Gedächtnis.

Man darf dabei nicht annehmen, daß der Zeitpunkt der Gegenwart unendlich klein sein muß. Die Gegenwart ist stets die gegenwärtige Vorstellung, die selbst bei einem raschen Wechsel ihrer Komposition ein minimales Zeitquant benötigt, um zwischen Entstehen und Vergehen einen Seinsanspruch zu stellen. Das Zeitquant visueller Bilder ist sogar sehr groß, da das Auge an ein langsames Tempo des Bildwechsels gebunden ist. Das Zeitquant des Denkapparates ist sicherlich erheblich kleiner, aber zweifellos meßbar und damit eine kennzeichnende Naturkonstante des Gegenwartsbegriffes.

Die Gegenwart ist ein großes Strukturgebäude. Wenn ich ihren Kern suche, dann komme ich auf das Zeitquant des Denk-

apparates, aber das ganze Gebäude hat eine umfassendere Reichweite in die Vergangenheit und in gewisser Weise auch in die Zukunft hinein. Sie ist wie eine Resonanz oder eine Atmosphäre um den Erdball, die der Mensch auf seiner Reise mitnimmt, und die in einer stufenförmigen Verdünnung ausläuft, bis die Annahme einer Vergangenheit nur noch reine Erfindungserzeugnisse des menschlichen Geistes ohne Anteil der gegenwärtigen Wirklichkeit gestattet. Dort herrscht dann die Mathematik mit ihrer Schwester, der Logik, als unbestrittene Siegerin auf dem toten Gelände.

Darum sind kosmische Vorstellungen leblos, und deshalb macht sich überall in den Grenzbezirken der Lebensebene die Zahl wichtig, die in der Mitte keine Wichtigkeit verlangt.

Die Vergangenheit gleitet in eine bestimmte Art Grenzbezirk über, die Massenhaftigkeit in eine andere Art. Warum soll ich durch Ablehnung des Menschen als Mittelpunkt und durch die mathematisch-kausale Fiktion eines Anfanges vom Ungewissen her in die echte Wirklichkeit folgern? Jeder Historiker wird unwillkürlich zu dauernden Vergleichen mit der Gegenwart gezwungen. Die vielen Geschichtsbilder zeigen so weitgehende Unterschiede, daß eigentlich nur das grobe Gerüst der Ereignisse und die zeitliche Aufeinanderfolge einigen Bestand zu haben pflegen. Die Deutung von Ursachen und Wirkungen hängt immer von der unfreiwilligen Gegenwartsgebundenheit des Historikers ab, der sich mit seinen Bemühungen um Objektivität in die Gefahr begibt, eine unkontrollierte Subjektivität zum Selbstbetrug werden zu lassen.

Die Gegenwart ist real, aber nur wenige Forscher bemühen sich um sie. Das Material der Vergangenheit ist willfähriger und leichter knetbar. Leider haben Forschungsergebnisse, die durch ihre Strukturschönheit und Deckungskraft mit reinen Denkvorstellungen aufleuchten, wenig Bedeutung für die Gegenwart. Das hat zu der ungeheuerlichen Zeitfremdheit der Wissenschaft geführt, die nicht einmal in aktuellen Problemen der Volkswirtschaft, der Soziologie usw. praktisch produktiv ge-

worden ist. Nirgends konnte die Wissenschaft Ansprüche auf einen dirigierenden Einfluß stellen, um Menschen und Völker zu einer günstigeren Gruppierung und Aufteilung im Raum anzuleiten, und daran ist die mathematische Objektivität schuld. Die einzige Ausnahme bildet vielleicht die Technik, in der gelegentlich ein Erfinder auch ein Menschenführer wird, und wo sich die mathematische Leidenschaft praktisch ausleben kann.

Der Entwicklungsrhythmus, der das Leben kennzeichnet und alle menschlichen Vorstellungen mitbestimmt, hat den Begriff der Zeit entstehen lassen. Daher ist uns die Gegenwart als Nachfolgerin der Vergangenheit geläufig. Nun ist es sehr aufschlußreich, daß der weiteste Vorstoß in die Grenzbezirke des Lebens den unerschüttert geglaubten Zeitbegriff ins Wanken gebracht hat. Die Relativität der Zeit ist zwar ein mathematisches Ausdrucksmittel geblieben, das nicht ohne weiteres von der Philosophie übernommen werden darf. Aber sie dient doch dazu, den Selbstmord der auf sich allein gestellten Mathematik anzuzeigen, die in den Grenzbezirken schließlich auch die Grenze ihrer eigenen Lebensfähigkeit findet.

Es ist heute nicht mehr so gewagt, die Behauptung auszusprechen, daß das Leben zeitlos ist, und daß die Zeitbegriffe auch nur ihr Dasein der Arbeitsweise unseres Denkapparates verdanken. Für keine Vorstellung, und sei sie noch so weit an die Grenzen einer Denkebene verlagert worden, kann der Begriff des Lebens entbehrt werden. Ohne Leben ist kein Dasein vorstellbar. Der Denkapparat ist allgegenwärtig, und wenn wir in den Vorstellungen von der frühen Erdgeschichte oder von dem Kosmos vergeblich nach dem Menschen suchen, dann müssen wir die phantastische Annahme machen, daß zwar sein gegenwärtiges Bild fehlen mag, daß aber seine Schöpferkraft stets vorhanden war. Ohne diese Annahme wird die Wissenschaft niemals die Grenzbezirke erweitern und die einbezogenen Phänomene befriedigend erklären können.

Das Leben, die Ursache des Lebens oder wie man sonst den Denkapparat bezeichnen will, ist zeitlos. Nur seine Erzeugnisse

sind zeitbefangen. Dafür spricht auch die merkwürdige Tatsache, daß unsere heutige Menschenart, so weit wir uns zurückbesinnen oder aus Spuren folgern, bereits völlig ausentwickelt aus dem Dunkel ihres Herkommens trat. Sie hat sich in keinem meßbaren Grade geistig steigern können. Der Typus ist zeitlos. Zeitlos sind die schöpferischen Großleistungen, die ethischen Grundlagen und das Existenzbewußtsein. Die Höhlenbilder von Altamira, deren Entstehung zwischen dem 18. und 50. Jahrtausend vor Christi verschieden datiert wird, die also unzweifelhaft sehr alt sind, stehen ranggleich in der Reihe der höchsten Kunstwerke bis in die heutige Zeit hinein. Man gebe sich deshalb nicht der Täuschung hin, daß die Menschheit vor 1000 oder 5000 Jahren und noch weiter zurück auf einer geistig tieferen Stufe gestanden hätte als wir, und daß die abgewandelte Auslebensrichtung einen Wertunterschied rechtfertigt. Wo es sich um künstlerische oder sonstige geistige Offenbarungen der Schöpferkraft handelt, hat nach der Ausentwicklung der Menschen und Völker kein Fortschritt mehr stattgefunden.

Die Frage nach der Entstehung des Lebens auf der Erde ist deshalb in dieser allgemeinen Form falsch. Das Leben ist ebenso alt wie die leblose Materie, d. h. es ist zeitlos. Wo der Mensch nicht in der heutigen Körperlichkeit nachweisbar ist, da muß sein Geist in einer anderen Art Lebewesen vorhanden gewesen sein. Auch wenn es sich in den Zeiten jenseits des menschlichen Gedächtnisses nur um Fiktionen handelt, muß doch jede Fiktion der Anwesenheit von Leben Rechnung tragen.

Zur Lösung des Rätsels der Zeitlosigkeit lebendiger Schöpferkraft und seiner Dokumentierung in den Grenzbezirken wird die Erkenntnis beitragen, daß es auch heute noch echte unzweifelhafte Lebewesen gibt, die sich bisher dieser Bezeichnung entzogen.

23.

Ideenorganismen

Das Modell des Lebens kann nur dann als analogisch brauchbar angesehen werden, wenn es seine Verallgemeinerungsfähigkeit für alle Vorstellungen bewiesen hat, die für die Ebene des Lebens in Betracht kommen. Nur bei ausnahmsloser Gültigkeit lassen sich fehlerhafte Analogieschlüsse vermeiden und zuverlässige Rückschlüsse auf die Arbeitsweise des Denkapparates ziehen, so daß damit Seinsgesetze gewonnen werden.

Die bisher genannten Bedingungen für die Anwendung des Wortes Leben sind folgende:

1. Zeugung, Geburt und Aufbau eines organischen Strukturgebildes.
2. Rücksichtsloser Unabhängigkeitstrieb (auch gegen den Erzeuger) zum Zweck der größtmöglichen innerlichen und äußerlichen Ausentwicklung bis zu dem Gleichgewicht zwischen den eigenen Kräften und den Widerständen der Umgebung.
3. Einverleibung aller erreichbaren und entwicklungsfördernden Materialien, Kräfte und Organismen. Hemmungsloser Vernichtungswille gegen alle schädlichen, nicht nutzbaren oder bereits ausgesaugten Organismen.
4. Kompositionsziel entweder als organisches Ganzes aus lebendigen Teilen oder als lebendiger Teil zum Aufbau eines übergeordneten organischen Ganzen oder beides zugleich.
5. Fortpflanzungstrieb bei erreichter Entwicklungsreife, nötigenfalls mit Selbstaufopferung.

6. Der Tod als eine Kombination des natürlichen Todes durch Aufzehren der ursprünglichen Gestaltungskraft und des gewaltsamen Todes durch Verlust der äußeren Lebensvoraussetzungen.

Sicherlich lassen sich diese Bedingungen noch weitgehend vermehren. Genauere Beobachtungen der Lebewesen werden zu vielen ergänzenden Merkmalen führen, die ebenfalls analogischen Prüfungen unterworfen werden können. Das Reich der analogischen Vergleichsmöglichkeiten ist unabsehbar, denn alles, was sich am Menschen als lebenswichtig herausstellt, wird gemäß der subjektiven Art der Weltbetrachtung mehr oder weniger auch im Spiegelbild aller anderen Lebewesen enthalten sein.

Die vorstehende Aufstellung verfolgt in ihrer Beschränkung einen grundsätzlichen Zweck. Die weitere Ausdehnung der Forschung ist Sache der speziellen Wissenschaft, die über geeignetes fachliches Anschauungsmaterial verfügt.

Nach der analogischen Ausschließlichkeitsforderung erwarte ich, daß alle von meinen Vorstellungen dargestellten Objekte zumindest die genannten Bedingungen der Lebendigkeit erfüllen. Zur Vorbeugung von Irrtümern muß ich jedoch vorerst zwei Abstriche machen.

Die Gesetze des Lebens sind nur für Bilder der Wirklichkeit maßgebend, nicht aber für reine oder angenähert reine Erfindungen des Menschengeistes wie die Mathematik, Physik, Chemie, Logik und ähnliche künstliche Wissensgebäude, die ihrem naturfremden Schablonenwert entsprechend leblos genannt werden müssen.

Dazu kommen die Grenzgebiete, in denen der Nachweis des Lebens zweifelhaft ist, denn das ist der Sinn der Bezeichnung Grenzgebiet. Die Sinnfälligkeit der Gesetze beschränkt sich auf Wirklichkeitserlebnisse, also reine oder möglichst reine Beobachtungen in der Natur der Gegenwart, die ich von korrigierenden Ergänzungen meines auf harmonische Ordnung bedachten Denkapparates freizuhalten suche.

Am entscheidendsten und grundsätzlich umfassendsten ist jenes Beobachtungsmaterial, das unmittelbar die Arbeitsweise meines Denkapparates aufzuhellen vermag, d. h. wenn ich die Vorstellungen selbst auf ihre Zusammensetzung und auf ihr Verhalten untersuche.

Ich muß also dabei von dem Inhalt, von den dargestellten Objekten und dem Bildwert meiner Vorstellungen absehen, die sowohl Leben wie Tod enthalten, je nachdem ich die Wirklichkeit reproduzieren oder die tote Vernunft zur Geltung kommen lasse. Das bedeutet gleichnisweise eine Beschreibung des Spiegelmaterials an Stelle des Spiegelbildes, denn ersteres muß unbedingt alle Gesetze der Lebendigkeit bestätigen, wenn die Theorie Allgemeingültigkeit beanspruchen soll.

Daß die Struktur jeder Vorstellung im vollen Umfange dem Bilde eines organischen Aufbaues genügt, ist bereits bewiesen worden. Die außerordentlich komplizierte Komposition aus stufenförmig gefügten Gruppen bis zu den kleinsten Bestandteilen, die in den Grenzbezirken ihre Wesenheit und Mannigfaltigkeit verlieren, gleicht vollständig dem Vorbild eines Zellenstaates, wie es jedes anerkannte Lebewesen vom Menschen bis zu den Einzellern darstellt. Die erste Bedingung findet keine Schwierigkeit, denn Zeugung und Geburt sind Vorgänge, die der bereits anerkannten Arbeitsweise des Denkapparates entsprechen. Aber das bedeutet noch kein Leben, und deshalb kommt es vor allem auf die zweite Bedingung an.

Das Gleichnis von dem Gedächtnis setzt einen bemerkenswerten Selbsterhaltungstrieb aller Gedanken oder Vorstellungen voraus. Dabei ist es gleichgültig, ob ich die Triebursache in die Gedanken selbst verlege oder sie dem Denkapparat als eigentümlich zuweise. Diese Unterscheidung kann ich auch nicht bei dem Menschen machen, der ebenso gut als Seele wie als beseeltes Wesen ein Eigenleben besitzt. Ich muß mich mit der Tatsache abfinden, daß der Eigenwille von einzelnen Vorstellungen die beste Erklärung für ihr dauerndes Wiederauftauchen, für

ihr Geltungsbestreben und ihre ständige Anrufbereitschaft bietet, die das Gedächtnis ausmacht.

Der Denkapparat verleiht also direkt oder indirekt den von ihm erzeugten Vorstellungsstrukturen eine Kraft zur Erhaltung ihres Daseins, und es hängt nur von den jeweiligen Umständen ab, wie weit die Gedanken zur Ausentwicklung kommen.

Der Daseinsbereich der Gedanken ist auch in seiner räumlichen Begrenztheit völlig gleichgeartet der Umwelt aller sichtbaren Lebewesen. Ich kann nur eine begrenzte Zahl und Größe von Gedanken in meinem Denkbereich zulassen, und deshalb sucht ein Gedanke den anderen zu verdrängen, zu überwältigen, zu ersticken oder sich einzuverleiben, noch bevor mein kritischer Verstand über Leben und Tod eines Gedankens entschieden hat.

Der Geltungskampf, der sich ohne mein bewußtes Zutun in meinem Kopf abspielt, gestattet mir fast ein neugieriges Zusehen. Bei einiger Übung lerne ich unterscheiden, daß es sehr hartnäckige Gedanken gibt, die sich nicht abdrängen lassen wollen, obwohl sie sich weder durch Nützlichkeit noch durch eine besondere Sinnfülle auszeichnen. Irgendein dummer Vers, irgendein albernes Motiv oder sogar eine absurde Idee kann sich so nachhaltig breitmachen, daß ein geradezu quälender Zustand fühlbar wird. So sehr ich mich auch selbst darum bemühe, so kann ich keineswegs behaupten, meine Gedanken restlos beherrschen zu können. Im Gegenteil, ich weiß mich selbst oft genug von Gedanken beherrscht, ohne die Ursache hierzu auf körperliche Trieberscheinungen glaubhaft zurückführen zu können. Solche Erlebnisse bleiben so lange rätselhaft, bis ich mich zu der Annahme eines gewissen Eigenlebens der Gedanken entschließe.

So ist z. B. die mathematische Begriffswelt an sich leblos. Sie siebt alle Wirklichkeitsbilder nach starren Gesetzen aus und entzieht ihnen das Leben, um totes Wissensmaterial zu sammeln und das Instrumentarium der Kritik zu vermehren.

Ganz anders aber verhält es sich mit der Idee der Mathematik. Die mathematische Denkweise ist eine vom Denkapparat erzeugte Idee, die alle Merkmale des Lebens trägt. Sie

sucht alle Nachbargedanken zu unterwerfen, zu vernichten oder sich einzuverleiben. Wie ein großes Raubtier lauert die mathematische Idee auf jeden neuen Gedanken, der in ihren selbstherrlich beanspruchten großen Geltungsbereich eindringt, um sich sofort auf ihn zu stürzen. Sie versucht, ihn mit allen Mitteln sich einzuverleiben und zu diesem Zweck werden von den Gedanken alle Teile herausgerissen, die sich nicht einverleiben lassen und für die mathematische Idee unverdaulich sind. Sie läßt nicht eher Ruhe, bis das Freßobjekt so weit deformiert und ausgeschlachtet ist, daß es ihrer Machtfülle dienen und verschlungen werden kann. Auf diese Weise strebt die mathematische Idee als Selbstzweck eine maßlose Entwicklung an.

Taucht jedoch im Herrschaftsgebiet der Mathematik ein Gedanke auf, der unmittelbar gegnerisch geartet ist und dessen Einverleibung Schwierigkeiten macht oder überhaupt ihr Freßvermögen übersteigt, dann beginnt ein wütender Kampf um die Vorherrschaft. Es ist der mathematischen Idee gänzlich unmöglich, auf ihrer Ebene eine Nebenherrschaft zu dulden und etwas zuzulassen, das eine von ihr unabhängige Selbständigkeit beansprucht. Ein Friede ist undenkbar, denn jede Idee kämpft bis zur Erschöpfung um ihre Totalitätsansprüche. Sie weicht nur der höheren Gewalt, um auf die hemmungslose Ausnutzung der nächsten Gelegenheit zum Entscheidungskampf zu warten.

Tatsächlich beherrscht heute die mathematische Idee mit aller raubtierartigen Unduldsamkeit und alleinigen maßlosen Herrschaftsansprüchen eine ganze Epoche. Erst wenn das Raubtier gealtert sein wird und damit der bei seiner Erzeugung in der Entwicklungsanlage mitgebrachte Vorrat ursprünglicher Kräfte sich aufgezehrt hat, wird das technische Zeitalter Ermüdungserscheinungen zeigen und die Welt durch neue Ideen mit neuen Herrschaftsansprüchen regiert werden. Vielleicht kommt dann wieder einmal die Empfänglichkeit für Offenbarungen der Kunst zur Geltung, die von der Hyper-

trophie mathematischen Denkens im Konkurrenzkampf abgetötet oder in flache Unterhaltsamkeiten abgedrängt wurde.

Die Herrschaft und Raubtierartigkeit von Ideen ist unbestreitbar. Die vorstehende Schilderung mag mehr den Charakter eines spielerischen Einfalles tragen und als Gleichnis ohne wissenschaftlichen Anwendungswert Interesse erwecken, aber die Beweise für die Selbständigkeit und Lebendigkeit von Ideen sind noch erheblich eindringlicher.

Heute ist man allgemein davon überzeugt, daß die Wissenschaft da aufhört, wo das mathematische Denken aufhört. Künstlerische Intuition, ausmalende Geschichtsbeschreibung, Lebensweisheiten in Gleichnissen und Zweifel in die Priorität der sogenannten Wirklichkeit, wie sie der Menschheit die höchsten Kulturblüten gebracht hat, sind nach heutiger allgemeiner Meinung keine Wissenschaft und ihr nicht ranggleich. Sie werden allenfalls wie unkontrollierte Volksbelustigungen mit souveräner Nachsicht geduldet, weil dem mathematischen Denken die Maßstäbe zur Sichtung von Echt und Unecht in der Kunst und im Leben fehlen. Trotzdem gibt es ein „Wissen" von oft viel größerer Gewißheit, und deshalb ist das Alleinrecht des logisch-mathematischen Denkens auf das Wort Wissenschaft anmaßend.

Gefühlsmäßig ist die Behauptung, daß alle meine Gedanken mir nicht bedingungslos untertan sein sollen, sehr unbehaglich. Es erscheint mir ungereimt, daß ich kein Verfügungsrecht und keine Befehlsgewalt über meine eigenen gedanklichen Erzeugnisse durchzusetzen vermag, so wie ein Vater es gefühlsmäßig unbegreiflich findet, daß seine Kinder ihm nicht zu einem widerspruchslosen Gehorsam verpflichtet sind. Dabei kann die Herrschaft des Geschöpfes über den mutmaßlichen Schöpfer so weit gehen, daß sowohl Denker gleichnisweise wie Vater nahezu gänzlich entmündigt werden. Diese Erkenntnis bezieht sich nicht allein auf eine Oberherrschaft der gedanklichen Gesamtkomposition, sondern sogar auf Teilorganismen.

Auch bei dem Beispiel der Idee des mathematischen Denkens erweist es sich bei näherer Betrachtung als zuverlässig, daß viele einzelne Teilideen allseitig um Geltung kämpfen.

Die Mathematik ist ein sehr umfangreiches Strukturgebilde, dessen Aufbau zahlreiche Gruppen von verhältnismäßig großer Selbständigkeit und organischer Durchentwicklung einschließt. Diese einzelnen Organe stehen in einem Dezernatkampf untereinander, und sie ringen um eine bevorrechtigte Stellung im ganzen mathematischen Gebäude. Die lebenskräftigsten Gruppen streben sogar die Führung der Gesamtkomposition an, und nur der oberste Gemeinschaftswille hält sie von hypertrophischen Wucherungen und einer Gefährdung des Zusammenhaltes ab.

In diesem innerorganischen Leben gleicht eine machtvoll ausentwickelte Idee wiederum einem körperlichen Lebewesen, dessen Zellenstaat organische Sondertriebe zeigt, die nur von einem obersten Direktionssinn auf ihren Aufgabenkreis beschränkt werden. Dezernatskämpfe sind ein wesentlicher Bestandteil eines Lebensvorganges, denn sie zeugen für einen lebendigen Organismus.

Auch eine Idee kann Nachwuchs erzeugen. Nicht nur, daß neu auftauchende Ideen gewaltsam einverleibt werden und dann in einer bescheideneren Organselbständigkeit fortleben, sondern auch von innen her kann jede große Idee zur Zeit ihrer Ausreifung sich fortpflanzen.

Es findet sowieso ein ununterbrochener Stoffwechsel statt. Wenn eine Idee nicht dauernd neue Wirklichkeitserlebnisse und Gedanken aufnimmt, verdaut und alte verbrauchte Schlacken abstößt, dann wird sie bald altersmüde und stirbt. Die stoffliche Erneuerung muß jedoch von der Regeneration einer Idee durch neue Kräfte aus dem unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen deutlich unterschieden werden. In der Wissenschaft können sich beispielsweise die selbständigen Abkömmlinge eines Ideenorganismus durch Großtaten ankündigen, die mit neuen Anschauungen große Gebietserweite-

rungen aufschließen oder die Grundidee für einen neuen Geltungsbereich abwandeln.

Naturgemäß beginnt dann zwischen den Söhnen untereinander und vor allem mit dem Vater sehr bald der Kampf um die Oberherrschaft. Die Sprößlinge nehmen nicht die geringste Rücksicht auf die Ehrwürdigkeit ihres Ursprungs. Jahrtausendjährige Anschauungen werden entthront und wilde Kämpfe um die Nachfolge ausgefochten. Weder im Reich des mathematischen Denkens noch in irgendeinem sonstigen Ideenorganismus gibt es ein Erbarmen. Ressentiments werden als absurd betrachtet. Lediglich die Fähigkeit des Zusammenraffens und der Herrschaftsausdehnung ohne Maß wird anerkannt.

Damit sind alle Bedingungen erfüllt, die ein Lebewesen als solches bezeichnen lassen. Das Beispiel der mathematischen Idee wurde deshalb gewählt, weil sie an sich die Wissenschaft des Leblosen ist und trotzdem selbst sich nicht der analogischen Forderung auf Lebendigkeit aller Vorstellungsträger entziehen kann. Danach wird schwerlich bezweifelt werden können, daß es überhaupt irgendwelche Ideen gibt, die nicht der Voraussetzung des Lebens entsprechen, ganz gleichgültig, um welches Interessensgebiet es sich handelt.

Allerdings sind so großartig ausentwickelte Ideen sehr selten. In den weitaus meisten Fällen werden die neu auftauchenden Gedanken sofort nach ihrer Geburt erstickt. Sie gehen im Daseinskampf der Überfülle von Gedanken untereinander so frühzeitig verloren, daß ihr Charakter als Lebewesen nur in ihrem Bemühen um das Gedächtnis zum Ausdruck kommt. Manche — auch nur vergleichsweise wenige — leben dort noch eine kleine Weile wie im Mutterschoße, regen sich gelegentlich ein wenig, zeigen einige Veränderungen in den Gedächtnisbildern, die auf ein Wachstum schließen lassen, und verkümmern dann, ohne über das bescheidenste Maß an Eigenleben ausgereift zu sein. Die Natur scheint überall gleichartig verschwenderisch mit ihren Lebenskeimen umzugehen.

Die Lebendigkeit der Vorstellungsträger ist mit großer Wahrscheinlichkeit nicht ohne Einfluß auf die von ihnen durch ihren Strukturaufbau dargestellten Vorstellungen. Die Mathematik hat unter Aufopferung aller Vorstellungen vom Leben einen Wissensvorrat angesammelt, der als das Zuverlässigste gilt, was dem Menschen als Maßstab zur Verfügung steht. Eine mathematische Formel ist unumstößlich. Ihre Axiome sind unerschütterlich. So sollte man glauben.

Die alles unterwerfende Macht des Lebens zwingt jedoch auch Gestirne in ihren Bann, so sehr sie als Grenzmaterial dem Einfluß entzogen zu sein scheinen. Die Exaktheit der Mathematik ist nicht absolut, obwohl dies zu jedem Zeitpunkt beschworen wird. Die heutigen Anschauungen der Gravitationstheorie, der Wellentheorie und der Operationen mit einem Zeitfaktor würden in der klassischen Mathematik als ketzerische Verderbnis betrachtet worden sein, und ihr Kampf um Anerkennung war nicht so leicht, wie man es bei den geübten mathematischen Sicherheitsmaßnahmen annehmen müßte. Einzelne frühgeniale Mathematiker, wie der jugendliche Evariste Galois, beweisen, daß auch die lebloseste aller Wissenschaften ihre Erneuerung nicht einer fleißigen mosaikartigen Bauarbeit verdankt, sondern den schöpferischen Einfällen eines geheimnisvollen naturhaften Lebens. Die ungeheuren Zeiträume der Entwicklung, die Gestirne und mathematischen Axiome reichen nicht zu einer Verleugnung ihrer Unterwerfung unter die Gesetze des Lebens aus. Ihre Abrundung zu einem befriedigenden Wissen wird stets einer Ergänzung bedürfen, die aus dem Leben selbst stammt und den unverleugbaren Anteil des Lebens verdeutlicht.

Unter gewissen Umständen kann eine Idee eine Macht verlangen, die ihre raubtierartigen Lebenseigenschaften in einem so hohen Maße sinnfällig werden läßt, daß viele Rätselhaftigkeiten des menschlichen Daseins gelöst werden.

Eine Bedingung zur Anwendung des Wortes Leben lautet, daß jedes Lebewesen aus lebendigem Material aufgebaut sein

muß, oder daß es selbst zum Aufbau eines übergeordneten, höher organisierten Lebewesens dient, oder beides zugleich.

Wenn ich demnach von den unerforschten Grenzbezirken absehe, in denen das Leben seine Anschaulichkeit verliert, so befinden sich alle denkbaren Lebewesen auf einer langen Reihe, die von dem Extrem des lebendigen Ganzen aus lebendigen Teilen zu dem Extrem des lebendigen Teiles zum Aufbau eines lebendigen Ganzen reicht. Es gibt Lebewesen, deren Hauptlebenssinn in der Aufgabenerfüllung als organische Bestandteile mit einem jeweils nur geringen Eigenleben liegt, und es gibt auf der anderen Seite Lebewesen, die zur Hauptsache ein organisches Großgebilde darstellen, ohne selbst besonders deutlich in höheren Organismen eine Rolle als organhafter Bestandteil zu spielen.

Die Extreme sind theoretisch, denn ihre Beispiele verlieren sich notwendigerweise im Dunkel der Grenzbezirke der Lebensebene. Gänzlich ohne eine Spur eines Eigenlebens ist auch der kleinste Bestandteil nicht lebens- und aufbaufähig. Gänzlich auf sich allein gestellt, würde auch der machtvollste Organismus sozusagen im leeren Raum zerfallen. Es gibt nur ein Mehr oder Weniger an Ganzhaftigkeit oder Teilhaftigkeit.

Nun steht der Mensch nicht etwa an einem Ende der Reihe, obwohl er allgemeiner Meinung nach das höchstentwickelte Lebewesen ist, sondern in der Mitte, denn die vollkommenste Erfüllung der Lebensbedingungen beansprucht die Mittelstellung.

Der eine Teil der Reihe von den kleinsten noch lebendig zu nennenden Bestandteilen eines Zellenstaates bis zu dem großartigen und alle Variationsmöglichkeiten der Denkstrukturen einbegreifenden Organismus des Menschen ist in seinem stufenförmigen Verlauf durch alle Pflanzen- und Tierformen hindurch erklärbar. Das gilt auch, wenn ich die Reihe um der größeren Fassungskraft willen in das Zweidimensionale eines Kreises oder das Dreidimensionale einer Kugel verwandele,

so daß alle Formen mit ihren Seitenzweigen und Verästelungen eingeschlossen werden können.

Wie aber verläuft nun die ein-, zwei- oder dreidimensionale Reihe der anderen Seite, auf der der Mensch selbst als organischer Teil größerer Organismen eine zunehmend unselbstständige Daseinsform findet?

Die Reihe der realen Lebewesen ist nicht mit den Pflanzen, Tieren und Menschen erschöpft, sondern es gibt noch eine gleichgroße Welt, die von Überlebewesen bevölkert wird, die allen Lebensbedingungen entsprechen, und zwar sehr erheblich über die wenigen zur Beweisführung angegebenen Mindestforderungen hinaus.

Erklärlich wird die Welt von der Tatsache aus, daß alle Lebensvorstellungen aus dem engsten Erzeugungsbereich meines Denkapparates stammen. Die Vorstellung, die ich mir von einem Löwen oder von irgendeinem Raubtier als Urbild des Lebens mache, kann wohl von Wirklichkeitserlebnissen als Denkmaterial angeregt und materiell geliefert werden, aber ihre Ausprägung als Lebewesen erfolgt erst durch die lebenspendende Arbeitsweise des Denkapparates.

Der schon geschilderte Herrschaftsanspruch von Ideenorganismen bleibt in den weitaus meisten Fällen auf den Gedankenraum eines einzelnen Menschen beschränkt. Auch wenn eine Idee ihren Erzeuger, den Menschen, so nachhaltig beeinflußt oder untertänig macht, daß er sich in seinen Handlungen danach richtet oder ihr sogar einen Großteil seiner sonstigen Interessen opfert, dann ist das immer noch eine private Angelegenheit, die ein Teil des jeweiligen Menschen bleibt. Welcher Gedanke den Organismus eines Menschen beherrscht, ist von untergeordneter Bedeutung, denn er ist zwar unbestreitbar ein Lebewesen, aber er ist für die Sinnesorgane anderer Menschen nicht unmittelbar begreiflich. Das tritt erst ein, wenn die Idee nicht nur einen Menschen beherrscht, sondern eine Mehrzahl von Menschen. Sie ist dann nicht mehr an ein Individuum gebunden, sondern nun auch in der Welt

des Körperlichen als selbständiges aus Menschen zusammengesetztes Lebewesen nachweisbar.

Hierfür ein einfaches Beispiel.

Ein Fabrikant verfolgt zur Vergrößerung seines Auslebensbereiches eine neue Fabrikationsidee, deren erfinderischer Anlaß von ihm oder auch von anderen entstammen kann. Diese Idee erfüllt ihn allmählich so stark, daß er ihr seinen ganzen bisherigen Interessenkreis opfert und fast nur noch für ihre Verwirklichung arbeitet.

Der Zweck ist sicherlich am Anfang ein egoistischer gewesen — vielleicht wollte er einfach nur sehr reich werden — und da der Fabrikant die Früchte seiner Arbeit auch zu ernten hofft, bleibt die Fiktion der Untertänigkeit des Werkes entsprechend lange Zeit hindurch erhalten. An Symptomen kann man jedoch bald erkennen, daß die Werkidee allmählich wichtiger wird als das persönliche körperliche und geistige Wohlergehen ihres Erzeugers. Der Typus des Fabrikanten, der sich für sein Werk aufreibt, dem kaum Zeit zum Genuß der ihm von Erfolgen geschenkten Mittel findet, sondern der dem Befehl zu immer weiterer Ausdehnung, immer umfassenderer Ausnutzung der Entwicklungsmöglichkeiten vorbehaltlos gehorcht, ist ziemlich allgemein. Man spricht dann von Arbeitsleidenschaft, Schaffensrausch und ähnlichen Hilfsbezeichnungen, um die Tatsache zu übersehen, daß der Mensch zum Sklaven seiner Idee geworden ist. Das geht so weit, daß man schließlich den doch sehr profanen Anlaß des Geld- oder Machterwerbs vergißt und eine Ethik des Schöpferischen darauf aufbaut. — Tatsächlich bedingt jede schöpferische Leistung eine Entmündigung des Menschen, wenn auch nicht durch eine profane Idee, sondern durch die Dämonie des Urtriebes.

Daß es sich um eine echte Ideenherrschaft handelt, kann man am deutlichsten erkennen, wenn das Werk seinen unmittelbaren materiellen Zweck verliert. Es können Zeiten kommen, in denen keine Gewinne erzielt werden, und in denen vielleicht sogar die alten Gewinne zurückgegeben werden müssen,

um das Werk am Leben zu erhalten. Der echte Fabrikant, der nicht nur wie ein Bankprokurist mit dem Rechenstift umgeht, wird so lange ein bequemes Dasein, Ersparnisse und seine persönliche Zukunftssicherheit opfern, solange noch ein Rest von Aussicht auf eine Neubelebung des Werkes vorhanden ist, auch wenn ihm die schlechte Rentabilität seines Tuns sehr leicht rechnerisch nachgewiesen werden kann. Vernunftsgründe sind bei dieser Sachlage zumeist nicht durchschlagend. Die Idee ist stärker und gegen zielkritische Argumente gefeit.

Eine neue Phase der Entwicklung der Werkidee stellt sich ein, wenn nach geraumer Zeit und bei ausreichender Größe der Fabrikant einen zuverlässigen Stab von Mitarbeitern mit dem Gefühl lebenslanger Zugehörigkeit verpflichtet hat. Das ist nur möglich, wenn die Selbstherrlichkeit der Werkidee auch von diesen Leuten verspürt wird. Sobald man von einer inneren Verbundenheit spricht, meint man damit die Unterwerfung unter die Belange der Selbstzweck gewordenen Idee. In Zeiten der Not pflegen organisch richtig eingegliederte Mitarbeiter ebenso wie der Fabrikant wesentlich günstigere Erwerbsmöglichkeiten mit dem Hinweis auf ihre Treueverpflichtung zum Werk abzulehnen. Es kommt sogar vor, daß sie vorübergehend Teile des ihnen bisher zugestandenen Gehaltes aufgeben. Alles zur Erhaltung des Werkes, das damit nicht mehr als lebloser Sachwert betrachtet werden kann.

Bei den Angestellten bedeutet dieses Verhalten keineswegs nur eine persönliche Verbundenheit mit dem Fabrikanten, denn von einer gewissen Entwicklungsstufe an ist die Werkidee auch von ihrem Erzeuger unabhängig geworden. Sie hat ihn nicht nur versklavt und zur Umkehrung des Dienstverhältnisses gezwungen, sondern ihn sogar nebensächlich werden lassen. Bei sehr großen Werken sind nicht allein der Erzeuger und seine Mitarbeiter, sondern auch deren Familien und besonders Söhne — zumindest der vorgesehene Nachfolger — emgefangen. Persönliche Neigungen werden oft unterdrückt, wenn es das Werk verlangt, und die schönsten unabhängigen Entwick-

lungsaussichten werden der raubtierartig gewordenen Idee geweiht. Menschenleben, Menschenglück verlieren vor dem Moloch und in dessen harten Zügeln der Pflicht ihren Wert. Die Verpflichtung zum Opfer ist das wichtigste Wort, mit dem große Organismen aller Art ihre raubtierartige Zielstrebigkeit moralisch ausdrücken. Für den unabhängigen Beobachter kündigt sich damit ziemlich regelmäßig die Herrschaft einer Idee an.

Ein, zwei und mehr Generationen können mit Scharen von Mitarbeitern von dem Werk aufgefressen, ausgesaugt und als toter oder doch aufgezehrter Verdauungsrest abgestoßen worden sein. Dezernatskämpfe im Inneren, organhafte Spannungen untereinander von den kleinsten massenhaften Zellen als Grundbestandteile bis zu den Direktoren und Generaldirektoren hinauf mögen die innere Lebendigkeit des ganzen Großorganismus erhalten. Solange der Gründungssinn und das Auslebensziel der Werkidee noch Lebensraum und Freßmaterial findet, bleibt auch die Natur des eroberungssüchtigen erbarmungslosen Raubtiers erkennbar.

Erst wenn sich die innere Kraft der Idee erschöpft, die nicht nach menschlichen Lebenszeiten gemessen wird, sondern unvergleichlich langdauernder sein kann, treten Verfallserscheinungen auf. Selbstredend können Konkurrenzkämpfe und Schicksalswidrigkeiten einen gewaltsamen vorzeitigen Tod herbeiführen, aber normalerweise entscheidet die innere Kraft.

Am deutlichsten werden die Schwächeanfälle, die durch eine Machtabnahme des den ganzen Organismus verkittenden Direktionssinnes entstehen. Der Erzeuger hatte anfänglich noch eine cäsarenhafte Unabhängigkeit. Als er dann das wachsende Eigenleben der Werkidee verspürte, wurde er König, d. h. nicht mehr der unumschränkt herrschende Gründer, sondern der erste Diener seines selbstgegründeten Staates. Das Gleichnis vom ersten Diener beleuchtet sehr klar die Verwandlung seiner Stellung. Der Führer ist nicht mehr selbstherrlich, sondern dem Entwicklungswillen des Organismus

unterworfen. Selbstherrlich ist die Idee der Werkgemeinschaft, und er muß sich mit der verpflichtenden Rolle eines Direktionsorganes in dem raubtierartigen Lebewesen begnügen. Tut er das nicht, dann drängt er entweder sein eigenes Erzeugnis noch vor der Ausentwicklung in eine Katastrophe, oder sein Erzeugnis macht sich von ihm unabhängig. Zuerst kann er wie ein Vater seinem Geschöpf die Gesetze vorschreiben, von denen es abhängt, ob das Geschöpf gedeiht und wächst. Ist es aber bis zu einer gewissen Selbständigkeit ausgewachsen, dann bestimmt das Geschöpf selbst die Lebensgesetze, und der Schöpfer muß sich danach richten, wenn er nicht das Werk oder sich selbst gefährden will.

Inzwischen kann auch in der Werkidee eine Regeneration durch Nachwuchs stattfinden. Damit meine ich nicht die Menschen, die als Nachwuchs wichtig sind, denn diese finden sich meist ganz von selbst, sondern eine Fortpflanzung und Neugewinnung von Urkräften im Lebensraum der Idee selbst.

Nehmen wir an, daß der Werkidee eine Erfindung zugrunde lag, die im Zeitenwandel ihren Zweck durch bessere Erfindungen der Konkurrenz abgelöst sieht. Das Werk mag andernfalls soziologisch, politisch oder auch wirtschaftlich allmählich nicht mehr in seine Zeit passen, so daß es aus diesen Gründen mit Absterben bedroht ist. Dann kann rechtzeitig aus der alten Idee ein Nachwuchs, eine lebendige Fortsetzung entspringen, so daß nach einigen Übergangskrisen das Werk trotz Erhaltung einer gewissen Familienähnlichkeit ein neues Gesicht bekommt und mit neuer Energie wieder raubtierartig in den Daseinskampf eingreift.

Auf diese Weise kann der Tod auf lange Zeit hinausgeschoben werden, auch wenn die Übergänge mit dem Kampf um Vorrang in der geistigen Direktion mancherlei Arterienverkalkung und sonstige Alterserscheinungen durch gleichzeitige Aufgabe von vielem wertvollen Wissensgut zu überwinden verlangen, bis dann einmal endgültig der Tod eintritt und eine Schar von kleineren Nachkömmlingen oder auch siegreichen Konkurrenten

sich um das Erbe an Substanz, Menschenmaterial und Lebensraum streiten.

Das Gleichnis ist zu einem — in der Wirklichkeit häufig vorkommenden — Idealfall der Ausentwicklung einer Idee ausgebaut worden, um den Grundgedanken der Ideenorganismen verständlich zu machen. Diese Aufgabe ist deshalb so schwierig, weil die Unterwerfung der Beteiligten eine geistige Befangenheit bedingt, die eine objektive Betrachtung fast unmöglich macht. Weder der Fabrikant noch seine treuen Mitarbeiter sehen etwas Erstaunliches darin, daß die Werkidee allen persönlichen Interessen vorangeht. In dieser selbstverständlichen Ethik liegt gar kein Anlaß zur Selbstkritik, zumal die Werkidee ja ihre Ernährerin ist oder sein soll oder einmal wieder sein könnte! Diese Urteilsbefangenheit charakterisiert die Spaltung des Menschen in ein selbständiges Lebewesen als Ganzes aus Teilen und ein unselbständiges lebendes Organ, das auch in seinem Denkvermögen der Aufgabenerfüllung als Teil eines höheren Organismus entsprechend entmündigt worden ist.

Die Ideenorganismen sind zahllos. Jede irgendwie ausreichende Idee bemüht sich um eine geistige Entmündigung des Erzeugers, denn das ist die Voraussetzung des Unabhängigkeitsbestrebens.

Wenn ein Arzt z. B. mit der Idee salzloser Kost einige bemerkenswerte Heilerfolge gehabt hat, dann kann eine Weiterentwicklung der Idee dazu führen, daß er schließlich die meisten Krankheiten durch salzlose Kost heilen zu können behauptet. Es gibt Ärzte, die bis zur Lächerlichkeit von ihren über den zuverlässigen Raum hinausgewachsenen Ideen entmündigt worden sind.

Das Wuchern der Spezialitäten in der Wissenschaft kann mit Ideen begründet werden, die allmählich von Hilfsorganen zu selbständigen Organismen ausgewachsen sind und damit allen Zusammenhang untereinander verloren haben. Statt sich zu ergänzen, befehden sie einander und vergiften die wissenschaftliche Ebene um ihrer egoistischen Unabhängigkeit willen, so

daß die Möglichkeit einer allgemeingültigen Denkgrundlage seit langem unwahrscheinlich geworden ist. Schon die Frage nach einer Universalwissenschaft mit Schicksalsgewalt wird verachtet.

Die Baukunst, die aufgehört hat, am Bauplatz unmittelbar schöpferisch tätig zu sein und sich des bequemeren Mittels eines Reißbrettes bedient, um statt mit Bausteinen mit Zeichnungen von Bauelementen architektonische Kunstwerke zu phantasieren, ist verflucht, unsere Welt mit einer typischen Reißbrettarchitektur, mit Reißbretteinfällen und zeichnerischen Wirkungsbegriffen zu beglücken. Das Reißbrett ist schon lange kein Hilfsmittel mehr, sondern es hat sich einen selbständigen Lebensraum geschaffen, der das Urteilsvermögen des Baumeisters in einem erheblichen Grade entmündigt. Das ist um so gefährlicher, weil eine echte Entmündigung nicht zum Bewußtsein kommt und entsprechend scharf bestritten wird.

Genau so wehrt sich die Mathematik mit aller Energie gegen jeden Zweifel an ihrer Vormacht. Sie sieht es nicht ein, welche Bedeutung die von ihr geforderte Ausschaltung des Lebens und der mathematisch unwägbaren Kräfte hat und wie leer ihre Vernunftswelt durch diese Einseitigkeit geworden ist. Die ungeheuren ideellen Spannungen unserer Zeit sind nicht zum wenigsten auf die Hypertrophie technischer und logischer Ideen zurückzuführen, die aus Hilfswerkzeugen zu selbstherrlichen Daseinsformen auswuchsen.

Jede Idee, jeder Gedanke und auch das geringste Aufflackern einer Vorstellung, das sich im Gedächtnis wiederholt, strebt nach Selbstgeltung und beeinträchtigt die Unabhängigkeit des menschlichen Denkvermögens. Das ist das Gesetz vom Eigenleben aller Erzeugnisse des Denkapparates.

Ideen sind Lebewesen, auch wenn sie in ihren Anfängen nicht ohne weiteres sichtbar sind. Sie unterscheiden sich bei oberflächlicher Betrachtung als Bevölkerung der einen Seite der Ebene von der Bevölkerung der anderen Seite durch ihre geringere Begreifbarkeit und ihr merkwürdiges Durcheinander.

Pflanzen, Tiere und Menschen sind körperlich und deutlich voneinander getrennt. Ideen sind anscheinend unkörperlich und außerdem reichen sie wie Gespenster oder Lichtstrahlen ineinander. Ihre Strukturen werden alle mit den gleichen Denkelementen gebildet, so daß ein gedanklicher Kompositionsteil in dieser Sekunde zu der einen Idee gehört und in der nächsten Sekunde zu einer anderen. Gleichzeitig sind zwei Ideen nicht denkbar. Dies könnte ein Grund sein, um den gespensterhaften Ideenorganismen die Bezeichnung echter Lebewesen trotz ihres sonst richtigen Verhaltens zu verweigern.

Das ist nicht richtig.

Wir haben bisher von Ideenorganismen gesprochen, die gewissermaßen den Anfang der Lebewesen auf der zweiten Seite darstellen und noch nicht die grobe Körperlichkeit gewonnen haben, die wir gewohntermaßen für den Begriff Lebewesen verlangen.

Es ist natürlich, daß unser Erkenntnisvermögen nach der Seite, die lediglich von uns untertänigen Lebewesen bevölkert ist, deutlichere Begriffe und grobsinnlichere Vorstellungen gestattet als nach der anderen Seite, in der wir selbst nur die beschränkte Urteilsbefähigung eines Bausteines oder einzelnen Organes haben. Vergleichsweise müßten wir die uns übergeordneten Lebewesen genau so verwaschen sehen wie ein Hund uns zu erkennen vermag. Der Vergleich ist nicht ganz zutreffend, aber er zeigt doch, daß die schwierigere Erkennbarkeit der Lebewesen auf der anderen Seite noch nicht einfach zu einem Leugnen der Tatsache ihrer Existenz führen darf, auch wenn die Daseinsbeweise nur auf Indizien beruhen würden.

Die real gedachten Pflanzen, Tiere und Menschen leben in unserer Vorstellungswelt ebenfalls neben- und durcheinander. Wir haben uns daran gewöhnt, zwei Menschen nebeneinander zu sehen. In Wirklichkeit sehen wir sie nur nacheinander. Wir schließen jedoch aus dem häufigen Nacheinander der Erlebnisse, daß sie nebeneinander bestehen bleiben, auch wenn wir nicht

hinsehen. Anders verhält es sich auch nicht mit den Ideenorganismen.

Man könnte einwenden, daß ich doch zwei Menschen mit einem Blick fassen kann, sehr zum Unterschied von Gedanken, die ich einzeln erfassen muß. Auch dies ist nicht richtig, denn bei dem Anblick von zwei Menschen sehe ich eine Zweiheit, aber keine zweimalige Einheit. Genau so kann ich zwei Ideen kombinieren und in einer gemeinsamen Struktur erleben. Damit ist einer der erhobenen Einwände gegen die vergleichbare Lebendigkeit auf beiden Seiten hinfällig. Auch der zweite Einwand hinsichtlich des gleichen Baumaterials für unterschiedlichste Ideenorganismen ist nicht stichhaltig, denn er gilt ebenfalls auf beiden Seiten.

Alle Pflanzen-, Tier- und Menschenformen wiederholen dieselben Kompositionsteile aus verwandter Gegensätzlichkeit. Genau gesehen, ist ihr Dasein gleicherweise gespensterhaft wie das der Ideenorganismen. Am deutlichsten wird dies in den biogenetischen Entwicklungsbildern des Menschen selbst, die in angemessenen Abstufungen bei allen anderen Erscheinungsformen des Lebens wiederholt sehr gleichförmig zur Anwendung gelangen. Es liegt nun einmal in der Arbeitsweise des Denkapparates begründet, daß alles durcheinander und gegeneinander besteht, und daß für alles Sein der gleiche Urbestandteil des Denkapparates in seiner Vielfalt als Kompositionselement dient.

Es bleibt nur noch die Aufgabe, die Körperlichkeit nachzuweisen, in der sich Ideenorganismen als begreifbare Lebewesen ausentwickeln können.

24.

Großorganismen

Eigentlich kann bereits der geschilderte Ideenorganismus des Fabrikanten mit seiner Werkgemeinschaft als körperlich seiend anerkannt werden. Die Baulichkeiten, Maschinen und sonstigen Spuren sind allerdings belanglos, denn die vorgeschlagenen Formeln zum Erkennen eines Lebewesens verlangen, daß die Bestandteile ihrerseits lebendig genannt werden müssen. Es handelt sich also nur um den Kreis der Mitarbeiter.

Mit der Beschreibung von Organismen, die den Menschen oder sonstige ausgeprägte Lebewesen als Kompositionsmaterial enthalten, betreten wir das große Gebiet der Massenpsychologie.

Durchschnittlich ist der Mensch, seiner Mittelstellung entsprechend, nur zu einem bestimmten Teil als selbständiges Lebewesen anzusprechen. Zum anderen Teil ist er mehr oder weniger körperlich und geistig entmündigt, bis er als Bestandteil der größten Organismen im Grenzbezirk der Lebensebene von dem Verlust des letzten Restes denkerischer und körperlicher Unabhängigkeit bedroht ist.

Für diese machtvollen Gebilde benutze ich die Bezeichnung Großorganismen.

Wenn ich jetzt versuchen möchte, einen Großorganismus zu schildern, dann begebe ich mich in eine seltsame Gefahr, in die jede Wissenschaft gerät, wenn sie eine geistige Unabhängigkeit anstrebt. Alle berühmten Märtyrer der Wissenschaft und der lebendigen Erkenntnis haben die Verkündigung ihrer Überzeugung vielleicht ihren ärgsten persönlichen Feinden abtrotzen können und zumindest Bewunderung ihrer heroischen Haltung

erfahren, aber sie wurden diffamiert und vernichtet, sobald sie mit den Interessen von Großorganismen in Konflikt kamen.

Ich stehe vor der Wahl, als Beispiel einen zur Zeit machtvollen Großorganismus zu benutzen und vor tauben Ohren zu reden, wenn mir nichts Ärgeres widerfährt, oder aber einen inzwischen ohnmächtig gewordenen Großorganismus heranzuziehen, der allzu leicht von dem Leser als Irrwahn vergangener Zeiten abgetan werden kann und damit wenig Eindringlichkeit ermöglicht.

Die Aufgabe ist um so schwieriger, als ich vorerst auf jede Ethik verzichten muß und dadurch meine eigene Beteiligung an den Großorganismen der Gegenwart zu leugnen gezwungen bin.

Der Kommunismus ist ein richtiger Großorganismus. Wenn ich an Hand seiner Entwicklung und Wirkung die Raubtierartigkeit beweise, dann werde ich von den Anhängern der Idee als Verbrecher abgelehnt, bevor ich mich verständlich machen kann. Von den Gegnern der Idee wird die kommunistische Anschauung als reiner Schwindel bezeichnet und eine Befangenheit darin grundsätzlich abgetan. Beide Richtungen einer leidenschaftlichen Stellungnahme verhindern das Begreifen.

Der Nationalsozialismus ist ein verwandtes Phänomen. Jede beliebige Art von Patriotismus zeigt die Symptome großorganistischer Herrschaft. Jede Weltanschauung, Religion oder Mode kann zu einem Großorganismus ausreifen, und jedes derartige Gebilde entmündigt die Beteiligten bis zum völligen Verzicht auf objektive Nachdenklichkeit, während die Gegner die naturgegebene Wirklichkeit des Daseins leugnen.

Ein Atheist wird auch mit heißestem Bemühen aller Verstandeskräfte niemals das Kompositionserlebnis der katholischen Kirche als notwendig, sinnvoll oder naturhaft anerkennen, denn für ihn bedeutet die Fülle von inneren Widersprüchen nur das Symptom eines gewaltigen Betruges an geistig unselbständigen Menschen. Das Thema wird ihm ungeeignet erscheinen, um daran Naturgesetze zu erläutern oder es überhaupt in eine Naturbeschreibung einzubeziehen.

Ein überzeugter Katholik wird sofort den geringsten Versuch einer Aufklärung mit der unwiderlegbaren Behauptung verhindern, daß in Glaubenssachen der Verstand nicht ausreicht, und daß es zwecklos sei, unbestreitbar göttliche Offenbarungen mit menschlichen Maßstäben zu messen.

Nun fühle ich mich persönlich trotz meiner Neigung, allen psychologischen Dingen auf den Grund zu gehen, weder von einer patriotischen Verpflichtung noch von einer religiösen Bindung befreit. Ich bejahe die Tatsache der Großorganismen ebenso wie ihre Unvermeidbarkeit, aber ich möchte trotzdem sehr nüchtern darüber nachdenken dürfen, welche psychologischen Vorbedingungen sich aus den Denkgesetzen für die Durchforschung der Wirklichkeit ergeben, und was ich hierzu aus der Wesenheit aller Erscheinungen lernen kann.

Es ist nicht schön, wenn man charakterliche Merkmale seines Vaters oder seiner Mutter bis in die intimsten Regungen hinein verfolgt, um eine etwa vorhandene Erbmasse und ihre einschränkende Wirkung auf die eigene Objektivität zu prüfen, ohne daß man deswegen seine unvernünftige Zuneigung vermindert zu haben braucht. Noch weniger schön ist es, die damit gewonnene Einsicht einer breiten Öffentlichkeit preiszugeben. Aber ohne solche Bekenntnisse würde die Wissenschaft an der Oberfläche der Erscheinungen bleiben.

Ich könnte allerdings meine Augen auf andere Väter und Mütter richten, ohne mich dem Vorwurf mangelnder Pietät auszusetzen, aber irgendeines Menschen Vater und Mutter würde ich immer zu Deutungen mißbrauchen, so daß damit wenig geholfen ist.

Deshalb ist es wohl gut, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß der eigentliche Urgrund von Religion, Patriotismus, Elternliebe und allen anderen irrationalen Mächten im unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen verborgen bleibt, und daß die Göttlichkeit des Seins durch keine wissenschaftliche Forschung entheiligt werden kann. Ich glaube, zur Genüge bewiesen zu haben, wie eng die Grenzen des Verstandes gezogen sind,

und wenn ich auch diesen Bereich durch die Darlegung von Resonanzmethoden und Selbsterkenntnissen zu bereinigen oder zu erweitern suche, so dient dies letzten Endes doch nur der Befreiung und Vertiefung des unwissenschaftlich schöpferischen Erlebens eines Jenseits. Wenn ein Leser nicht imstande oder willens ist, sich mit einer Arbeitshypothese aus seiner Unmündigkeit gegenüber religiösen, patriotischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen oder sonstigen Gemeinschaftsgebilden mit ihren Dogmen herauszubegeben, dann tut er gut daran, das Buch zu schließen, denn die Analogik ist nicht für Untertanen, sondern für geistig selbständige Inidividuen geschrieben worden. Leider läßt es sich praktisch nicht einrichten, daß sie als Geheimwissenschaft den Gehirnzellen der Menschheit vorbehalten wird, soweit sich dies nicht durch die Siebwirkung des Verstehens von selbst ergibt. In den Händen Unberufener ist alles Wissen wegen der sinnumkehrenden Abwandlungen eines bruchstückweisen Verständnisses gefährlich.

Die vorstehend geäußerten Bedenken bezwecken keine Schutzmaßnahme für persönliche Interessen des Autors, sondern eine sehr notwendige Vorbereitung des Lesers mit der Mahnung zum Abstrahieren. Es geht nur um eine Arbeitshypothese für naturwissenschaftliche Forschungen und nicht um einen Glaubensstreit.

Ich möchte als Paradigma den gleichen Großorganismus wählen, den ich bereits in einer anderen Arbeit (Brevier für Könige) verwandt habe, und der sich seiner Vielseitigkeit wegen hierfür besonders eignet, die Kirche Christi.

Vor nun bald zweitausend Jahren ging von Jerusalem eine religiöse Bewegung aus, die sich auf die Gestalt Christi als Verkünder des wahren Wortes Gottes berief. Solche Erscheinungen gibt es in der Menschheitsgeschichte hundertfältig, doch die Lehre Christi enthielt etwas völlig Neues, ein neues Erkennen ungemein wichtiger Art, so daß sehr wohl darauf ihre außerordentliche Entwicklung zurückzuführen ist.

Palästina der damaligen Zeit war eine wahre Brutstätte für religiöse Ideenorganisationen. Die römische Herrschaft gestattete kein Ausleben des menschlichen Triebes nach teilhaftiger Eingebundenheit in arteigenen politischen Gebilden, und daher tauchten auf dem gestaltungswilligen Boden dauernd neue Ansätze zur Fleischwerdung von religiösen Ideenorganismen auf. Die zahlreichen Wanderprediger sind hierfür deutliche Symptome. Der Mensch machte von seinem Vorrecht Gebrauch, im Falle irdischer Beengtheit sich in geistigen Sphären kompositorisch auszuleben und in religiösen Gemeinschaften das Bedürfnis der Einordnung zu befriedigen.

Ich bemerke hierzu, daß die Darstellung viele Ausdrucksmittel vorweg benutzt, die erst später sinnvoll werden. Aber dieses Verfahren erleichtert die Übertragbarkeit meiner Gedankenwelt. Auch die Beschränkung historischen Materials kann sehr leicht irreführend sein. Eine zuverlässige Beschreibung würde bei analogischer Gewissenhaftigkeit an einer Überfülle von Komplikationen scheitern. Sie ist auch überflüssig, weil die Wesenheit eines Großorganismus davon unabhängig bleibt.

So mag es auch unentschieden bleiben, ob die Lehre Christi in allen wichtigen Punkten viel älteren Ursprungs ist oder ob sie bei mehreren Zeitgenossen gleichzeitig als Symptom der Menschheitsausreifung sichtbar wurde. Viele, unzählbar viele Lebenskeime einander sehr ähnlicher Art werden damals einen Mutterschoß gesucht haben, aber nur verhältnismäßig selten gelingt eine Ausentwicklung über die ersten Anzeichen der Fleischwerdung hinaus.

Die Person Christi und die genaueren Umstände hat keine Geschichtsforschung aufhellen können. Das ist eigentlich selbstverständlich, denn der erbarmungslose Geltungskampf aller Ideenorganismen und Großorganismen untereinander läßt nur Lebewesen zur Ausreife kommen, die gewissermaßen unbemerkt ihr konkurrierendes Dasein bis zu einem Zeitpunkt vollenden konnten, an dem sie lebensfähig genug waren, um den Kampf aufzunehmen und für sich selbst zu sorgen. Der frühe Lebens-

keim ist leicht zu töten, sobald er erkannt ist. Gelingt es ihm aber, im stillen die ersten schutzbedürftigen Schritte in das Leben zu machen und dem tödlichen Verdacht der bestehenden Großorganismen zu entgehen, dann hängt es nur noch von der inneren Lebenskraft des neuen Wesens ab, ob seine Zähigkeit und Eindringlichkeit dazu ausreichen, durch heimliche Lücken und unkontrollierte Kanäle mit List oder Gewalt in einen freien Entwicklungsraum zu gelangen.

Neben den vielen kleinen und kleineren konkurrierenden Ideenorganismen, die in Propheten mit ihren Anhängerschaften sichtbar wurden, waren es besonders zwei Großorganismen, die eifersüchtig auf jede Beeinträchtigung ihrer hemmungslosen Lebenstriebe achteten. Zuerst die jüdische Religion, geführt durch eine streng organisierte Priesterschaft, und dann das politische Gebilde einer universalen Idee der römischen Weltherrschaft.

Wie alle Großorganismen waren beide Mächte einander vorbehaltlos feindlich gesinnt. Die äußere Gewalt war in den Händen der Römer, aber die geistige Herrschaft der Juden war in ihrem eigenen Lebensraum unangreifbar, so daß durch strenge Teilung der Interessensphären eine Art bewaffneter Friede erklärt worden war.

Den zeitbedingten religiösen Unruhen begegnete die Staatsmacht nach politischen Gesichtspunkten nur mit Einschränkungen, aber die jüdische Religionsmacht verfolgte sie unmittelbar als bedrohliche Usurpatoren. In dem Ziel ihrer unterschiedlich gerichteten Alleinherrschaft waren die beiden Mächte bei dem Auftauchen eines dritten Machtanspruches bald einig, so daß es wunderlicherweise zur gegenseitigen Hilfeleistung kommen konnte.

Wie viele Propheten hingerichtet wurden, und wie oft sich das Schauspiel der Unterdrückung politischer oder religiöser Freiheit wiederholte, wird sich nie feststellen lassen. Der Chronist dieser Zeit wird sicherlich bei gefährlichsten Neutönern das Mittel des Totschweigens angewandt haben.

Die neue Erkenntnis lautete: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Darin liegt die ungeheure folgenreiche Wahrheit, daß Schöpfer und Geschöpf, Mensch und seine Umwelt, Denken und Gedachtes stets eins sind: wenn ich anderen Böses tue, dann tue ich mir selbst Böses, und wenn ich in meiner Umwelt harmonisch zu wirken suche, dann werde ich selbst des Glückes der Harmonie teilhaftig. Dieses Wissen um die Identität meines Nächsten mit mir selbst läßt sich in ein einziges Wort fassen: Liebe.

Soweit uns geschichtliche Quellen verbürgt sind, ist diese Erkenntnis Christi seit Anbeginn menschlicher Forschung erstmalig, jedenfalls in dieser Klarheit. Für die vorhandenen Großorganismen war der Sinn dieser milden Lehre gänzlich gleichgültig. Sie fragten mit aller Einseitigkeit, Rücksichtslosigkeit und Ungeistigkeit nur danach, ob sich die neue Lehre einordnet und keinerlei Selbständigkeit beansprucht. Es kommt bei ihren Instinktregungen ausschließlich auf die Unantastbarkeit ihrer Macht an.

Wären die ersten Anhänger nicht ungeachtete Fischer und sozial offenbar gänzlich bedeutungslose Leute gewesen, so würden sich die Großmächte schon schneller auf den Ideenorganismus gestürzt haben, um ihn zu vernichten, denn im Dasein von Raubtieren gibt es keine Duldsamkeit.

Als die Lehre durch die wachsende Zahl ihrer Anhänger die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war es zu spät. Die ersten Zeugen wurden dem Tode überliefert, aber aus den unscheinbaren Gemeinden der frühchristlichen Gläubigen erwuchs ein Lebewesen, das in den nachfolgenden Wirren der Zeit allen Verfolgungen entgehen konnte, bis es sich mit scharfen Krallen aller Widersacher erwehren lernte.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ein großer Teil der in den Evangelien aufgezeichneten Worte Christi tatsächlich von einem Menschen gesprochen wurde, denn wenn man sie von allen typischen Färbungen der zeitgenössischen Prophetie befreit, dann bleibt so viel Selbständiges übrig, daß die indivi-

duelle Einmaligkeit unbestreitbar ist. Jedenfalls kann man daraus ersehen, daß Christus nichts anderes wollte, als die Menschen auf einen Weg des äußeren und inneren Glückes führen. Das Formelwort Liebe schließt jeden Irrtum aus, und die Überlieferung von seiner milden Methode der Belehrung wird auch nicht durch gelegentliche Härte und vermutlich später ergänzte zornige Aussprüche widerlegt.

Es ist notwendig, hierüber einer Meinung zu sein, denn daran kann man am deutlichsten das Unabhängigkeitsbestreben des Geschöpfes ermessen, das sich auch gegen den Erzeuger wendet.

Das Unabhängigkeitsbestreben zeigte sich sehr früh. Vom Pfingsttage an war der mütterliche Kreis der Apostel sehr eifrig damit beschäftigt, dem werdenden Großorganismus dauernd neues Menschenmaterial zuzuführen, damit er am Leben bliebe und sich entwickeln könnte. Die Anhänger wurden versklavt, sie opferten ihr ganzes Dasein dem Kinde und, soweit es sich historisch ermitteln läßt, haben sie ihm willig ihr kostbarstes Gut geopfert, über das sie verfügten, ihr eigenes Leben.

Jeder Großorganismus muß die gleichen Organe und Glieder besitzen, die mit höchster Zweckmäßigkeit im Bilde des Menschen enthalten sind. Der in der frühchristlichen Gemeinde rasch einsetzende und von der Natur allen Großorganismen vorgeschriebene Stoffwechsel bedingte bald neue Organträger als Kompositionsteile. Es ist überaschend, wie schnell die zum echten Lebewesen erwachsende Idee die mütterliche Vorschrift einer einseitig jüdischen Nahrungsaufnahme überwand und entgegen allen Planungen einschließlich der Zeugungsabsichten Christi, einfach jegliche Nahrung an sich riß, die ihr verdaulich und entwicklungsförderlich erschien.

In dem neuen Lebewesen waren längst neue Glieder und auch ein neues Gehirn entstanden. Mit dämonischer Zielsicherheit ging es seinen Weg in die weite Welt. Das väterliche Erbe mit dem Wort Liebe blieb auf seinem Gesicht geschrieben, aber im Herzen verhielt es sich haargenau so raubtierhaft und einseitig entwicklungssüchtig wie alle Großorga-

nismen. Das alleinige Lebensziel war die größtmögliche Machtausdehnung, ganz gleichgültig unter welcher Gelegenheitsdevise. Was irgendwie verdaut werden konnte, wurde einverleibt. Was sich entgegenstellte, wurde vernichtet.

Die seltsamsten Dinge wurden gefressen. In Rücksicht auf eine größere Ausdehnungsmöglichkeit wurde der Astartekult einverleibt und als Marienkultus propagandistisch ausgewertet, obwohl die Evangelien selbst die innere Loslösung Christi von seiner Familie betonen. Die widersprechendsten, unsinnigsten Theorien blieben nebeneinander in Geltung, sofern sie nur dem Geschmack des Publikums entsprachen, somit der Macht dienten und sich organisch einbauen ließen. Dagegen wurde jedes ernste Bemühen um Kritik, jede Abweichung von dem Machtziel, jeder Versuch individueller Verinnerlichung und jeder bescheidenste Ansatz zur Wiedergewinnung der reinen Lehre brutal bekämpft. Es kam nicht auf Erkenntnis oder auf Wahrheit an, und wenn eine Wahrheit — wie das immer der Fall sein muß — hinderlich war, dann mußte sie im Keim erstickt werden. Das gewaltige Untier lebte nur sich selbst.

Die Untertanen, die in dem körperlichen Zellstaat eingeordnet und mit Organaufgaben verpflichtet waren, mußten zu diesem Zweck gänzlich entmündigt werden. Sie durften nicht selbstständig denken, nicht zweifeln und keine Bedingungen stellen. Durch Dogmen wurden solche Gefahren frühzeitig beseitigt, und nach den üblichen Kinderkrankheiten und Entwicklungskrisen hatten die menschlichen Kompositionselemente außer ihren zellenstaatlichen Funktionen nur noch den Sinn eines bedingungslosen Gehorsams bis zum Opfertod.

Das Raubtier würde sich aus Opportunitätsgründen und als Folge des Nahrungswechsels ebensogut mit einer Lehre der militärischen Eroberung zur Geltung gebracht haben. An Ansätzen hierzu hat es nicht gefehlt. Es drang bis tief in das privateste Dasein, in Wirtschaftsprobleme und in wissenschaftliche Gebiete vor, um dort aus Machtinteressen die Freiheit des Geistes zu beseitigen.

Und nun frage ich, was dieser Großorganismus noch mit der milden Lehre Christi, mit Duldsamkeit, Anerkennung aller christlichen Tugenden und allen Beglückungszielen der Menschheit zu tun hat?

Ein Mensch konnte moralisch noch so hoch stehen, er konnte noch so edel, hilfreich, ritterlich und uneigennützig handeln, das wog nichts, wenn er geistig selbständig war. Er wurde mit höllischer Grausamkeit verfolgt und vernichtet. Ein Raubtier zeigt seinen Feinden keine Achtung und kein Erbarmen.

Ein Mensch konnte noch so verworfen sein, noch so sehr jedem ethischen Empfinden zuwider gehandelt haben, er wurde straffrei erklärt, wenn er sich als nützliches Organ in den Machtbereich des Raubtiers einordnen ließ. Praktisch gibt es nur eine Todsünde, und das ist jeder Ungehorsamkeitsakt gegenüber dem jeweiligen Direktionssinn des Großorganismus. Es gab eine verzeihende Liebe für die gemeinsten Verbrechen, sofern der Sünder der kirchlichen Interessenspolitik diente, aber es gab nur Fluch und Verdammnis, wenn jemand um der Gerechtigkeit willen den kleinsten Baustein des starren Gebäudes kritisch anzutasten wagte.

Das Gewissen spielte bald keine Rolle mehr. Dienstbarkeit in Geld und Gut wurde entsprechend hochgeachtet. Es kam nur auf den Nutzen an. Alle individuelle Moral wurde sinnlos, und spielte kaum noch ein propagandanützliches Scheinleben.

So wie ich von den Zellen meines Körpers verlange, daß sie mir auf Tod und Leben bedingungslos zugehörig sind und sich meiner Willkür zum Ausleben unterwerfen, ebenso verlangt dies jeder Großorganismus von seinen Kompositionsteilen, obwohl diese aus Menschen bestehen. Das bedeutet einen weitgehenden Verzicht auf Individualität, soweit es sich um den Lebensraum des Großorganismus handelt.

Das individualistische Gesetz lautet: Du sollst nicht töten. Der Großorganismus macht das Töten seinen Untertanen zur Pflicht, wenn es seinem Vorteil dient. Das christliche Gesetz

lautet: Du sollst deinen Nächsten lieben. Der Großorganismus fordert: Du sollst deinen Nächsten hassen, verachten, verfolgen und vernichten, wenn er sich nicht gläubig, d. h. unter Aufgabe selbständigen Denkens und Handelns unterwerfen will.

Eine ganz neue Moral wurde aufgestellt, die Blindgläubigkeit, Denkunfähigkeit, Gehorsam, Opferbereitschaft und alle sonstigen Unterwerfungspflichten in sehr durchsichtige Verallgemeinerungen verhüllte und zu Grundpfeilern einer vorteilhaften Zweckethik machte. Die Entmündigung der Massen war in diesen und ähnlichen Fällen oft so weit fortgeschritten, daß der raubtierhafte Egoismus kaum noch auf eine Verhüllung achtete, und so herrschte der Großorganismus der christlichen Kirche wie ein gigantisches Fabelwesen durch Jahrhunderte hindurch, im Inneren streng diszipliniert, und nach außen Tod, Vernichtung und unsägliches Leid verbreitend. Seine kulturellen Leistungen und seine zivilisatorischen Erfolge beziehen sich nur auf Neuland, und da fehlen Vergleichsmöglichkeiten. In alten Kulturländern wirkt die Kirche nur zerstörend.

Die griechische Kulturwelt von Byzanz bis Alexandria wird von dem fanatischen Koloß zertrampelt, so weit sie nicht zur Bereicherung einverleibt werden konnte. Mit verschwenderischem Luxus, selbstquälerischer Askese, parvenuhaftem Pomp, kontrastierenden Orgien des Geltungstriebes und einer häufig widerspruchsvollen innerlichen Sittenverderbnis wird die Kirche zum Hohn des christlichen Grundgedankens. Maßlos wütet sie in Hexenprozessen, gewalttätigen Eroberungen friedlicher Heidenvölker, bei denen bis heute das religiöse Bekenntnis nach fester kirchlicher Überzeugung rein äußerlich sein darf, da ein wirkliches Verständnis bei Eingeborenen doch nicht erwartet wird. Um möglichst viel Macht zu gewinnen, werden die geistigen Anforderungen auf wenige automatische Formeln beschränkt, die alles Erkenntnisbemühen ersetzen sollen. Wissenschaft und Kunst blieben selbst zur Zeit der größten Macht-

entfaltung, z. B. in der Hochrenaissance, heidnisch oder ketzerisch gefärbt.

Als die Kirche an die Eroberung Germaniens ging, wurden bedenkenlos — oder klug, wie die Missionare sagen — heidnische Kulte einbezogen, das Julfest zum Weihnachtsfest umgewandelt und der alte Fruchtbarkeitszauber vom Osterhasen und den Ostereiern christlich geweiht. Dadurch ergab sich ein bequemerer Machtgewinn. Gut und Böse läßt sich immer als vorteilhaft und unvorteilhaft im Sinne der Raubtierinteressen deuten. Mit einer grotesken Konsequenz durchwatet das Geschöpf Christi Meere von Blut und Tränen, Lüge und Betrug als eines der größten Raubtiere der Geschichte.

Bei solchem Verhalten und solchen Auswirkungen kann man nicht mehr die Tatsache eines sehr körperlich vorhandenen Lebewesens leugnen.

Die Naturbeschreibung leidet etwas darunter, daß viele Vorgänge zu groß und zu kompliziert sind, um vom Standpunkt eines im Größenvergleich kleinen Lebewesens, wie es der einzelne Mensch gegenüber den Großorganismen ist, klar unterschieden zu werden. Dazu gehört die Fortpflanzung.

Theoretisch könnte man sagen, daß das Paulinische Christentum bereits als Nachkomme des ersten christlichen Großorganismus angesprochen werden müsse, und daß in der Folgezeit im raschen Nacheinander Enkel und Urenkel entstanden. Raubtiere von besonderer Wildheit und Herrschsucht suchen oft die eigene Brut zu zerstören oder wenigstens mit Bruderkämpfen eine Alleinherrschaft zu erhalten. Heute gibt es eine ganze Familie von christlichen Großorganismen, die zwar einig sind, wenn es sich um den Kampf gegen den Individualismus oder die Atheisten handelt, aber sofort erbittert gegeneinander kämpfen, wenn sie sich gesichert fühlen.

Die Montanisten, Neuplatoniker, Athanasianer, Arianer, Menophysiten und ähnliche Sondergemeinschaften der frühen Zeit erwecken den Eindruck, daß es sich um eine Geschlechterfolge mit Seitensprößlingen handelt, zumal gleichzeitig der

Hauptstamm nicht immer eindeutig war und entsprechend häufig seine Anschauungen wechselte. Danach waren die wiederholten Kämpfe der Kinder um das Erbe ihres Vaters der eigentliche Anlaß zu den inneren Zwistigkeiten der Kirche. Auch hierbei kam es nur äußerlich auf irgendwelche Ideen an. Der Trieb zur echten Abstraktion, zu neuschöpferischen Erkenntnissen oder zur Erforschung der Wahrheiten des Ursprungs ergab nur Schlagworte und Kampfrufe. Wenn einmal dieser oder jener Denker auf christlicher Grundlage zu einem zuverlässigen Ausgangspunkt für ein echtes Wissen kommen wollte, was immer als Ausnahme zu bewerten war, dann mußte er bald scheitern und die gefährliche Rolle eines Ketzers spielen.

Mögen bei solchen Versuchen zur Überwindung unabweisbarer Postulate und Vernunftswidrigkeiten mit Hilfe von noch viel unvernünftigeren Phantasiebildern gelegentlich einige beachtenswerte Formulierungen von Einfluß gewesen sein, so doch nur in einer ungeistigen Erstarrung zu leeren Phrasen, über deren Unmenschlichkeit die Hauptsache der Nächstenliebe in Vergessenheit geriet. In der Kritik des wissenschaftlichen Individualismus, der übrigens wegen der geistigen Entmündigung der Massenmenschen niemals eine großräumige Wirkung erreicht, gewinnen die mannigfaltigen Streitfragen der Kirche den Anschein von Wahnideen im Stile eines Don Quijote.

Die Kirchengeschichte bestätigt einheitlich die Tatsache, daß bei theologischen Streitfragen stets das Unwahrscheinlichere und das Unnatürlichere den Vorrang erhält. Ob es um den Menschen oder den Gott Christus geht, ob Brot und Wein den Leib des Herrn bedeutet oder auf magische Weise wirklich dazu werden kann, das Übergewicht erhält stets das Unvorstellbare, denn die Vernunft wird von einem Großorganismus immer als Feind empfunden und jeder Einbruch wird instinktsicher abgewehrt.

Der charitative Rest, der an den Erzeuger der Kirche noch erinnert, wird tausendfach aufgewogen durch die Jahrhunderte der Unduldsamkeit, Grausamkeit und der blutigen Machtträume.

Das Gebot der Liebe ging unter in Streitereien über die unbefleckte Empfängnis, über die Formeln der Dreieinigkeit, über die Existenz von Teufeln, Engeln und ähnlichen Phantasieprodukten, die zum Aushängeschild für Machtkämpfe wurden. Sind die Menschen besser, klüger, tugendhafter, verträglicher und reicher an Bewußtsein ihrer göttlichen Zukunft geworden? Ganz gewiß nicht, und oft sogar war das Gegenteil der Fall, wie die fragwürdigen Erfolge der Heidenmissionen bis auf den heutigen Tag beweisen.

Es erscheint überflüssig, zu den üblichen Gegenargumenten der Anpassung an menschliche Bedingtheiten und der Belohnung in einem zu Machtzwecken verführerisch ausgemalten Jenseits Stellung zu nehmen. Letzten Endes kommt es nur auf den Standpunkt des Raubtieres an, das sich mit der Unterwerfung seiner Umwelt zufrieden gibt und darüber hinaus höchstens fingierte Ansprüche stellt, um auch die Stilmittel der Würde dem alleinigen Ziel des Machtgewinnes unterzuordnen und die Raubtierhaftigkeit zum Zweck der größeren Anziehungskraft hinter einem vornehmen Gebaren zu verstecken.

Wohlgemerkt, ich spreche nicht von dem Charakter der eingebundenen Menschen, die sehr wohl edel und urchristlich sein können, sondern von dem Großorganismus als Lebewesen, das für uns zwar auch nur an den Menschen erkennbar ist, aus denen es besteht, aber über einen eigenen Lebenswillen verfügt.

Beachtenswert ist ein besonderer Abkömmling der christlichen Generationenfolge von Großorganismen, der in Deutschland geboren wurde, und dessen Name die Zeugung durch Martin Luther nachweist.

Deutschland schien ganz allgemein der Erbe des griechischen Geistesgutes zu werden, und auf diesem Boden erwuchs der

Versuch, individualistische Gewissenhaftigkeit mit der Kindschaft Christi zu vereinen. Die Geistesgeschichte Deutschlands, die mit ihren krampfartigen Spannungen alle Weltprobleme widerspiegelt, verführt zu der Annahme, daß in keinem anderen Lande die Großorganismen verhältnismäßig so ungünstige Bedingungen für übermäßige Entwicklungen vorfinden. Die Symptome der dauernden inneren Uneinigkeit, der individuellen Eigenwilligkeit und Oppositionslust stimmen mit der zersplitternden Bindung in Tausenden partikularistischer Heimatbegriffe und kleiner Vereine überein, so daß sogar das modernste Experiment zur Überwindung der traditionellen Zwietracht durch den ungeistig-politischen Großorganismus des Nationalsozialismus keine naturhafte Lebensreife erfuhr.

Luther war ein Reformator. Durch ihn sollte ein neuer Sproß der Familie christlicher Großorganismen entstehen, aber tatsächlich brachte er nach Jahrhunderten einer geistigen Entmündigung nur eine Art Befreiung, die dem deutschen Geistesleben die Erkenntnis vieler der im griechischen Geisteserbe auf Erneuerung wartenden Ewigkeitswerte gestattete.

Luther selbst fühlte sich als Reformator und nicht als Befreier. Der römische Kopf der katholischen Kirche wußte viel genauer, um was es ging. Der Direktionssinn des großen Raubtieres kämpfte seit Jahrhunderten mit Gewalt und List um seine Macht und um sein Ausleben. Instinktiv war es sofort bereit, sich den Sonderbedingungen anzupassen, die von den deutschen Zellenbestandteilen seines Körpers gefordert wurden. Ideelle Rücksichten brauchte es nicht zu nehmen.

Erst als die katholische Kirche merkte, daß Luther mit individualistischer Tendenz die Grundfesten des großorganischen Lebens angriff, mußte es zum Bruch kommen. Gewissensfreiheit, Denkfreiheit, Abkehr von Finanzspekulationen politischer Machtinteressen hätten den gewaltigen Großorganismus der katholischen Kirche schnell zusammenbrechen lassen. Die Erfüllung der Forderungen Luthers wäre genau so gewesen, als wenn ich den Zellen meines Körpers ein geistiges

Selbstbestimmungsrecht einräumen würde. Ein solch bestandfeindlich wucherndes Zellengewebe muß ich rechtzeitig abschneiden, und das tat die katholische Kirche.

Die Umstände waren jedoch für Luther günstiger als für viele seiner Vorgänger, und so konnte er sich durchsetzen. Sein Erfolg war ein Symptom der Lebenserstarrung der katholischen Kirche, die sich nur durch eine Gegenreformation erneuern konnte.

Der Protestantismus ist jedoch niemals zu einem richtigen Großorganismus erstarkt. Das Erbe des protestierenden Individualismus seiner Entstehungsursachen war zu stark und verhinderte die raubtierhafte Unbekümmertheit, die bei Lebewesen vorausgesetzt werden muß. In den Frühzeiten wurden noch einige Lebenssymptome der Unduldsamkeit, des politischen Paktierens, des Hexenwahnes und der theologischen Verdummung in Dogmen oder spitzfindigen Albernheiten sichtbar, aber regelmäßig traten starke Individualisten auf, die den raubtierhaften Organismus wieder in Unordnung brachten.

Jeder Großorganismus ist bestrebt, so viel an Kräften und Material, d. h. Menschen zu gewinnen, als er nur immer in seiner Entwicklungsrichtung aufzunehmen vermag. Auch die anfänglich einseitige Entwicklungsrichtung wird bei gegebener Gelegenheit erweitert, so daß z. B. die katholische Kirche politische, wirtschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Ziele aufgriff, als die Verhältnisse und ihre Macht dies zu gestatten schienen. Hinderlich daran waren weder die scharfe Trennung, die Christus zur Politik gezogen hatte, noch die frühchristliche Verachtung wirtschaftlicher Erfolge, noch der kulturelle Zwang, die heiteren Götter Griechenlands, also heidnische Götzenbilder einzubeziehen, noch der Widersinn individualvernünftiger Geistesbildung als Voraussetzung echter Wissenschaft, die dann allerdings auch sehr scharf gezügelt wurde und zahlreiche Märtyrer zeitigte.

Der Direktionssinn, der den Organismus zusammenhalten,

verkitten und ständig erweitern muß, bringt stets die gleichen Methoden zur Anwendung.

1. Versprechungen praktischer Vorteile, wobei Unerfüllbarkeiten mit bildhaften Vertröstungen auf das Jenseits und mit Wunschbildern des Ruhmes verschleiert werden, Drohungen mit Diffamierungen und abschreckenden Beispielen, realer Zwang oder Vernichtung mit allen verfügbaren Mitteln.

2. Ausnutzung der vorgefundenen Neigungen, Mutterliebe, Geschlechtsliebe usw., Anknüpfung an vorhandene Hoffnungen oder Triebziele, Anpassung an Naturgegebenheiten, Prägung von Schlagworten, Verwendung örtlicher Sprachgewohnheiten und Appell an die dunkelsten Instinkte im Menschen bis zu Zauberei, massenpsychologischen Rauschzuständen, Theater, Pomp, Sensationen und schließlich bis zu dem abgründigen Nervenkitzel öffentlicher Quälereien.

3. Kämpfe gegen die gesamte Intelligenz, gegen jede Kritik, sei sie auch noch so gut gemeint und ethisch fundiert, gegen jede Spur von Gedankenfreiheit im Lebensraum des Großorganismus. Ersatz des selbständigen Denkens durch Phrasen ohne Inhalt, durch leichtfaßliche Monotonie von Lithurgien, durch eine Mechanik des Handelns. Geistige und körperliche (jeweils gemäß dem Lebensraum) Züchtungsversuche mit Menschen und Gründung von Zuchtanstalten.

4. Totale Inanspruchnahme der Moral, die mit uneingeschränkter Einseitigkeit nur nach den brutalen Entwicklungsinteressen des Raubtieres ausgerichtet wird. Moralisch gut ist alles, was dem Großorganismus dient, moralisch schlecht ist bedingungslos alles, was den Triebzielen widerspricht. Jede absolute Ethik ist Verrat an der sogenannten gemeinsamen Sache. Im Namen des Großorganismus darf jeder Untertan töten, rauben, brennen, quälen, lügen, betrügen und fremde Heiligtümer entweihen, soweit dies nicht anderweitig verhindert wird. Er darf es sogar im individuellen Interesse, wenn er dies mit dem allgemeinen Interesse geschickt zu verbinden weiß, obwohl der Großorganismus sehr scharf über Eigen-

mächtigkeiten seiner Untertanen wacht, wenn sie ihm keine Vorteile bringen.

Ein Untertan darf nicht die geringste Spur von Mitleid, christlicher Nächstenliebe, Ritterlichkeit oder ähnlichen Tugenden zeigen, wenn dies den Interessen des Großorganismus nicht dient. Man spricht dann von falschem Mitleid, falscher Ritterlichkeit, Humanität, Pazifismus, Lauheit und ähnlichen verwerflichen Irrlehren. Andererseits ist vieles davon erlaubt, und sogar empfohlen, wenn dadurch Anhänger oder reuige Sünder gewonnen werden.

5. Blinde Opferwilligkeit aller Untertanen, für die im besonderen Maße Schlagworte von Nachruhm, Ewigkeit des Heldenlebens, Anregungen zu Wunschträumen für die Zeit nach dem Tode und Versprechungen für Leichtgläubige mit gemeinverständlich ausgemalten Glücksbildern in reichem Maße benutzt werden, um die individuelle Sinnlosigkeit des Lebensverlustes vergessen zu lassen. Die Großorganismen verwenden hierauf eine ganz besondere Aufmerksamkeit, denn der ungeheure Menschenverbrauch ihrer Geltungskämpfe und des natürlichen Stoffwechsels verlangt eine möglichst vollständige Aufopferung. Trotzdem würden alle Betörungen nichts nützen, wenn eben nicht so viele Menschen den starken Trieb zur Selbstverleugnung besäßen.

6. Innere Dezernatskämpfe, die bei genügender Zügelung ungefährlich sind und durch Steigerung des Eigenlebens der Bausteine die Organe lebenskräftig erhalten. Das gilt auch in einem entsprechend kleinen Raum für das Eigenleben des geringsten menschlichen Anteils. Würde ein Großorganismus allseitig eine mechanische Abhängigkeit erreichen, dann müßten die Zellen sterben, denn sie bedürfen einer gewissen Selbstständigkeit, um am Leben zu bleiben. Leben ist Eigenleben. Überschreitet ein Großorganismus die Grenze der zulässigen Unterjochung durch übermäßige Ausdehnung seines Geltungsbereiches, so werden die Zellen funktionsuntüchtig, und das Ganze

leidet sofort an einer anders nicht erklärbaren Schwächung der Produktivität.

Im allgemeinen ist die Gefahr der Abtötung des Eigenlebens der Menschen durch die ihnen übergeordneten Großorganismen nicht sehr groß, denn das gespensterhafte Durcheinanderleben unterschiedlichster Großorganismen gestattet den egozentrischen Trieben der Individuen fast immer ein privates Dasein. Nur wenn ganz gewaltige Gebilde politisch-religiöser Art über alle innere Maßsetzung mit totalen Zielen hinausstreben, kommt es vor, daß sich der Machttrieb bis in das Selbstmörderische hinein steigert. Das sind Symptome für Katastrophen. Meist fallen dann gerade die wertvollsten und zukunftssichersten Kräfte der Selbstvernichtung anheim, und eine tobsüchtige Verschwendung mit Menschenleben beweist die krisenhaften Fieberzustände. Das Raubtier kennt bei Zielunsicherheit und Direktionsmangel nur blindes Wüten gegen andere und gegen sich selbst.

Vom Standpunkt des Individualisten sind alle eingefangenen Menschen als geistig gestört oder verdummt anzusehen. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt der großorganistischen Forschung jedoch ist die Ordnung des Raubtierkörpers und seiner geistigen Verfassung höchst sinnvoll, so daß der Massenpsychologe genau zwischen dem gesunden Lebenszustand einerseits und körperlichen oder geistigen Störungen andererseits unterscheiden kann.

Es gibt normale Großorganismen und es gibt krankhafte. Letztere können nach geraumer Zeit gesunden oder zugrunde gehen. Auch gesunde Großorganismen können durch ungünstige Veränderung der Umstände oder durch den Ansturm stärkerer Konkurrenten vorzeitig vernichtet werden. Jedenfalls ist die innere Zersetzung und das fieberhafte gegenseitige Aufzehren von Kräften ein untrügliches Anzeichen für ein Kranksein oder das nahe Ende.

Das vorzeitige Ende eines Großorganismus wirkt sich fast immer katastrophal aus, weil die bis dahin gebundenen Kräfte

nun in einen chaotischen Zustand stürzen. Seelische Haltlosigkeit der Menschen, Verlust der stets unselbständigen Zweckmoral, hemmungsloser Egoismus der Einzelnen und das Auftauchen zahlloser Fäulniserreger, Totengräber und Kleinstorganismen aller Art verraten die Wahrheit, daß die Menschheit gar nicht ohne die schützende Einbeziehung in Großorganismen existieren kann. Kein noch so begabter Individualist kann mit seinem Verstand die tausendfältigen Schutzformen ersinnen und die Menschheit disziplinieren, wie es die Natur durch die Komposition von Großorganismen spielend zu tun vermag.

Das sind unterbewußte Leistungen des Denkapparates, und ihre Erkenntnis ist ein Beitrag zur Zerstörung des allzu großen wissenschaftlichen Selbstvertrauens der Menschen. Gäbe es keine Großorganismen, so würde es auch keinen Idealismus, keinen Opfersinn, keine Gemeinschaft geben, und der einzelne Mensch wäre dann selbst ein hundertprozentiges Raubtier. Alle Kultur ist individualistisch, aber sie erwächst nur im Schatten der großen Raubtiere.

Ich habe das Bild der katholischen Kirche absichtlich rationalistisch völlig ungeschminkt zu geben versucht und muß jetzt nochmals mit allem Nachdruck betonen, daß ohne diesen oder andere gleichwertige Großorganismen ein menschliches Dasein nicht denkbar ist. Es ist gewiß auch nicht mit einem einzigen Großorganismus in dem jeweils zugeordneten Lebensraum vorstellbar, denn nur der Wettbewerb erzeugt Leben und ermöglicht das zwischenstaatliche Eigenleben geistiger Selbständigkeit. Alle Versuche, auf die zweifellos verdummenden und bei ihrem Übergewicht selbstzerstörenden Großorganismen zu verzichten, sind vergeblich. So ist das Leben.

25.

Die Entstehung der Großorganismen

Offensichtlich entstammen alle Großorganismen meinem Denkapparat und im weiteren Sinne dem Denkapparat derjenigen Menschen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Das bedeutet insofern nicht viel, weil man das von jedem anderen Lebewesen als Bestandteil meiner Vorstellungswelt genau so behaupten kann. Trotzdem besteht ein wesentlicher Unterschied, denn ohne die Menschen als Bauelemente ist der Großorganismus der katholischen Kirche nicht denkbar, während Tiere und Pflanzen auch ohne den Menschen immerhin als daseiend gedacht werden können.

Sowohl die Körperlichkeit der Großorganismen wie auch ihre Geistigkeit, ihr Lebenswille, ihr Direktionssinn und ihre Raubtierhaftigkeit werden zwar nicht von den Menschen beherrscht, aber doch von ihnen getragen und von ihnen allein zum Ausdruck gebracht. Man muß sich dabei dessen bewußt sein, daß auch der Mensch selbst wie alle Tiere und Pflanzen gleicherweise nur durch seine Bestandteile sichtbar, fühlbar und wirkbar zur Erscheinung kommt. Die Dichtigkeit des Verbandes ist nicht entscheidend, ebensowenig die Art der Arbeitsteilung. Ich kann nicht feststellen, wo sich die Seele des Menschen befindet und aus welcher teilselbständigen Materie sie gebildet wird.

Ich darf mich daher nicht wundern, daß ich vergeblich nach dem Sitz der Seele eines Großorganismus suche. Wahrscheinlich werden einige Menschen bevorzugte Träger des seelischen Organs sein, wie dies bei meinem eigenen Körper angenommen werden muß. Bei dem Aufsuchen des Verstandeszentrums ist

es schon leichter, bestimmte Gehirnzellen verantwortlich zu machen. Ebenso werde ich in einem Großorganismus einzelne Menschen finden, die einen besonderen Anteil an der Direktion haben. Aber auch hier weiß ich nichts Genaueres.

Bei mir selbst kann ich mir Arme und Beine, Augen, Gehör und mancherlei andere Organe zerstört vorstellen, ohne unmittelbar damit den Tod vorauszusetzen. Ich werde zwar lebensuntüchtig und ohne Hilfe anderer Menschen nicht mehr daseinsfähig sein, aber die Seele und der Verstand werden von solchen Teilverlusten nicht betroffen. Ich kann sogar den Verstand aufgeben und ein tierhaftes Dasein weiterleben ohne zu sterben. Eine zuverlässige Regel, bei welchem Vernichtungsgrad einzelner Bestandteile meines Daseins die Lebensfähigkeit erlischt, gibt es nicht. Die gleichen Schwierigkeiten treten bei dem Zerstören von Großorganismen auf, wenn man ermitteln möchte, welche Menschen lebenswichtige Organe bilden oder gar die Träger der Seele und des Lebenswillens sind. Vielleicht gelingt es noch einmal der Wissenschaft, unter den Zellen die Spezialisten des Lebens etwas genauer zu bestimmen, und dann wird man danach auch für die Großorganismen interessante Aufklärungen erwarten dürfen.

Ähnlich verhält es sich bei dem Problem der Zeugung und Geburt von Großorganismen. Die Vorgänge sind schon bei den Menschen, Pflanzen und Tieren geheimnisvoll genug, und dieserhalb wird man vorläufig sich mit wenig gesicherten Anschauungen begnügen müssen. Für das Kernproblem sind die Grenzbezirke nicht wichtig, aber für die Anschaulichkeit des weitreichenden Begriffes Lebewesen ist ein einigermäßen tragfähiges Gleichnis zweifellos sehr nützlich.

Bei allen höheren Organismen bedingt die Fortpflanzung eine Zweigeschlechtlichkeit. Das Vorkommen von Parthenogenese oder die anscheinend allgemeingültige Grundidee der Zellteilung wird man sicherlich bei Vergleichen mit Großorganismen ausschalten können, ohne damit die Möglichkeit von Parallelen zu leugnen. Es hat wenig Zweck, sich in Besonder-

heiten zu verlieren, zumal uns vorerst nur der Mensch selbst mit allen seinen Bindungen interessiert.

Die analogische Totalität verlangt, daß alle Organismen, alle Lebewesen, also auch Tiere und Pflanzen als Bausteine von Großorganismen den Kompositionstrieb zu Gemeinschaftsgebilden zeigen. Tatsächlich ist dies nachweisbar. Bienen, Ameisen, Termiten und viele andere Lebewesen sind überhaupt nicht als einzelne Tiere denkbar oder nur kurzfristig ohne Eingliederung daseinsfähig. Man weiß nicht, ob man einen Termitenstaat als Einzellebewesen oder als einen typischen Großorganismus betrachten soll, so sehr berühren sich hier die Begriffe.

Sogar die höchstentwickelten Raubtiere, die wegen ihres betonten Einzelgängertums und ihres Unabhängigkeitstriebes den Namen für das Beispiel eines Urlebewesens gegeben haben, sind in Großorganismen der Familie, Gattung usw. eingebunden und damit übergeordneten Gebilden willensmäßig unterworfen, wie dies später noch erläutert werden soll. So werden auch Hefezellen und sonstige niedrige Organismen zu Gebilden mit einer Gemeinschaftsseele komponiert sein, die man bisher noch nicht beobachtet hat und für die man andere Gleichnisse der Geburt wählen muß. Diese Frage möchte ich noch offen lassen und mich auf eine zweigeschlechtliche Darstellung der Entstehung von Großorganismen aus Menschen beschränken.

Die christliche Kirche ist unzweifelhaft von einem Menschen gezeugt worden, den wir Jesus Christus nennen. Wie die Person im Lichte der Geschichte aussieht oder bei reicheren geschichtlichen Quellen beschrieben werden könnte, ist nicht entscheidend. Die Analogik geht von dem Grundgedanken aus, daß hinter dem sichtbaren Vernunftwesen ein dämonisches Wesen steht, das dem unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen angehört und mit jedem Einfall, mit jedem schöpferischen Gedanken die Zeugungsfähigkeit der Urkraft beweist.

Es kann immer nur ein Individuum sein, das selbständige Gedanken zu Ideenorganismen ausreifen läßt. Erst von dieser

Voraussetzung aus läßt sich ein Gleichnis von der Zeugung und Fleischwerdung eines Großorganismus finden.

Bereits hierbei macht sich eine Unterscheidung notwendig. Die katholische Kirche mit ihrer stufenartigen Entwicklung und ihren vielen Sprößlingen wird erst dann verständlich, wenn man einen Willen und die Fähigkeit zur Fortpflanzung annimmt, wozu jedesmal ein erneuter Zeugungsvorgang notwendig wird. Wie für den Protestantismus ein Martin Luther und für die reformierte Kirche ein Zwingli als Erzeuger zu denken sind, wird jedes andere echte, eigenwillig ausgeprägte Kind der großen christlichen Religionsfamilie ein Individuum als Vater nachweisen lassen. Um diese Art der Zeugung handelt es sich nicht, sondern um die Urzeugung. Späterhin, als es bereits eine christliche Kirche gab, wird man unschwer ihre Aufgabe als Mutterschoß begreifen. Solange es jedoch noch nichts gab als einen einzelnen Menschen, der sich mit einem Ideenorganismus, einem ausgereiften Einfall aus dem Jenseits trug, ist die Zweigeschlechtlichkeit der Entstehung schwerer erklärbar.

Von Christus wissen wir, daß er eine Anzahl Jünger um sich versammelte, und daß er mit dieser engeren Anhängerschaft sehr innerlich verbunden war. Er lebte und litt mit ihnen, wanderte predigend und lehrend nach der Sitte der Propheten seiner Zeit umher und bildete damit eine richtige Familie.

Das Verwunderliche daran ist nicht die Tatsache einer Anhängerschaft, sondern die mit großer Wahrscheinlichkeit aus allen Quellen zu bestimmende sehr bescheidene Geistesstufe der Jünger. In keinem einzigen der Berichte taucht ein besonderes Anzeichen für ein Verständnis der tiefen Erkenntnis Christi auf. Allem Anschein nach waren es blindgläubige, gutmütige, schwärmerisch veranlagte Fischer und jedenfalls Mitglieder der ungebildeten untersten Klasse des Volkes. Man weiß nicht einmal, ob die Evangelisten zu den Jüngern gehört haben, und es spricht mehr dagegen als dafür, diese Möglichkeit zu bejahen.

Die beiden auffälligsten Gestalten waren Petrus, der ihn in der Not kleinmütig verleugnete, und Judas, der ihn verriet. Selbst der Lieblingsjünger Johannes kann nicht den Eindruck verwischen, daß die kleine Gemeinschaft recht passiv, unselbständig, weichlich und wenig überzeugungskräftig gewirkt haben muß.

Christus wußte dies. So verwaschen und unzuverlässig die uns überkommenen Berichte sein mögen, so kann man doch nicht in der Geschichte von Gethsemane nur den Sinn einer nachträglichen rein legendären Erfindung sehen. Christus fühlte, daß er sich auf keinen seiner Jünger wirklich verlassen konnte und gezwungen war, seinen Leidensweg allein zu gehen. Ihr Geist war willig zu gehorchen, aber ihr schwaches Fleisch setzte auch dieser demütigen Aufgabe eine Grenze.

Keiner der Jünger war dazu bestimmt, das Haupt der Kirche zu werden, auch Petrus nicht, an dessen Namen sich aus begreiflichen Gründen die Tradition klammerte. Gegen alle Folgerichtigkeit übernahm Apostel Paulus sehr schnell die Führung, und die uns wahrnehmbare Kirche ist praktisch ausschließlich ihm zu verdanken.

Der Jüngerkreis manifestierte kein Mannestum, und damit ist die Frage berechtigt, ob er nicht überhaupt nach seiner Zusammensetzung und Art berufen war, das weibliche Element in dem zweigeschlechtlichen geistigen Zeugungsvorgang zu vertreten und den Samen der Lehre Christi auszutragen, bis aus seinem Schoße der Großorganismus erwuchs.

In diesem Falle würde man die Entstehungsursache von Großorganismen darin sehen, daß zwar der Erzeuger ein Individuum sein muß, ebenso wie bei der Entstehung von einzelnen Menschen, daß aber der weibliche Partner bereits eine Vielfalt von Menschen bildet, mit der die spätere Zusammengesetztheit des neuen Lebewesens vorgezeichnet wird. Da es sich anfänglich um geistige Vorgänge handelt, ist die körperliche Geschlechtlichkeit der einzelnen Mitglieder des Mutterorganismus unwesentlich. In den damaligen Zeiten geistiger Verkümmerung

der Frauen war wohl überhaupt kaum bei geistigen Zeugungen mit weiblicher Beteiligung zu rechnen.

In den heutigen Zeiten ist es ganz anders. Es gibt heute so viele aus einer weiblichen Vielfalt hervorgegangene Großorganismen, daß sogar — wenn wohl auch nur selten und nicht leicht erkennbar — von weiblicher Zeugungskraft in geistigen Ebenen gesprochen werden darf.

Das typisch Weibliche hinsichtlich der Empfängnis und der Mutterschaft ist ungeistig. Weiblich ist gerade das Passive, Unzuverlässige, Unselbständige, Weichliche und letzten Endes Überzeugungslose, was die Jünger zur Schau trugen. Damit gewinnt die Überlieferung einen viel tieferen Sinn. Ich würde sie nicht so ausführlich zur Abrundung des Begriffes Großorganismus benutzen, wenn es nicht in der Geschichte so viele ähnliche Beispiele gäbe und wenn sie nicht auch in der Fortsetzung folgerichtig wäre.

Das Bild ändert sich nämlich mit einem Schlage, als symbolisch die Geburtsstunde am Pfingsttage schlug.

Das urweibliche Wesen — wir dürfen hier nicht mit dem Erziehungsbegriff der treuen Gattin rechnen — ist ängstlich, ohne Widerstandswillen und auf den stärksten Mann nach dem Naturgesetz angewiesen. Aber sobald ein Kind aus seinem Schoß das Licht der Welt erblickt, wird die Mutter eine Löwin an Mut und Beutegier.

Zwischenzeitlich sucht sie in aller Stille ihr Kind auszutragen und allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Auch die Jünger hatten sich nach der Katastrophe des Todes Christi verstreut, bis sie in sich unbewußt das keimende Leben verspürten und erneut heimlich zusammenfanden. In dieser seelisch geschlossenen Komposition von Zellenwesen, die mit einer Gebärmutter vergleichbar ist, drängte der Großorganismus mit den ekstatischen Erscheinungen der Wehen nach Gestalt. Eine seltsame suggestive Kraft strömte von den vermutlich unzusammenhängenden Worten der Jünger am Pfingsttage aus und

bewirkte ein Zusammenfassen von Menschenmaterial, dessen das neue Lebewesen bedurfte.

Alle Scheu und alle Angst war von dem vorher so zaghaften Kreis gewichen. Die Jünger wurden zur Geburtsstunde bereits von ihrem Geschöpf unterworfen und ihm dienstverpflichtet. Ihm opferten sie wie eine Mutter ihr ganzes Dasein, und todesmutig bekannten sie sich zu seiner Verteidigung gegen alle Großmächte der Erde.

Der rasche Wechsel ist so auffallend, daß er durch die Nebelhaftigkeit der Legenden und Berichte hindurch als gesichert gelten darf.

Allmählich erwachte auch das Bewußtsein des Kindes. In Apostel Paulus erhielt es das erste mit Gehirnzellen vergleichbare bewußte Denkorgan, das der massenpsychologischen Seele die Ausdrucksmittel des Verstandes verlieh. Wiederum drängt sich das Bild des typisch Mütterlichen auf. Der Jüngerkreis stand offenbar fassungslos vor dem titanenhaften Wuchs seines Kindes.

Wie jede Mutter hatten auch die Jünger geglaubt, daß ihr Kind ihnen zu eigen bliebe, in ihrem Geiste aufwachsen würde und im Rahmen jüdischer Anschauungsweise für sein ganzes Dasein begrenzt sei. Sie wagten gar nicht, an der ihnen gewohnten Weltvorstellung zu rütteln und über den Heimatbezirk hinauszudenken.

Das neue Lebewesen war jedoch eigenwillig, und die Gewalt des Blutes der väterlichen Zeugung ließ es nicht vor Grenzen zögern, die seit ewigen Zeiten eine Mutter ziehen zu können hofft, um sich ihr Kind zu erhalten. Mit beinahe gesetzlicher Regelmäßigkeit wiederholte sich der gleiche Vorgang der Loslösung des neuen Lebewesens von der mütterlichen Vormundschaft, wie dies auch der Vater bei Verlassen seines Elternhauses getan hatte. Mit der Geburt und dem Schutz der ersten Schritte in der Welt bis zur beginnenden Selbständigkeit des Lebens ist die seelisch-körperliche Aufgabe der Mutter erfüllt. Mit dem Erwachen des geistigen Daseins verlor der Jünger-

kreis seinen Zweck, und trotz aller Bemühungen der Geschichte um Erhaltung des Vorrechtes der Jünger kann man sich nicht des Eindruckes erwehren, daß sie ihre Rolle ausgespielt hatten. Mit typisch weiblicher Unentschlossenheit bemühten sich die Apostel noch einige Zeit um das Aufhalten einer Entwicklung, die so schnell über ihr Vorstellungsvermögen hinausging. Der neue Großorganismus ließ sich nicht bändigen und einem spießbürgerlichen Erziehungsprogramm mit sakrosankt gedachten Konventionen unterwerfen. Jede Mutter freut sich, wenn ihr Kind gedeiht und von aller Welt als einzigartig anerkannt wird. Uneingestandenermaßen erweckt jede Geburt eine Art mütterlichen Messiasglaubens, aber wenn das Kind seine eigenen Wege geht, sich von der Umgebung seines Werdens losreißt und tatsächlich zur Welteroberung schreitet, dann bleibt die Mutter bekümmerten, sorgenvollen und zwiespältigen Herzens zurück.

Das gleiche Bild bieten die verwirrten und ratlosen Jünger. Ohne die geringste Ahnung einer Weltmission und ihrer taktischen Vorbedingungen verharren sie im Althergebrachten und in dem Glauben an die Fortsetzung einer widersprechenden Stammestradition. Mit spärlichen, sehr unsicheren und wahrscheinlich durch Namensverwechslungen abgewandelten Nachrichten tauchen sie noch gelegentlich hier und dort auf, aber die Gehirnzellen, Verkünder und Blutzeugen des Großorganismus werden seit St. Stephan und Apostel Paulus ganz andere Leute.

Die diplomatische Geschicklichkeit, die Betonung des römischen Bürgerrechts, die taktische Zielstrebigkeit und das Aufspüren von Stellen des geringsten Widerstandes zur unbegrenzten Lebensausweitung, alles Methoden, die Apostel Paulus ergreift, atmen einen völlig andersartigen Geist, als der Jüngerkreis jemals hätte begreifen können. Es ist der Geist des großen Raubtieres, ohne dessen Erweckung die Erkenntnis Christi in einem kleinen Konventikel mit zahllosen gleichzeitigen Parallelerscheinungen untergegangen wäre.

Wenn diese Darstellung der Entstehungsvorgänge des ersten christlichen Großorganismus einige verallgemeinerungsfähige Zuverlässigkeit haben soll, dann bedarf sie der Bestätigung durch weitere Beispiele. Allerdings sind Großorganismen dieser Deutlichkeit und Größe nicht häufig, und ihre Entstehung spielt sich fast stets im Dunkel ab. Aber soweit wir ähnliche Verhältnisse in der Geschichte vorfinden, wird fast eine Gesetzlichkeit sichtbar.

Die Religionsgründung eines Konfutse nahm sehr genau den gleichen Verlauf. Wiederum sehen wir eine Schar von Schülern um den Meister versammelt. Sie teilen mit ihm Glück und Unglück während der ruhelosen Wanderungen auf der Suche nach praktischer Betätigung und Nutzbarwerdung der Lehren. Konfutse gelingt es ebensowenig wie Christus im Vorhof des Tempels, die Reinheit der Geisteshaltung zu erzwingen. Dem Weisen wird die Gegenwart versagt, und alle Kräfte drängen danach, den Ideenorganismus durch Neuzeugung und Fortpflanzung zu erhalten. Das scheint immer der Ausweg zu sein, den ein Gedanke sucht. Vielleicht sind alle Großorganismen nur Gedanken, die zu kräftig sind um unterzugehen, die aber nicht als Ideenorganismen im Lebensraum des Erzeugers zur Auswirkung kommen konnten.

Überraschend ist der Nachweis, daß auch die Schüler Konfutses keinesfalls durch besondere geistige Selbständigkeit ausgezeichnet gewesen sein können. Sein Lieblingsschüler betonte sogar eine gewisse Verachtung einer produktiven denkerischen Begabung zugunsten der reinen Körperkräfte, so daß er durch das — übrigens bemerkenswert gemeinverständliches — Gleichnis vom gefiederten Pfeil zurechtgewiesen werden mußte. Keiner der Schüler ist später besonders lichtvoll hervorgetreten, sie bildeten alle offensichtlich nur das naturhaft gebundene, unintellektuell-mütterliche Gefäß zur Aufnahme und zum Austragen der geistigen Zeugungskräfte ihres Meisters.

Nach dem Tode Konfutses blieben die Schüler beisammen, und in dem Schoß ihrer zellenhaften Komposition reifte der

neue Großorganismus aus. Die Legende berichtet, daß es ein Jahr dauerte, bis die Lehre des Meisters sich zu einer greifbaren Form herauskristallisierte. Leider liegen keine Nachrichten darüber vor, wer dazu berufen war, das Haupt des jungen Großorganismus zu bilden, denn lange Zeiten hindurch lebte das Titanenkind im Dunkel. Als es in das Licht der Geschichte trat, war es bereits so weit ausentwickelt, daß kaum noch ein einzelner den Direktionssinn symbolisieren konnte, sondern eine unübersichtlich große Komposition von Menschen als Gehirnzellen und als die unerkennbaren Träger der Seele fühlbar wurde.

Bis zum heutigen Tage spielt der Fortpflanzungszwang einer aus der unmittelbaren Gegenwartsbetätigung verdrängten Idee und der mütterliche Schoß eines Jüngerkreises bei allen Großorganismen eine bedeutsame Rolle. Um dies näher zu erklären, bedarf es der Untersuchung, wie es sich verhielt, als trotz nachweislich sehr wirkungsvoller Ideenorganismen und günstiger Umweltbedingungen kein Großorganismus entstand.

Zu Lebzeiten des Konfutse gab es im gleichen Raum noch einen anderen intellektuell erheblich erkenntnisreicheren Weisen: Laotse. Auch er hatte den Legenden nach einen Schülerkreis um sich versammelt, aber hier handelte es sich nicht um geistig unselbständige Krieger, kleine Beamte und entsprechend nichtssagende Mitglieder, sondern um eine typisch hochgeistige Auslese im Querschnitt vom Bettler bis zum Minister. Konfutse selbst gehörte wahrscheinlich kurze Zeit zu dem Hörerkreis des ehrwürdigen Laotse. Während bei Konfutses Schülern nur hin und wieder von guten Beziehungen seiner Schule zu den weltlichen Mächten berichtet wird, die dem Meister das Leben gelegentlich, wenn auch nur sehr unzureichend, erleichtern sollten, woraus erhellt, daß eine gesellschaftlich angesehene Herkunft nur sehr selten war, lehnte Laotse grundsätzlich jeden Vorteil weltlicher Art ab. Damit muß man die Möglichkeit der Vorteile aus einer teilweise sehr einflußreichen Schülerschaft

annehmen. Anderenfalls wäre dies oft angeschlagene Thema uninteressant.

Scheinbar bestand unter den Schülern Laotses gelegentlich sogar eine nicht geringe geistige Überheblichkeit, denn in vielen Legenden kommt eine gewisse Verachtung gegenüber Konfutse zum Ausdruck, während dieser selbst nur mit größter Verehrung von dem älteren Laotse spricht. Die Legenden mögen erfunden sein, und vielleicht sind Laotse und Konfutse gar nicht in persönliche Berührung gekommen, aber auch in den nachträglichen Berichten spiegelt sich eine Unterschiedlichkeit der Geisteshaltung wider, die nicht erfunden sein kann, sondern auf eine Wirklichkeit zurückgeführt werden muß.

Der Schülerkreis Laotses war sehr locker. Er war ausgesprochener Individualist. Er zog nicht wie Konfutse und Christus umher um zu lehren, zu wirken und Geltung zu gewinnen. Man mußte zu ihm kommen. Er quälte sich nicht zur Verwirklichung seiner Ideen auf Erden ab, er lebte sich selbst, und seine Anhänger begnügten sich mit Selbstbesinnlichkeit, Selbsterziehung und dem eigenen Einklang mit der Natur, ohne sich um andere Leute zu kümmern.

Trotzdem die Lehren Laotses viel erkenntnistiefer waren, trotzdem sein Begriff des Tao sich sehr zu Schlagworten eignete, folgte ihm kein Großorganismus, sondern nur eine sehr späte Sekte, die außer dem erborgten Namen Taoismus mit ihm nichts zu tun hat.

Ein intellektueller Schülerkreis kann keinen Mutterschoß bilden, denn jeder einzelne ist zu selbständig, zu individualistisch, um ein ungeistig triebbewegtes Zellengebilde zu ermöglichen. Laotse konnte einzelne Menschen befruchten, wie er dies noch heute in hohem Maße tut, aber zur Erzeugung eines Großorganismus bedarf es einer menschlichen Vielfalt mit einem Minimum an Eigenleben der Kompositionselemente.

Noch sinnfälliger ist das Beispiel des Sokrates, dessen Lehren bis heute von größtem Einfluß auf alle selbständig denkenden

Menschen geblieben sind, und der trotz aller gegebenen Vorbedingungen keinen Großorganismus erzeugte.

Sein Tugendbegriff, seine Lebensweisheit und alle seine Ethik sind auch durch das Christentum nicht überwunden worden. Sein großer Schülerkreis schuf eine starke Resonanz, und in Plato erhielt er einen Verkünder, der wie Apostel Paulus eine neue Kirche hätte gründen können. Warum tat er es nicht? Auch Sokrates starb den Opfertod für die kompromißlose Reinheit seines Wollens, ebenso mutig, ebenso wissend und ebenso überzeugt von der Notwendigkeit des Vorbildes seines im Jenseits wurzelnden höchsten Menschentums wie Christus.

Die einzige Erklärung ist wieder die Feststellung, daß der sokratische Schülerkreis der geistigen Jugendblüte Athens entstammte und unterschiedslos bis zu den angesehensten Familien reichte. Er beanspruchte wie Laotse die Denkfähigkeit seiner Anhänger. Er lehrte nicht ein fertiges Wissen, sondern er entzündete in Dialogen das Bewußtsein des schöpferischen Eigenlebens. Er wurde nicht von der dämonischen Peitsche schöpferischen Wirkenwollens gequält, sondern er konnte sich täglich ausgeben, ohne Sorge um einen geistigen Nachwuchs und um die Eroberung der Welt. Niemals kam er auf den Gedanken, seine Schüler dazu anzuhalten: Gehet hin und lehret alle Völker.

So streute er einen reichen Samen aus, der Individuen erweckte, aber keinen Großorganismus erstehen ließ.

Die Beispiele sind auch noch in anderer Hinsicht lehrreich. Bei jeder zweigeschlechtlichen Erzeugung rechnet man mit einem väterlichen und einem mütterlichen Erbteil. Ohne auf irgendwelche verwickelten und sicherlich noch nicht abgeschlossenen Theorien der Erbgesetzlichkeit einzugehen, muß angenommen werden, daß bei Mann und Frau eine gewisse Polarität entscheidend ist. Befruchten und befruchtet werden bedingen eine Gegensätzlichkeit, die geistig im Geben und Empfangen oder in Fülle und Leere dargestellt werden kann.

Ein geistiger Befruchtungsvorgang setzt die Aufnahmefähigkeit des Ungeistigen voraus. Wo diese Polarität nicht besteht, ist eine Vermählung nur schwer vorstellbar. Die Erfahrung, daß der moderne Mensch nicht nur männliche oder weibliche Fortpflanzungsaufgaben zu erfüllen hat, sondern in der Mitte der Lebensebene vor allem ein Eigenleben zur Entwicklung bringt, darf nicht darüber täuschen, daß bei Lebewesen geistig tieferer Stufe, wie die Großorganismen auf der einen Seite und die Tiere und Pflanzen auf der anderen Seite darstellen, die Polarität sich viel totaler ausprägt.

Sogar eine menschliche Weiblichkeit kann intellektuell niemals so hoch stehen (sofern sie nicht dadurch zur Fortpflanzung gänzlich unbrauchbar wurde), daß sie nicht im Zeugungsakt eben nur das ungeistig empfangende und rein körperhaft fühlende passive Wesen sein darf und sich dem Willen des Mannes bis zum Verlust aller Eigenwilligkeit unterwerfen muß. Die Frau vertritt das Urhafte oder Urnaturhafte des seelischen Daseins, während der Mann die geistigen Samen, den Lebenskeim spendet.

Danach möchte man annehmen, daß, wenigstens bei geistigen Sprößlingen, die Frau das Maß der Naturhaftigkeit und der Mann das Maß der ideellen Entwicklungsrichtung bestimmt.

Wie dem auch sei: es ist nicht notwendig, sich hierbei festzulegen, zumal der Anteil der Großeltern, Urgroßeltern usw. jede Linienführung verwirrt. Man kann ruhig annehmen, daß aus zwei einseitig hochintellektuellen Menschen vorzugsweise Lebewesen geringerer Naturhaftigkeit oder Robustheit entstehen, während andererseits Abkömmlinge von zwei ungeistigen Menschen wenig Aussicht auf Gewinnung eines großen Lebensraumes haben.

Bei einzelnen Menschen mag die Verteilung der gegensätzlichen und einander ergänzenden Aufgaben auf Mann oder Frau durch das ältere Erbgut unkontrollierbar sein. Bei Großorganismen dagegen erweist es sich als sinnvoll, daß auf die mütterliche Vielfalt das ungeistig Naturhafte und die seelischen

Kraftreserven entfallen, während der Vater die allgemeine Entwicklungsrichtung angibt.

Mit einfacheren Worten und ohne eine Diskussion von Theorien innerhalb der dunklen Grenzbezirke: die Robustheit, Ungehemmtheit, Willenskraft und sehr ursprüngliche Raubtierhaftigkeit des christlichen Großorganismus ist sicherlich auf den Erbanteil zurückzuführen, den der Mutterschoß ungeistiger Fischer oder ähnlicher noch sehr naturverbundener und unverbildeter Vertreter der untersten Volksschicht dem von ihm geborenen Geschöpf mitgegeben hat.

Soweit Ideenorganismen in Philosophenschulen oder entsprechenden geistigen Kreisen Ansätze zu Großorganismen zeigten, wie z. B. bei wissenschaftlichen oder künstlerischen Anschauungen und sozial hochstehenden Modeerscheinungen, trat trotz erbitterter Machtkämpfe und Geltungsspannungen niemals die gleiche urnaturhafte Brutalität auf, wie in dem Machtstreben der katholischen Kirche. Bei den vorgenannten Großorganismen fehlen keineswegs die Raubtierkrallen, aber sie blieben in der Wahl ihrer Machtmittel auf unkörperliche Waffen beschränkt, die sie sicherer zu handhaben wußten.

Dagegen nutzten die zahlreichen religiösen, politischen, sippengemeinschaftlichen oder rassenmäßigen Großorganismen, die keiner vorgebildeten mütterlichen Erbmasse bedurften, sofort jede Raumfreiheit aus, um mit Mord und Totschlag ihre gewalttätige Raubtierhaftigkeit zu beweisen.

Nicht nur bei der Kirche Christi, sondern bei allen sonstigen Großorganismen ist die Art der Menschen, die den Mutterschoß gebildet haben, für die Eigenschaften und Kräfte des von ihnen geborenen Lebewesens in einem ausschlaggebenden Maße wichtig, wahrscheinlich im gleichen Maße wie die vom geistigen Erzeuger bestimmte Anlage. Es ist demnach nicht richtig, bei der Beurteilung der Kirche nur nach dem individualistischen Wissen um die Erkenntnis Christi zu fragen, denn ihre praktische Auswirkung ist uns nur in der Gestalt überkommen, die ihr der Mutterkreis verliehen hatte. Daraus ergibt sich für die Er-

forschung des Lebens der Großorganismen eine sehr wesentliche Folgerung.

Der Mutterschoß bedingt zwangsläufig eine Art Siebwirkung für alle Samenträger des Erzeugers. Der Jüngerkreis kann von der Lehre Christi nur das aufnehmen, wofür er aufnahmefähig ist. Wenn man einmal nachprüft, was von den Worten Christi tatsächlich in der Praxis des Großorganismus übrigblieb, so ist das wenig genug, und dann auch noch raubtierhaft verwandelt. Es ist fast unbegreiflich und nur mit der unbewußten Mechanik des Gedächtnisses zu erklären, daß überhaupt noch so viele Worte erhalten geblieben sind, die auf eine schöpferische Offenbarung des Erzeugers mit so großer Wahrscheinlichkeit schließen lassen. In den überlieferten Texten der Evangelien ist sehr viel mehr enthalten, als der Großorganismus der Kirche zum Ausdruck bringt, ganz abgesehen von sehr harten Widersprüchen.

Diese Siebwirkung ist von großem Einfluß auf den Auswahlbereich des Großorganismus auf der Suche nach Menschenmaterial.

Nehme ich an, daß ein bedeutender Arzt eine neue Heilmethode oder eine ganz neue medizinische Anschauungsweise als Ideenorganismus einem kleinen Kreis von Assistenten und ärztlichen Mitarbeitern verkündet, dann kann es geschehen, daß dieser Kreis einen Mutterschoß bildet. Man würde fehlgehen, wenn man den ärztlichen Beruf mit der geistigen Unabhängigkeit einer griechischen Philosophenschule auf eine Stufe stellen wollte, um damit die Möglichkeit medizinischer Großorganismen abzuleugnen. Geistige Selbständigkeit ist unter den Ärzten nicht häufiger als unter Juristen, Theologen und ähnlichen Fachwissenschaftlern, die auf die Kritik ihres Denkvermögens sozusagen beruflich verzichten und in Postulaten der Gegenständlichkeit befangen bleiben.

Tritt nun aus dem kleinen Kreis der Mediziner die neue Heilslehre, man möge sie Serumtherapie, Vitaminlehre oder sonstwie nennen, als Großorganismus hervor, so versucht dieses

Lebewesen sofort alle Gegner seiner Alleinherrschaft anzugreifen und möglichst viele Anhänger zu gewinnen. Es begnügt sich niemals damit, ein zusätzliches bescheidenes und nach aller Voraussicht begrenztes Dasein zu führen, bis es durch weitere Erkenntnisse abgelöst wird, sondern es kämpft mit allen sachlichen und unsachlichen Mitteln um die Vormacht. Gelingt es ihm, eine herrschende Anschauung zu werden, dann versucht es sogar wissenschaftliche Nachbargebiete zu erobern und Anschauungen zu vergewaltigen, die gar nicht auf der eigentlichen Wettbewerbsebene liegen.

Wesentlich ist dabei, daß der Großorganismus bei der von ihm erstrebten Einbeziehung von Menschen auf den speziellen Typ von Medizinern angewiesen bleibt. Alle sonstigen gebildeten und ungebildeten Menschen kommen nicht in Betracht, sie sind Laien und daher kein geeigneter Baustoff.

So ist die Serumtherapie von einem Mediziner erdacht und in dem Mutterschoß einer medizinischen Anhängerschaft als Großorganismus zum Leben erweckt worden. Für die ganze Zeit seines Daseins wird er sich auf Mediziner als kompositorische Elemente beschränken müssen. Bereits dadurch sind solche Großorganismen ziemlich anfällig. Ihre Lebenszeit ist dementsprechend kurz.

Nehmen wir einen anderen Fall. Auch die Homöopathie ist von einem Mediziner erdacht worden. Doch die Großorganismen älterer Anschauungsrechte bekämpften den Konkurrenten, sachlich und unsachlich. Ohne auf die historischen Umstände eingehen zu wollen, muß gesagt werden, daß die Anhängerschaft der neuen Heilslehre wegen ihrer sehr einfachen Methodik und Sinnfälligkeit sich von Anfang an auf Laienmitglieder ausdehnen konnte. Der Mutterschoß war stark kaufmännisch und jedenfalls laienhaft mitbestimmt, und der daraus entwachsene Großorganismus hat seinem mütterlichen Erbteil zufolge die Fähigkeit mitbekommen, zu seinem Wachstum weitgehend Laienkreise heranzuziehen.

Von seiten der reinen Mediziner, die wiederum eine Art berufsständigen Großorganismus mit der typischen Neigung zur Selbstherrlichkeit bilden, war dieser Wettbewerb äußerst unangenehm, und sie wandten bei solchen Problemstellungen regelmäßig summarisch den Vorwurf der Kurpfuscherei als Kampfmittel an, vor allem wenn sie keine sachlichen Gegenargumente mehr fanden.

Erst als wieder neue Parolen wie Biochemie und andere Ideen echten Kurpfuschertums auftauchten, ließ der Kampf zwischen Allopathie und Homöopathie etwas nach, da beide Richtungen wie echte Großorganismen in ihrer Verteidigung gegen neue Widersacher in eine partielle Solidarität ihrer Interessen gedrängt wurden.

Würde Sokrates in einer Ehe mit seinem hochgeistigen Zuhörerkreis einen Großorganismus gezeugt haben, so wäre dieser bereits an Mangel der Massenhaftigkeit hochgeistiger Menschen frühzeitig zugrunde gegangen. Er blieb daher in seiner seelischen und über das rein Vernunftgemäße hinausgehenden ethischen Zeugungskraft auf die Befruchtung weniger Individuen beschränkt, ohne einen lebendigen Organismus entstehen zu lassen. Vielleicht ist er aber auch dieserhalb in seiner Wirkung unsterblich, denn Großorganismen sind einzeln oder auch als Geschlecht vieler Dynasten an einen endlichen Tod gebunden, selbst wenn es Jahrtausende dauert. Originalschöpfungen sind zeitlos, trotz der modischen Pendelschwingungen ihrer Bewertung, wie es die Kunstwerke erweisen.

Jetzt werden wir begreifen, warum der christliche Großorganismus schon frühzeitig nahezu unbeschränkt menschliches Gestaltungsmaterial finden konnte. Die Menschen, die als Mutterschoß dienten, entsprachen einem massenhaft vorkommenden Menschentyp. Eine Begrenztheit nach unten war kaum vorstellbar, und folgerichtig schuf der Großorganismus sofort eine Eroberungsplanung auf die Armen und Unterdrückten, die ihm eine leicht erreichbare, innerlich zusagende und praktisch unbeschränkt vorhandene Ernährungsmöglichkeit sicherten.

Das ist eines der Geheimnisse des Erfolges. Den gleichen Typ, aus dem sich der Mutterschoß zusammensetzte, konnte sich auch der Großorganismus im Stoffwechsel einverleiben. Je tiefer geistig die Zellen des Mutterschoßes stehen, desto geringere Ansprüche stellt das Raubtier an seine organischen Bestandteile.

Dagegen ist die geistige Entwicklung des Raubtierkopfes von dem Niveau seiner Bestandteile ziemlich unabhängig. Der Direktionssinn des Großorganismus konnte sehr kluge Menschen als Gehirnzellen gewinnen, aber diese Klugheit war ausschließlich taktischer Art mit dem Ziel der Machtentfaltung. Eine Klugheit, die individuelle Selbständigkeit des Denkens zum Zweck schöpferischer Leistungen verlangt, war unmöglich. Deshalb verfolgen wir bei den geistig bedeutendsten Vertretern mächtiger Großorganismen immer die speziell taktischen Fähigkeiten und eine Art Machiavellismus, aber nie eine schöpferische Kraft, die allein den Urerzeugern vorbehalten ist.

Das Wort geistig ist so vielartig gebraucht worden, daß bei wortkritischer Betrachtung der vorstehenden Darlegungen leicht Irrtümer entstehen können. Es soll im Gegensatz zum Seelischen den Intellekt kennzeichnen und das Wissen zugleich mit einer denkerischen Schulung einbegreifen, ohne an sich für schöpferische Leistungen maßgebend zu sein. Die Teilung des Menschenmaterials kann aber auch mit moralischen Begriffen vorgenommen werden, freilich ohne genaue Festlegung des Begriffes.

Zweifellos war der Jüngerkreis Christi moralisch sehr hochstehend. Der Verrat des Judas hat diesen ausscheiden lassen. Die Verleugnung Petri war nur eine Schwäche, wie auch andere kleine Rügen des Meisters nur die weibliche Unentschiedenheit betrafen. Demzufolge muß angenommen werden, daß die ersten Christen überall beim Vorwärtsschreiten des Großorganismus zu den moralisch stilgebundenen Menschen zählten. Das verhinderte allerdings nicht die charakteristischen Dezernatskämpfe innerorganischen Lebens und die Gleichschaltung zur Raub-

tierhaftigkeit in den führenden Organen, wobei gelegentlich sehr unmoralische oder sogar verwerfliche Menschen zum massenpsychologischen Ausleben gelangten.

Erst als der christliche Großorganismus in einzelnen Räumen zur Alleinherrschaft kam und unterschiedslos alles an Menschen einbegriff, was dort vorhanden war, wurde die Moralauslese hinfällig. Die unterschiedslose Nahrung änderte dann auch langsam den Stil. Die als Fortpflanzungserscheinungen gedachten Stufen der Entwicklung führten von dem kleinasiatischen Ursprung immer weiter fort und verfärbten dementsprechend die Grundhaltung unter Bewahrung der raubtierhaften Grundtendenz.

Ein Körper, der wie z. B. ein Staat einfach alles einbegreift, trifft keine Sichtung mehr, und seine Zusammensetzung ist genau so moralisch und unmoralisch vielfarbig gewebt wie das Leben selbst. Trotzdem kann man damit rechnen, daß die erste Anhängerschaft auch bei totalen Großorganismen in charakteristischen Wesenszügen als Symptom der speziellen Eigenschaften angesehen werden muß.

In ihrer Raubtierhaftigkeit stimmen sämtliche Großorganismen überein, doch bei Begrenzungen ihres Auslebens werden jeweils eigentümliche Neigungen sichtbar, die als unterschiedliche Eigenschaften oder Charaktermerkmale anzusprechen sind. Je deutlicher der Größenunterschied und je formbildender die Widerstände sind, desto klarer tritt auch eine spezielle Anlage in Wirkung, wie dies besonders in den Anfängen des Geltungskampfes offensichtlich wird.

Es gibt große und kleine Raubtiere, solche, die mehr Gewalt und andere, die mehr List als Waffen anwenden. Wieder andere, die allein zu stehen vermögen, oder im Gegensatz hierzu rankengleich anpassungsfähige Schmarotzer, die einer Stützung durch unabhängigere Großorganismen bedürfen. Das Wort raubtierhaft bezeichnet lediglich den hemmungslosen Egoismus, und je ungehemmter dieser Egoismus sich auszuleben vermag, um so farbloser und eigenschaftsloser ist das Lebewesen.

Es nützte also dem christlichen Großorganismus nichts, daß er seine anfängliche Nahrungsaufnahme auf moralisch wertvolle Menschen bevorzugt richtete, denn seine Entwicklung bis fast zur Alleinherrschaft in einzelnen Lebensräumen verallgemeinerte seine Erscheinung zum Urtyp des raubtierartigen Großorganismus. Nur in Zeiten der Not, bei Lebensbeschränkungen und bei Mangel an einverleibbarem Menschenmaterial, so z. B. im Kampf mit zeitweilig gefährlich überlegenen Großorganismen unmittelbarer Konkurrenz, kommen sofort alle diejenigen Typen wertvoller Menschen in den Vordergrund, deren Impuls die schnelle und machtvolle Entwicklung der ersten Jugend des Großorganismus ermöglicht hatte.

Das heißt nicht etwa, daß in der Not nur die zuverlässigen und daher moralisch wertvollen Elemente ihre Treue bezeugen. Gut und Böse, moralisch und unmoralisch sind keine absoluten Begriffe, sondern sie sind von den Großorganismen selbst nach Maßstäben der Zweckerfüllung bestimmt worden. Wenn ich das Wort moralisch anwende, so ist dies ein sehr unsicherer Hilfsbegriff zur Verdeutlichung des Bildes.

Nehme ich z. B. einen Großorganismus an, der unmittelbar irgendwelchen amoralischen Zielen seines lediglich herrschsüchtigen Erzeugers sein Dasein verdankt, und dessen Mutterschoß eine unselbständige aber rauf- und raubgierige Horde geistig subalterner Spießgesellen gewesen ist, dann kann ich auch in Zeiten der Not sicher sein, daß der rattenartige Charakter solcher Typen sofort wieder zum Vorschein kommt und die Hauptsubstanz des großorganistischen Stilbildes ausmachen wird. Das erfolgt selbst dann, wenn die Größe des Raubstaates so weit gesteigert war, daß er nahezu das gleiche Verhältnis von Gut und Böse einbeziehen mußte, wie es sich überall im Leben zeigt. Der Großorganismus darf ruhig zum überwiegenden Teil aus edel veranlagten Menschen bestanden haben, er wird in der Bedrängnis und bei Materialverlust trotzdem seinen Initialstil nie verleugnen.

Die geistige Passivität und aufsaugfähige Unselbständigkeit der Jünger Christi befähigte den christlichen Großorganismus, hinsichtlich seiner Nahrungsmittelaufnahme nicht sehr wählerisch zu sein. Ganz allgemein gibt es Menschen, die in ihrem Denken keine Unabhängigkeit vertragen, und sie sind immer die ersten, die den Vergewaltigungsversuchen der Großorganismen zum Opfer fallen und ihr Eigenleben bis auf einen kleinen Raum ihres Triebdaseins aufgeben. Diese Leute benötigen sehr dringlich einen psychischen Halt, ohne den sie sich im Dunkel des Raumes verloren fühlen.

Mit zunehmender Intelligenz verbreitert sich im allgemeinen das Bewußtsein der Selbständigkeit, von dem die individuellen Eigenschaften in erster Linie abhängen. Das ist jedoch nicht immer notwendig.

Man wird annehmen dürfen, daß es hochintelligente Menschen gibt, die nicht die Kräfte zum unabhängigen Dasein aufbringen. Andererseits gibt es Menschen, die schon triebhaft nach Selbständigkeit streben, ohne eigentlich besonders intelligent genannt werden zu können. Intelligent und geistig unabhängig ist nicht dasselbe, wenn auch ein gewisser Zusammenhang in der Regel besteht.

Die eigentriebschwache Intelligenz kommt besonders bei Spezialisten vor, bei Wissenschaftlern, Kunsthandwerkern, Beamtennaturen und den charakteristischen Mitarbeitern, die in ihrem engeren Berufsgebiet sehr genau Bescheid wissen, aber außerhalb im Dunkeln tappen und für jede Führung ziemlich kritiklos dankbar sind. Selbst wenn sie gelegentlich unter der von ihnen gewählten Führung Unliebsamkeiten ertragen müssen, hüten sie sich überängstlich davor, die Leitschnur zu verlieren oder selbst einen harten Druck der Zügelanweisungen abzustreifen. Jede Ungewißheit erscheint ihnen noch schlimmer.

Alle leicht gewinnbaren Menschen haben den Nachteil, daß sie stets dem stärkeren Großorganismus anheimfallen, und daß sie daher recht unzuverlässig sind. Sie wählen ja nicht ihre Zugehörigkeit nach freier Wahl, wie sie es sich selbst zur Ret-

tung ihres Selbstbewußtseins einreden, sondern sie werden vergewaltigt, seelisch und notfalls körperlich. Darin unterscheiden sich weder die geistig stumpfen noch die hochintelligenten Menschenmaterialien dieser Art. Nur wenn die Frage des Stärkeren noch nicht geklärt ist, d. h. nicht für den Verstand, der eine ziemlich geringe Rolle spielt, sondern für die unbewußte Triebkritik, nur so lange wirkt sich eine Unterscheidbarkeit aus, die eine freie Wahl zulassen könnte. Befriedigend ist jedoch eigentlich nur die Vergewaltigung.

Bei den Jüngern Christi besteht wenig Veranlassung, das Wort intelligent anzuwenden, vielleicht noch weniger als das Wort geistig selbständig. Die grobsinnlichen Wunder ihrer Erinnerungen, die sich in den Evangelien niederschlugen, bezeugen, daß ihre Gläubigkeit auf einer recht tiefen Stufe stand, und daß sie kein kritikfestes Verständnis gewannen. Für ihre lebenspendende Aufgabe war das auch nicht notwendig, denn die geheimnisvollen Kräfte aus dem unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen haben mit Unterscheidungen der Intelligenz so gut wie gar nichts zu tun. Nur stilentscheidend ist diese Äußerlichkeit.

Als Apostel Paulus seine Missionstätigkeit in Athen begann, fand er sicherlich unter der dortigen Intelligenz viele Leute, die nur darauf warteten, den Verlust der lebensschwach gewordenen griechischen Religionsvorstellungen durch die Anhängerschaft an ein neues Glaubensbekenntnis zu ersetzen und die Verantwortung für ihr Tun auf eine höhere Macht zu übertragen. Trotzdem fand der Apostel wenig Resonanz. Die berühmte Tempelüberschrift: Dem unbekannten Gott, beweist die Empfangsbereitschaft, aber der Stil der armen und niedrigen Klassen übte keinen Reiz auf die Intelligenz aus, obwohl der Apostel selbst unzweifelhaft zu den Gebildeten zählte.

Die philosophisch geschulten und um denkerische Selbständigkeit bemühten Vertreter griechischen Geisteslebens waren sowieso gefeit. Es handelt sich nicht um diese Art Kompositionsmaterial, sondern um die vielen Intelligenzen, deren über-

mäßige Spezialisierung eine Einordnung in ein organisches Gefüge verlangt, und aus denen sich deshalb von Natur aus die höheren Organzellen der Großorganismen rekrutieren.

Darin zeigt sich nun die Auswahlbeschränkung hinsichtlich des einverleibbaren Materials durch die mütterliche Erbanlage der christlichen Kirche. Die sehr wichtigen Intelligenzen wurden im Anfang durchaus nicht angezogen. Erst nach dem Tode des Apostel Paulus scheint das inzwischen gestärkte Lebewesen die Kraft gefunden zu haben, die Abneigung der Intelligenz gegen kritiklose Gläubigkeit und den proletarischen Stil zu überwinden, so daß sich eine größere Anzahl intelligenter Spezialisten einordnete.

Das Stilmerkmal blieb lange bestehen, eigentlich Jahrhunderte hindurch. Selbst während der letzten Schritte zum Rang einer byzantinischen Staatsmacht fühlten sich viele Rechtsgelehrte, Diplomaten und ähnliche Vertreter des organhaften Beamtenehrgeizes durch das tölpelhafte, betont ungepflegte und übertrieben plebejische Benehmen des Großorganismus im Spiegelbild seiner menschlichen Bestandteile verletzt.

Der Kontrast zwischen Prunk und asketischer Verleugnung aller zivilisatorischen Gewohnheiten ist proletarisch, denn der geistig selbständige Mensch verabscheut beides gleicherweise. Auch in Großorganismen gibt es einen Atavismus, und die geringen Bedürfnisse der Jünger Christi spuken immer wieder sichtbarlich in allen Generationen der christlichen Kirche. Es ist wichtig, hierbei klar zu unterscheiden, was für die geschilderten Lebewesen als Eigenschaften ihrer Gattung oder als einmalige, sozusagen persönliche Besonderheiten eingeschätzt werden muß.

Löwen, Tiger und Bären sind Raubtiere. Sie zeigen übereinstimmend echte Raubtiereigenschaften, aber der Stil ihrer Zielstrebigkeit, ihr Temperament und ihre Methoden sind verschieden, bedingt durch ihre Größe, ihren Lebensraum, ihr Freßmaterial, Lebensalter und die Entstehungsumstände ihres Daseins.

26.

Großorganistische Urlebewesen

Von einer Selbständigkeit des Menschen als Lebewesen kann nur dann gesprochen werden, wenn es sich um das Ziel der ungehemmten Befriedigung aller derjenigen Triebe handelt, die das Musterbeispiel eines Raubtieres veranlaßt haben. Jede Einschränkung der eigensüchtigen Ausentwicklung ist bereits ein Symptom der Einordnung als Baustein, der Daseinsbeweis eines Großorganismus.

Man kann sich einen Menschen vorstellen, der sich auf einer abgeschlossenen Insel in völliger Einsamkeit befindet und unter sehr günstigen Umweltbedingungen ein hohes Maß an Unabhängigkeit zu behaupten vermag, aber im allgemeinen zwingen die Raumenge auf der Erde und der Wettbewerb um die Daseinsmittel zur Bildung menschlicher Gemeinschaften und Gemeinschaftsregeln, so daß nur ein recht bescheidener Bezirk persönlicher Willkür übrig bleibt. Am ehesten scheint die private Herrschaftssphäre noch ausdehnbar zu sein, wenn sich jemand zum totalen Führer einer Gemeinschaft aufschwingt und dadurch an Gestaltungsmaterial und Raumfreiheit gewinnt.

Allerdings ist es noch sehr die Frage, ob die Stellung eines Führers oder unbedingten Gewalthabers als Musterbeispiel der Raubtierhaftigkeit des ursprünglichen Lebensbegriffes tatsächlich die größtmögliche Unabhängigkeit bringt. Auch der Kopf eines Großorganismus ist schließlich dem gesamten Strukturgefüge verhaftet und lehrt, daß Ideenorganismen und Großorganismen ihre eigenen Erzeuger untertänig machen.

Andererseits ist die Mehrzahl der Menschen nicht imstande, den Rang von Führern zu erlangen. Die Sehnsucht ist jedoch

bei allen hochentwickelten Lebewesen so stark, daß sich ganz von selbst der Ausweg in die freiheitlichen Bezirke des Geistes öffnet, der dem Urtrieb des Denkapparates gerecht wird.

Zur Erklärung bedarf es einer Unterscheidung der Welt des Körperlichen und der Welt des Geistigen. Die Mittelstellung des Menschen wird durch nichts so sehr verdeutlicht, wie durch sein Vorrecht, die Spiegelbilder seiner Phantasie zum Selbstzweck werden lassen zu können. Wir nennen es Abstraktionsvermögen.

Die Arbeit des Denkapparates jedes Lebewesens besteht darin, daß er Wirklichkeitserlebnisse aussiebt, kritisch beleuchtet, verformt und sodann als Erfahrungswerte ablagert. Bei primitiven Lebewesen ist die Kritikfähigkeit und das Vorstellungsvermögen der geistigen Kräfte, d. h. der Einfälle aus dem unbekannten Raum schöpferischer Ursachen, verhältnismäßig gering. Der Mensch allein ist in der Lage, den Schwerpunkt so weit zu verlagern, daß die Vorstellungen der geistigen Kräfte einen hohen Grad von Selbständigkeit gewinnen und mit wenig Anregungs- und Baumaterial der Wirklichkeit auskommen. Das führt zu den sehr abstrakten Gebilden menschlicher Erfindungskraft, für die ich die Mathematik als Musterbeispiel benutzt habe. Wir wollen sie die geistige Sphäre nennen, und davon die körperliche Sphäre unterscheiden, ohne dabei zu vergessen, daß es sich immer nur um ein Mehr oder Weniger handeln kann. Es gibt weder ein reines Körperlich, noch ein reines Geistig, da beides nur zueinander besteht.

Das Wort körperlich darf dabei nicht von physischer Stofflichkeit abhängig gemacht werden, denn es gibt viele Vorstellungen, die nur Spiegelbilder des Stofflichen sind.

So wird man beispielsweise die körperlichen Triebe des Menschen, wie sie in der Freßgier, im Kampfrausch und in der Erotik sichtbar werden, auch dann niemals geistig oder vergeistigt nennen können, wenn sie ihre Befriedigung in Illusionen suchen. Das Vergnügen an erotischer Literatur oder

Bildern ist nicht geistig, sondern im übertragenen Sinne körperlich zu nennen.

Der Mensch besitzt als wahrscheinlich einziges Lebewesen und auch nur in seinen höchstentwickelten Exemplaren das Vorrecht, die Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit, die ihm die körperliche Welt versagt, im Reich des Geistigen zu finden. Die Möglichkeiten des Auslebens im Körperlichen sind, beginnend von dem Einmann-Königreich auf einer kleinen Insel bis zum absoluten Herrscher eines politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder religiösen Großstaates erschöpft. Im Reich des Geistigen bedarf es nicht einer solchen Gunst der Umweltverhältnisse. Auch bei einem ziemlich schmalen Lebensraum kann ein Mensch mit der Freiheit des Denkens zum wahren Inbegriff des individuellen Lebens werden und seine Mittelpunktstellung festigen.

Es wird sich nachweisen lassen, daß im Reich des Körperlichen niemals, auch nicht mit den vorteilhaftesten Bedingungen, ein echtes Höchstmaß an Unabhängigkeit erreicht wird. Man kann sogar die Behauptung vertreten, daß mit zunehmender Loslösung von den Bindungen der unmittelbar und im übertragenen Sinne körperlich bestimmten Welt der Grad der geistigen Selbständigkeit zunimmt.

Die Einteilung kann auch nach den Triebarten vorgenommen werden. Jeder Triebzwang macht den Menschen abhängig, mit Ausnahme des Urtriebes der Freiheit, der Erkenntnis und des schöpferischen Gestaltens einschließlich der vielen Näherungswerte. Gänzlich unabhängig ist kein Lebewesen, denn mit der Kontrastlosigkeit erlischt jede Wesenhaftigkeit. Der Philosoph letzter Konsequenz versinkt in einem Schattendasein wie Laotse, dessen Einheit für die Welt unsichtbar wurde. Nachdem klargestellt ist, wie unselbständig der Mensch als diesseitiges Lebewesen bleibt, auch wenn er sich auf einer sehr hohen Stufe des Individualismus befindet, wird es zweckmäßig sein, einige der wichtigsten Großorganismen aufzuzählen, die ihn als Bausteine verwenden und seinen Willen in ihrem Auslebensbereich ein-

schränken oder ihn sogar gänzlich entmündigen. Die Reihenfolge ergibt sich am bequemsten von innen nach außen bis an die Grenzbezirke.

Die Einheit des Egoismus wird im Leben eines ausentwickelten Mannes zuerst durch den Fortpflanzungstrieb durchbrochen. Er sucht eine Ergänzung, die ihn zum Teil einer geschlechtlichen Zweiheit werden läßt. Selbst wenn man eine raubtierartige Selbstherrlichkeit annimmt, die keine Partnerschaft sucht, sondern sich ein Objekt der Lust aneignet, so bleibt doch die Frage, wodurch der Trieb zur Fortpflanzung mit den Hilfsmitteln der Lusterweckung entsteht.

Das ideale Einzelwesen lebt nur sich selbst. Es hat an sich keine Veranlassung, sich fortzupflanzen und hierfür sogar Opfer zu bringen. Ich habe gesagt, daß die Angst vor dem Aufbrauchen der unauffüllbaren Lebenskräfte dazu drängt, wenigstens einen Teil seiner selbst zu erhalten und durch eine neue Geburt wieder mit Kraftreserven auszustatten. Das ist zweifellos denkbar, aber warum besteht der Selbsterhaltungstrieb in dieser Weise, und warum beschränkt er sich nicht auf das wirkliche bewußte Ich?

Es mag hier eingeschaltet werden, daß die geistig unabhängigsten Menschen tatsächlich oft einen nur geringen Fortpflanzungstrieb zu erkennen geben. Der Denker als das Vorbild individueller Unabhängigkeit fühlt sich offenbar so einmalig, daß er in der Fortpflanzung nur ein Fortleben im Körperlichen, d. h. im Unselbständigen sieht, woran er instinktiv nicht viel Interesse zu haben scheint.

Der Fortpflanzungstrieb ist bereits das Symptom eines Großorganismus und der Beweis eines untergeordneten Teildaseins einzelner Individuen, denn er entzieht das Individuum der Geltungssucht als Einzelerscheinung und zwingt es, sich einer Triebhaftigkeit bewußt zu werden.

Die analogische Folgerichtigkeit verlangt für die Behauptung, daß alles Leben nur auf Eigenwilligkeit beruht, den Nachweis der Eigenwilligkeit als alleinige letzte Ursache aller

Triebe. Bei einer rein individuellen Betrachtungsweise versagt der Egoismus als Erklärung der Fortpflanzung.

Es ist ungemein wichtig, an diesem Triebbeispiel zu erhärten, daß es in der Analogik keine Ausnahmen gibt. Das Problem löst sich sehr einfach, wenn man sich des Ausdrucks erinnert, den die Wissenschaft von jeher für den Fortpflanzungstrieb benutzt. Sie spricht von dem Trieb der Arterhaltung.

Der Kampf um Selbsterhaltung und Ausentwicklung ist echtes Leben und einseitig egoistisch. Er verlangt einen entsprechenden Verbrauch von lebendigen Bausteinen, den wir Stoffwechsel nannten. Die Bausteine jedes Individuums werden dauernd ausgewechselt, d. h. sie pflanzen sich in ihrem Organsinn dauernd fort. Jede Zelle im Körper des Menschen muß sich fortpflanzen, um den gesamten menschlichen Organismus während der ihm zugemessenen Lebenszeit kompositorisch erhalten zu können. Der Zwang, der auf die Zelle ausgeübt wird, durch Fortpflanzung die Organe zu regenerieren, stammt demnach von dem körperlichen Direktionssinn des menschlichen Gebildes und nicht dem individuellen Egoismus der Zelle, die sich dafür aufopfert.

In dem Augenblick, in dem der Mensch den Trieb zur Fortpflanzung verspürt, ist er nicht mehr Individuum, sondern Zellbestandteil eines oder mehrerer Großorganismen, die sich durch diese Erscheinung ihr Dasein und ihren Lebensbereich zu erhalten oder zu erweitern wünschen.

Der Hunger ist ein unmittelbar egoistischer Trieb, ebenso der Kampfrausch, soweit sie beide nicht gleichzeitig der Arterhaltung dienen. Der Fortpflanzungstrieb ist jedoch eindeutig ein Symptom dafür, daß größere Organismen, in die der Mensch als Baustein eingeordnet ist, ihre Organe zu regenerieren trachten und um ihre eigene Lebensausweitung besorgt sind.

Ein solcher Großorganismus ist z. B. an einem Standesbewußtsein erkennbar. Es mag ein Geschlecht, eine Dynastie sein, die danach drängt, sich zu erhalten. In diesem Falle muß der zugehörige Mensch weitgehend entmündigt werden. In be-

zug auf sein Geschlecht muß er sich in allen Dingen unterordnen, die das Lebensinteresse des Geschlechtes angehen. Die ganze Liste der Anzeichen großorganistischer Unmündigkeit muß in Geltung treten. Er darf sich seinen Ehepartner nicht mehr nach eigenem Gutdünken wählen, sondern er muß sich sogenannten höheren Interessen opfern, d. h. dem Egoismus des Großorganismus unterwerfen. Idealismus, Opferfähigkeit, Pflichtbewußtsein, Familiensinn, Selbstüberwindung und ähnliche Worte sollen mit der Verkündung einer höchst egoistischen Zweckethik das Aufgeben individualistischer Selbständigkeit und den Verlust der persönlichen Freiheit des einzelnen Menschen rechtfertigen. Die Worte enthalten zugleich die Bedrohung mit Diffamierung, Ausstoßung und Vernichtung desjenigen Zellbestandteiles, der sich gegen die Entmündigung und den Egoismus eines Ideengebildes aufzulehnen wagt.

Auch der Egoismus des Staates, der katholischen Kirche und ähnlicher mit moralischer Zweckgesetzlichkeit ausgestatteter Großorganismen kann das Privatleben im Bereich der Fortpflanzung vorschreiben. Rasseverpflichtungen, patriotische Gemeinschaftsziele, herrschende Theorien usw. pflegen eine Geburtensteigerung zu propagieren oder sie suchen mit schwersten Strafen jeden Versuch individueller Befreiung zu verhindern.

Die Heraustrennung der Lust aus dem Fortpflanzungstrieb, die immerhin geistig befruchtend sein kann, wird von allen auf irdische Macht bedachten Großorganismen bekämpft und mit lebensvernichtenden Mitteln reguliert, da sie sich wie bei homosexuellen Umkehrungen, Empfängnisverhütungen oder ähnlichen zielentbundenen Trieberfüllungen in ihrer körperlichen Gesundheit bedroht fühlen.

Die allgemeine Moral, die sich je nach der Macht des vorherrschenden Großorganismus dem Bewußtsein der eingeordneten Menschen eingeprägt hat, ist stets von dem nackten Egoismus des stilbestimmenden Lebewesens höherer Ordnung abhängig und niemals absolut oder individualistisch vertretbar. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sitten und indivi-

duellen Freiheiten, die die verschiedenen Großorganismen ihren Bestandteilen zuweisen, lassen erkennen, daß jede Moral zweckbedingt ist.

Ein Staat mit einem sehr starken Menschenverbrauch und sehr ausgebildeter Raubtierhaftigkeit ist moralisch erheblich strenger als ein konkurrenzlos befriedeter, wenig eroberungssüchtiger und innerlich reicher Gemeinschaftsgedanke. Dementsprechend ist auch die Verurteilung des sexuellen Individualismus äußerst verschieden. Selbstverständlich behauptet jeder Großorganismus, der allein zuständige Richter über Gut und Böse zu sein, denn das verlangt ja die Hemmungslosigkeit des Geltungstriebes, die das Leben ausmacht.

Die Erklärungen werden dadurch etwas erschwert, daß häufig der eigentliche Wille der Großorganismen durch Formwandel seiner Ausdrucksmittel undeutlich wird. Viele Theorien können z. B. den Zustand der Lebensschwäche eines Staates ausnutzen, um sich als berufene Vertreter auszugeben, was sehr leicht zu falschen Vorstellungen führt. So hat das Deutsche Reich nach dem Zusammenbruch 1918 und nachmalig 1933 viele Theorien mit gesetzlichen Folgerungen über sich ergehen lassen müssen, die keineswegs alle geeignet sind, als echte Symptome der instinktsicheren Lebensbehauptung eines politischen Großorganismus anerkannt zu werden, sondern die eher als Beispiele des Zerfalls und einer Neuaufteilung in einander konkurrierenden Ideenorganismen zu bewerten sind.

Auch der rassische Großorganismus wird nicht etwa mit Rassentheorien offenkundig. Der großorganistische Triebanlaß zur Entmündigung ist immer die Ursache und nicht die Folge der Verkündigung seiner Theorie, und er kann ohne andere äußere Gewalt als eine allgemeine Stimmung wirken. In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es kaum irgendwelche Rassengesetze, und doch wehrt sich der großorganistische Gedanke sehr kräftig gegen jede Vermischungstendenz. Er kämpft um sein Dasein mit sachlichen und unsachlichen Mitteln, verleugnet alle diesbezüglichen individuellen Menschenrechte

und vernichtet unbekümmert um politische Gesetze oder kirchliche Moral durch die typisch massenpsychologische Lynchjustiz jeden, der seinen Interessen ernstlich zuwiderhandelt.

Die einseitig qualitative Pflege des Menschenmaterials geschieht durch eine Art Ausleseprozeß, welcher Großorganismus auch dafür zeitweilig zuständig sein mag. Es ist bemerkenswert, daß jede geistige Übersteigerung, jedes Höchstmaß individueller Denkfähigkeit und kosmopolitischer Objektivität, das dem körperlichen Bestand eines Großorganismus nachteilig sein könnte, durch Trennung der Lust von der Zweckerfüllung die Fortpflanzung solcher Außenseiter, züchterisch verhindert. Damit wird erreicht, daß die Fähigkeit, sich großorganistischen Verpflichtungen durch Denkselbständigkeit zu entziehen, möglichst wenig vererbt wird, und daß geistige Höhepunkte nur in spontaner Einmaligkeit vorkommen.

Allen vorgenannten Mächten ist der Großorganismus des Menschentums mit seinen fundamentalen Willensäußerungen übergeordnet. Natürlich liegt er im Streit mit den zwar maßstäblich kleineren, aber in ihrer Ausprägung sehr wirkungsvollen Gemeinschaftsideen. Immerhin kommt seine alles übertönende Bedeutung unzerstörbar und dauernd zunehmend zur Entfaltung, nicht allein in den körperlichen Lebensgesetzen, sondern auch im Bewußtsein der Individuen.

Seit die Menschen den Erdball umfassen und ihre Beziehungen untereinander nicht mehr ohne Zusammenhang mit der Gesamtheit regeln können, gibt es allgemeine Menschlichkeitsrechte, die mit der Waffe einer ihr eigenen Moral die Menschen in ihren Bann zu ziehen suchen. Der Humanitätsgedanke ist nicht passiv, sondern kämpferisch wie ein echtes Lebewesen. Bei der ungeheuren Größe und der mutmaßlich sehr langen Entwicklungszeit kann man noch kein straffes Regiment erwarten, doch darf man mit einiger Sicherheit damit rechnen, daß in Zukunft die Raubtierartigkeit dieses gewaltigen Großorganismus erwachen und sich zur Geltung bringen wird.

Die Symptome sind bereits vorhanden. Die Kämpfe der

anderen Großorganismen des Staates, der Religion usw. werden bereits durch Konventionen eingeschränkt, durch die der Menschlichkeitsgedanke sich einschaltet. Die Vorrechte der Menschen über das Tier werden im Bedarfsfalle betont. Größere Verluste bei Katastrophen veranlassen zu Hilfsaktionen, oft sogar ohne Bedenken politischer oder religiöser Gegnerschaft.

Viele Individualisten, die sich von politischen, religiösen und ähnlichen Bindungen bis zur völligen Unabhängigkeit des Denkens befreit zu haben glauben, sind in Wirklichkeit unmittelbar dem Großorganismus des Menschentums mit seinen allerdings außerordentlich verallgemeinerungsfähigen Moralgesetzen unterworfen worden. Die höchste Ethik, die im Gemeinschaftsdasein gefunden werden kann, entstammt diesem Lebensgebilde. Obwohl sie auch nur eine Zweckethik ist und keinesfalls absolut genannt werden darf, ist es doch schwer, sie zu widerlegen, zumal irgendeine Zweckethik immer lebensnotwendig bleibt. Deshalb haben die bedeutendsten und dauerwertigsten Verkünder sittlicher Gesetze von jeher instinktiv nach einem Anschluß an diesen Großorganismus gesucht, der in den kommenden Zeiten der Bedrohung des irdischen Bestandes an Menschen sein Dasein mit härtester Zielstrebigkeit gegen den hemmungslosen Menschenverbrauch der kleineren, vorzugsweise regional beschränkten Großorganismen verteidigen wird.

Darüber steht wiederum ein Großorganismus des Lebens überhaupt. Er hat aber nur im toten Material einen Gegensatz, und deshalb reicht er in die dunklen Grenzbezirke. Man weiß lediglich, daß das Leben schlechthin einen Kampf mit der leblosen Materie führt, und daß daraus ebenfalls Zweckbestimmungen abgeleitet werden können, denen der Mensch unterworfen ist.

Wahrscheinlich sind die Naturschutzbewegung, die Abwehr von Tierquälerei und ähnliche im Sinne gleichgerichtete Ideen zur Erhaltung der ursprünglichen Lebensgemeinschaft auf der Erde Symptome dieses umfassendsten Großorganismus, von dem aus

sich die Ideenorganismen zu einem Teildasein abgezweigt und mit unmittelbaren regenerativen Bedürfnissen der alternden Menschen zu eigensüchtigen und sogar teilweise zielumkehrenden Großorganismen entwickelt haben.

Die genannten Beispiele lassen noch viele Zwischenstufen zu. Man ersieht daraus, daß der einzelne Mensch nach allen Seiten Bindungen unterliegt und als gleichzeitiger Bestandteil verschiedener Großorganismen sich in einem Strudel von Konflikten befindet, aus dem er seinen privaten Bezirk persönlichen Auslebens retten muß. Das Besondere an den triebbestimmenden Großorganismen des Geschlechtes, der Rasse und Menschlichkeit ist das Fehlen eines Nachweises ihrer Geburt. Vielleicht kann man bei einem dynastischen Bewußtsein noch von einem Gründer der Familie sprechen, der einen Familienstolz und damit das Gefühl eines Zusammenhaltes verursacht hat. Doch bei dem Rassenbewußtsein und bei allgemeinen Menschheitsbelangen hört auch diese Erklärungsmöglichkeit auf, so daß man von Urlebewesen sprechen muß. Man kann gewissermaßen daraufhin bis zu einem Ausgangspunkt der Menschheit und des Lebens zurückforschen. Die analogische Vollständigkeit verlangt, daß bei allen Tieren und Pflanzen das gleiche kompositorische Gesetz der Großorganismen erkennbar ist wie bei den Menschen. Tatsächlich ist dies der Fall.

Wenn man heute darüber nachsinnt, ob ein Bienenstaat einen tierischen Großorganismus oder eine sinnvolle Gemeinschaft von tierischen Kleinorganismen darstellt, dann schildert man damit genau dieselbe Situation, in der sich der Mensch befindet. Es ist immer und überall beides zugleich zu bejahen.

Tiere haben ebenso ihren individuellen Egoismus, aber ihr Fortpflanzungstrieb mit allen Aufopferungserscheinungen muß stets als Egoismus eines übergeordneten Großorganismus der Art oder Gattung ausgelegt werden. Stufenförmig bauen sich weitere zusammenfassendere Großorganismen darüber auf und endigen ebenfalls in der Vorstellung des allgemeinen Lebens.

Die großorganistischen Urlebewesen, die in vielen Gebilden

die zweite Seite bevölkern, die sich durch unsere Mittelpunktstellung auf der Lebensreihe ergibt, bedeuten jeweils massenhafte Spiegelbilder zu den Lebewesen der ersten Seite. Sie haben für die Naturwissenschaft insofern eine außergewöhnliche Wichtigkeit als in dieser Arbeitshypothese die ganze Vererbungsforschung sehr wesentlich vereinfacht werden kann.

Die Untersuchungen an einzelnen Lebewesen und die Gewinnung von Gesetzmäßigkeiten aus dem Verhalten von Individuen sind leichter als das Erforschen gestaltloser Gemeinschafts- und Gattungsbegriffe. Wenn ich jedoch weiß, daß eine bestimmte Vogelart oder eine Pflanzengattung genau die gleichen Bedingungen wie ein einzelnes raubtierartig ausgerichtetes Lebewesen erfüllt, dann kann ich daraus viele Rückschlüsse auf die einzelnen Tiere und ihr Verhalten als Bestandteile solcher Großorganismen ziehen. Ich weiß z. B., daß niemals einzelne Vögel geboren werden, ihr Dasein auszuleben versuchen und nach Aufzehren ihrer Kräfte sterben müssen, sondern daß diese Vorgänge nur im Zusammenhang einer Artgemeinschaft sinnvoll sind, und daß sich viele Rätselhaftigkeiten im Verhalten der einzelnen Vögel aus ihren Organaufgaben in ihren Großorganismen lösen lassen. Besonders für die Instinkt- und Gedächtnisfragen sowie für die Vererbungsprobleme sind der Lebenstrieb, das Lebensalter, die Lebensgeschichte und die Entwicklungsstufen der maßgebenden Großorganismen entscheidend.

Warum sind manche Pflanzen und manche Tiere allgemein zum Aussterben bestimmt, obwohl die Lebensbedingungen für die Individuen nach wie vor bestehen? Die Antwort lautet in den meisten Fällen: Weil die Lebenszeit der übergeordneten Großorganismen abgelaufen ist.

So ist es auffallend, daß die Ulmen keine rechte Widerstandskraft mehr aufbringen, und daß bestimmte Rosenarten sich nicht mehr züchten lassen. Erklärungen aus der Umwelt sind meist unzureichend und auch nur Begleiterscheinungen höherer Gesetze. Man kann sagen, daß die Idee der La-France-

Rosen abstirbt, ohne daß dieser Großorganismus eine andere Gegenständlichkeit gehabt hat als die einer lange Zeit hindurch bestandenen Züchtungsmöglichkeit.

Es gibt sogar Großorganismen, die nach allgemeinem Empfinden gar nicht als positiv vorhanden, sondern nur als negativ wirksam bezeichnet werden sollten. Dazu gehören die Krankheiten, deren Virulenz ansteigt und abfällt, ohne daß dies stofflich allein erklärbar ist. Krankheiten kommen über die Menschen und gehen wieder, sobald sie von neuen Organismen konkurrierender Art abgelöst werden. Krankheiten, ob mit oder ohne nachweisliche Erreger oder ihre jeweilige Deutung, sind Ideenorganismen, die sich zu negativen Großorganismen auswachsen können und raubtierartig ein lebendiges Dasein behaupten. Sie können Geltungskämpfe untereinander ausfechten, sie können Gemeinschaften bilden und sie bleiben dem Gesetz des Lebensablaufes mit gelegentlichen Regenerationen, Sprößlingen und Fortpflanzungen unterworfen. Wenn man sagt, daß dies in dem Zustand der Menschen begründet ist, dann kann man mit gleichem Recht sagen, daß der Mensch sein Dasein dem Zustand und dem Kompositionswillen seiner Zellen verdankt. Man darf nicht Ursache und Wirkung, die Idee und ihre Symptome verwechseln, nur weil man den Direktionssinn der Menschen und der Krankheiten nicht fassen kann. Erst im Denkapparat enthüllen sich die Geheimnisse des Lebensursprungs.

Da auch Krankheiten — nicht allein epidemischer Art — gewissermaßen nur durch Unterwerfung lebendiger Gebilde bestehen, was instinktiv oft durch Personifizierungen in der Kunst und im Aberglauben zum Ausdruck gebracht wurde, haben sie den Charakter richtiger Lebewesen, und aus dieser Erkenntnis werden sich für die Verteidigung des Menschen sicherlich Vorteile ergeben können, wenn es einmal gelingt, den Blick des Arztes für die Gegenständlichkeit von Großorganismen zu schulen.

27.

Der Begriff des Mittelpunktes

Zu alten Zeiten glaubte der Mensch, daß der von ihm bewohnte Teil der Erdoberfläche der Mittelpunkt des Weltalls sei, um den sich alle Gestirne auf kreisförmigen Bahnen bewegen. Als dann die Erkenntnis allgemeiner wurde, daß sich die Erde um die Sonne dreht, verlor sich notwendigerweise mehr und mehr der naive Glaube der Menschen an eine bevorrechtigte Stellung, und jeder Anspruch auf eine subjektive Betrachtungsweise wurde als anmaßend verworfen, obgleich die Forderung objektiver Urteile noch weit anmaßender ist. Heute wissen wir, daß unsere irdische Heimat nur ein vergleichsweise winziger Planet ist, der mit dem ganzen Sonnensystem irgendwo mutmaßlich in einem der beiden großen Arme des galaktischen Spiralnebels eine astronomisch gänzlich untergeordnete Rolle spielt und in keinem Sternensystem als Mittelpunkt gedacht werden kann. Jeder Größenvergleich mit den wissenschaftlich verbürgten Raumweiten des Weltalls erniedrigt unser Dasein zu einer gefühlsmäßig unfaßlichen Bedeutungslosigkeit, und die Menschheit sieht sich danach gezwungen, jede Behauptung einer Mittelpunktstellung als unsinnig abzulehnen.

Die Analogik verlangt dagegen eine unbestreitbare Stellung des Individuums in der Mitte des Weltganzen. Es bedarf demnach der Klärung, wie dieser Anspruch aufzufassen ist.

Die Astronomie ist eine Teilwissenschaft. Ihr Forschungsbereich liegt in einem Randgebiet, und die Forderung wäre unsinnig, daß der Mensch sowohl für das Ganze wie für alle Teilgebiete zugleich den Mittelpunkt bilden könne. Wenn ich von einer Kreisfläche ein Stück heraustrenne, dann erwarte ich

auch nicht mehr, daß der Mittelpunkt des Kreises für das Trennstück eine Mitte bedeutet. Dies ist nur dann der Fall, wenn ich die Schnitte konzentrisch oder symmetrisch vornehme. Die Sache wird sofort deutlicher, wenn man die Gesamtheit des Stofflichen einschließlich des Mikrokosmos in einem zum Weltganzen konzentrischen Raum abwägt.

Die moderne Wissenschaft rechnet mit Vorstellungen mathematisch-physikalischer Art, deren Dauerwertigkeit nicht diskutiert zu werden braucht, solange eine innere Folgerichtigkeit besteht. Danach ist das Weltall endlich und in seiner Größenordnung bestimmbar, wenn auch die Endlichkeit wahrscheinlich lediglich eine Begrenzung der Anwendbarkeit der zur Zeit gültigen Begriffe darstellt. Der gleichen Begriffswelt entstammt die Vorstellung von einem kleinsten Baustein des Weltalls.

Wenn ich nun auf der langen Stufenfolge von Stellenwerten nach einer Mitte suche, d. h. zwischen dem Anfang des physikalischen Gebäudes im Mikrokosmos und der Endvorstellung vom makrokosmischen Weltganzen ein Gebilde der mittelsten Kompositionsstufe ausdenke, dann gelange ich — wie der englische Physiker Jeans errechnet hat — etwa zu der Größenordnung eines Schmetterlings.

Nun muß ich noch erwägen, wie weit meine körperliche Existenz von dem eigentlichen denkenden Ich abtrennbar ist. Ich fühle mich zwar an meinen Körper mit allen seinen Organen und Gliedern lebenswichtig gebunden, doch soweit ich ihn der Forschung unterwerfen kann, ist er auch von meinem denkenden Ich abtrennbar zu betrachten. Je mehr ich auf methodische Weise die Stofflichkeit des eigentlichen Denkzentrums zu isolieren bemüht bin, desto deutlicher wird die Beschränkung auf eine Substanz an der Oberfläche der Gehirnwindungen, deren stoffliche Kompositionsmasse sehr wohl in der Größenordnung eines Schmetterlinges liegen kann.

Die Fragwürdigkeit solcher Überlegungen soll nicht bestritten werden. Damit will ich auch nur betonen, daß es andererseits keinen physikalischen Beweis gegen die Mittelpunktstellung

des denkenden Ich gibt. Die Möglichkeit, daß von der Wissenschaft einmal mit größerer Genauigkeit und Zuverlässigkeit tatsächlich die Denksubstanz des Menschen in die Mitte der langen Reihe kompositorischer Gebilde vom Urelement bis zum Weltall eingeordnet wird, ist schwerlich zu widerlegen, und mehr will ich auch nicht behaupten.

Eine reine Gewichtsreihe tierischer Körperhaftigkeit würde den Elefanten oder den Walfisch über den Menschen ordnen lassen, aber wenn es einmal gelingen sollte, die eigentliche Denksubstanz, d. h. die Stofflichkeit des Denkapparates zu bestimmen, so besteht eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß bis zum Menschen hinauf eine einfache Steigerung des Gewichtes oder der Zahl eingebauter Urelemente nachweisbar wird.

Ich kenne kein ernsthaftes wissenschaftliches Argument, das die Mittelpunktstellung des denkenden Individuums ausschließt. Allerdings wird sich wohl kaum jemals ein Beweis für eine genaue punktförmige Orientierung erbringen lassen. Im Falle mathematischer Gewißheit würde sofort der Begriff des Lebens aufhören.

Alle Feststellungen, die man mit Ortsbestimmungen und Begriffsbildungen im Leben machen kann, leiden unvermeidlicherweise an einer gewissen Nebelhaftigkeit.

Das ergibt sich bereits aus der Tatsache, daß ich nicht von einem einzelnen Menschen als Höchstentwicklung des Lebens spreche, sondern von einer sehr unterschiedlich gearteten Gesamtheit der Menschheit. Die für eine so unklar umgrenzte Mehrzahl von Geschöpfen anzunehmende Mittelpunktstellung ist dementsprechend auch niemals eindeutig und sinnfällig zu umschreiben. Genauigkeit gibt es in reinen Denkgebilden, aber nicht in der Wirklichkeit.

Will ich die Genauigkeit erhöhen, dann darf ich nicht von „Wir“ sprechen, sondern nur von einem ganz persönlichen „Ich“, und darunter ginge wieder die Allgemeinverwendbarkeit analogischer Erkenntnisse verloren. Deshalb muß bei allen

Überlegungen mit einer gewissen Unschärfe gerechnet werden. Das mag der mathematischen Denkklarheit befremdend sein, aber für den praktischen Gebrauch sind deutliche Tendenzen, erhöhte Wahrscheinlichkeiten und erkennbare Verdichtungen zu Strukturgebilden innerhalb der stets allgegenwärtigen Gesamtheit der kompositorischen Möglichkeiten erheblich wertvoller als herausgetrennte und damit zusammenhanglose, d. h. leblose Spiegelbilder reiner Denkerzeugnisse.

In der Analogik beginnt man bei mathematischer Klarheit sehr mißtrauisch zu werden, denn sie kann das Anzeichen dafür sein, daß die Lebendigkeit des Objekts unter den Händen des Forschers verlorengegangen ist, oder daß über Einzelheiten die Wesenhaftigkeit außer acht gelassen wurde.

Als einfaches Beispiel hierfür möchte ich an die Arbeitsweise des Auges erinnern. Wenn ich einen im Blickbereich befindlichen Menschen erkennen will, dann bedarf ich einer unscharfen Einstellung meiner Augen. Ich kann Wesenheiten nur durch flüchtiges unscharfes Erfassen eines Kompositionsklanges wahrnehmen.

Sobald ich meine Augen scharf einstelle, kann ich nicht mehr den Menschen sehen, sondern nur noch Einzelheiten, den Mund, die Nase, die Ohren usw. Bei einem erneuten Befehl größerer Schärfe erkenne ich auch nicht mehr die einzelnen Organe, sondern schließlich nur einzelne Härchen, Oberflächenmerkmale der Haut und ähnliche Bestandteile, die uncharakteristisch sein mögen. Ich kann mich bemühen, noch schärfer hinzusehen und schließlich optische Hilfsgeräte verwenden, um ein Höchstmaß an Genauigkeit des Erkennens zu erzielen. Das Merkwürdige dabei ist, daß ich mir immer wieder einer Unschärfe meines Blickes bewußt werde. Die Grenze der Genauigkeit ergibt sich dort, wo ich weder mit den Mitteln der Natur noch mit optischen Geräten die Unschärfe überwinden kann. Jedenfalls kann ich niemals sagen, daß ich etwas endgültig genau zu sehen vermag.

Für meine Augen gibt es keine wirkliche Genauigkeit, sondern nur eine Unschärfe, die ich auf verschiedene Größenstufen

von Objekten einstellen kann. So wie es mir mit den Augen ergeht, so verhält es sich auch mit den anderen Sinnesorganen und mit dem Vorstellungsvermögen meines Denkapparates.

Sobald ich mich bei der Betrachtung eines Menschen frage, was ich nun eigentlich genau zu sehen und zu erkennen vermag, beginnt das Auge in Einzelheiten zu suchen und mit zunehmender Schärfe genaue Blickpunkte bewußt werden zu lassen, die für die Erfassung des Wesenhaften eines Menschen ganz nebensächlich sind. Ich verliere mich in Teilen ohne Zusammenhang.

Erst wenn ich bewußt wieder die Unschärfe einschalte, die ich unwillkürlich im Anfang flüchtigen Erfassens benutzt habe, entsteht ein Eindruck, der für den betrachteten Menschen kennzeichnend sein kann.

Alle Wesenhaftigkeit beruht auf einem Kompositionssinn, auf dem Erfassen eines Zusammenklanges vieler Einzelheiten, und dabei ist eine übermäßige Scharfeinstellung des Verstandes nur hinderlich. Das echte und praktisch nützliche Begreifen ist nebelhaft, eine Verdichtung von vielen Einzelheiten zu einem nicht scharf abgrenzbaren Akkord. Die Unschärfe erhält den Zusammenhang mit der Umgebung, der für das Begreifen des Wesentlichen entscheidend ist. Für dieses Wissen sind Versuche mit den Augen sehr lehrreich. Durch zunehmend genaueres Hinsehen und durch eine Kontrolle dessen, was man eigentlich wirklich scharf zu erkennen vermag, verspürt man sehr deutlich das Abgleiten vom Wesentlichen des Betrachtungsobjektes in unwesentliche Einzelheiten, die man wiederum mühselig zu addieren sucht.

An diese Gefahr mathematischer Denkgenauigkeit muß man sich bei analogischen Erkenntnissen im Bereich des Lebens stets erinnern. Das für den Menschen wichtigste Wahrnehmungsvermögen liegt außerhalb der Bewußtseinskontrolle. Das Auge als technisches Organ bildet die Umwelt stets mit größerer oder geringerer naturbegrenzter Genauigkeit ab. Die beschriebene Scharfeinstellung kennzeichnet die Kontrolle des

verstandesmäßigen Bewußtseins, wie sie der exakte Wissenschaftler bei Forschungen mit dem Ziel größtmöglicher Genauigkeit ansetzt. Tatsächlich aber beruht das ganze alltägliche Erleben auf dem Konsonanzbestreben des Denkapparates, das einen viel höheren Grad von Vollständigkeit ermöglicht, als die sorgfältigste Sammlung von Einzelheiten jemals erreichen läßt.

Ich kann mit dem Konsonanzbestreben des Denkapparates einen sehr komplizierten Akkord als Wissensbesitz erwerben, ohne daß ich mir dabei aller Einzelheiten bewußt werde. Ich kann von einem Menschen einen sehr sicheren und für mich sehr maßgebenden Eindruck gewinnen, ohne daß ich nachkontrollieren kann, welche Einzelheiten dafür bestimmend gewesen sein mögen. Es wäre sinnlos, den Wert des unscharfen Gesamteindrucks für die Praxis meines Daseins leugnen zu wollen, nur weil ein Mathematiker daran die wissenschaftliche Genauigkeit vermißt. Bei jedem Versuch wissenschaftlicher Genauigkeit im Leben verflüchtigt sich sofort die totale Konsonanz und übrig bleiben bestenfalls Einzelheiten, die das Fluidum des Kompositionssinnes niemals ersetzen.

Wenn ich z. B. beim Lesen mit einem flüchtigen Blick ein Wortgebilde aufnehme, dann erfasse ich mehr Buchstaben, als ich einzeln zu behalten vermag. Das schnelle Überfliegen eines Satzes, um den Totalsinn zu finden, ist belehrender als das Studium der einzelnen Wörter und Buchstaben, das gelegentlich einer nachträglichen Kontrolle dienen kann. Die Voraussetzung für das summarische Ergreifen ist eine Ordnung, ein Kompositionssinn, um dessentwillen ich gerade die Unschärfe benötige. Allerdings muß ich mit einer erhöhten Gefahr von Irrtümern rechnen. Fleiß und sorgfältiges Vorgehen sind ungeeignet, um dabei Fehler auszuschalten. Das ist ein beachtlicher Nachteil, und deshalb sträubt sich die Wissenschaft gegen die schwer kontrollierbare Art der Welterforschung durch Konsonanz.

Der Hauptwert der Analogik soll jedoch in der Möglichkeit liegen, mit ihrer Anschauungsweise Kritikmittel des kompositorischen Erlebens zu gewinnen.

Es kommt bei Lebewesen auf den totalen Kompositionsklang an, der sich aus oft unkontrollierbar vielen Einzelheiten ergibt. Dafür muß ich eine gewisse Nebelhaftigkeit der Abgrenzung bei Begriffsbestimmungen im Lebensraum in Kauf nehmen.

Wenn ich daher von einer Reihe des Lebens spreche, auf der sich von den Anfängen eines Lebensanspruches niedrigster Organismen die Entwicklung bis zum Menschen als Höhepunkt und dann weiter mit den Großorganismen bis zu den umfassendsten Lebensbegriffen aufreiht, so darf für dieses Bild nicht die Klarheit mathematischer Vorstellungen gefordert werden. Eine lineare Reihe ist sowieso unzureichend, denn die zahlreichen Verästelungen und Zwischenverbindungen verlangen ein unübersichtlich beziehungsreiches Gewebe von Verdichtungen und Verknüpfungen, wie es dem Modell des Denkapparates entspricht. Es ist anzunehmen, daß nicht nur Menschen in Großorganismen eingebaut sind, sondern auch Geschöpfe niederer Ordnung. Bereits diese Mutmaßung verlangt eine gewebeartige Verbindung von Geschöpfen diesseits und jenseits des Menschen und außerhalb des Mittelraumes.

Etwas deutlicher mag an Stelle der Reihe ein Gewebe sein, das aus vielen Fäden gebildet ist, die aus dem Kreisrund der Grenzbezirke auftauchen. Die meisten Fäden verflechten sich frühzeitig zu Verknüpfungen, die man als Symbole der Urstoffe und danach als die primitivsten Organismen oder Zellbestandteile höherer Organismen bezeichnen könnte. Nach der Mitte zu werden die Verknüpfungen immer komplizierter und ausgeprägter. Ein Teil der Fäden und Verflechtungen reicht um die Mitte herum und bildet mit der Gegenseite großflächige Strukturbilder. Der organische Verknüpfungssinn wiederholt sich überall und erfährt seine höchste Ausdruckskraft und Vollständigkeit im Mittelraum, der die Komposition des Menschen darstellen soll.

Trotz der Unvollkommenheit eines solchen Bildes läßt das Gewebe immerhin einige wichtige Merkmale der Gliederung des Ganzen anschaulich werden.

Bei Verflechtungen und Verknotungen in einem Gewebe kann man zwar von einem Struktursinn sprechen, aber solche Gebilde lassen sich nicht deutlich abgrenzen. Sie sind nur Verdichtungen des allgemeinen Gewebes, die mit zahllosen Fäden dem Ganzen verhaftet bleiben. Die Mannigfaltigkeit primärer Verflechtungen, die Ordnung der größeren Verknüpfung, die Nachbarschaft und Gegensätzlichkeit zu anderen Gewebemustern usw. bedingen eine Wesenhaftigkeit ganz anderer Art, als die Wissenschaft zu isolieren bestrebt ist.

Würde man einen solchen Knoten heraustrennen, dann ginge damit der Sinn des Gewebes, der allseitige Verlauf der Fäden sowie die Gleichzeitigkeit der Aufgabe als Einzelwesen und als Teilwesen eines größeren Gebildes verloren. Ein Knoten ist zwar ein „Etwas", und ich kann wohl eine einzelne geknüpfte Struktur durch gedankliches Abschneiden aller Fäden schärfer umreißen, aber damit verflüchtigt sich der gleich wichtige Sinn als Funktion des Ganzen, Ohne den Fortlauf der Fäden ist eine Knüpfung unsinnig und höchstens als totes Musterbeispiel geeignet. Darin liegt der Unterschied zwischen Leben und Wissenschaft.

Die Vorstellung von einem Gewebe läßt erkennen, daß auch der kleinste Knoten für den Zusammenhalt des Ganzen unentbehrlich ist. Er dient nicht nur seiner eigenen Wesenheit, sondern umfassenderen Mustern bis zur Vervollständigung des gesamten Lebensbildes.

Mit der Zunahme komplizierterer Verknotungen nach der Mitte zu, in der sich mehr und mehr Fäden zu umfangreichen Verknüpfungen zusammenfinden, wird es sinnfällig, daß sich darin viele Fäden vereinigen, die bereits vorher wiederholt in kleineren Verflechtungen und Verknüpfungen verwandt worden waren. Es ist vorstellbar, daß die große Mannigfaltigkeit von Verknüpfungen in einer lediglich umfassenderen Art nach der

Mitte zu unverändert bleibt, und daß endlich die kompliziertestе Verflechtung der Mitte wie ein getreues Spiegelbild alle im Gewebe vorkommenden kleineren und kleinsten Gebilde enthält.

Bereits die Arbeitshypothese vom Denkapparat als Schöpfer der Wirklichkeit bedingt die Folgerung, daß ich nichts in meinem Forschungsbereich zu erkennen vermag, das nicht in mir selbst seine Gestaltungsursache und Vorzeichnung hat. Die Mittelpunktstellung des Menschen in einem Gewebe des Lebens verlangt, daß es in der gesamten erforschbaren Wirklichkeit keine Gebilde und keine Bausteine gibt, die nicht unmittelbar Kompositionsteile meines eigenen Daseins in einem sehr umfassenden Sinne sind.

Das Bild des Gewebes macht weiterhin anschaulich, daß die Kompliziertheit der Verknotungen nach der Mitte zu sich mit der Verdichtung der Fäden stufenförmig steigert, so daß ich mit konzentrischen Kreisen die Stufen gleicher Dichtigkeit und Kompliziertheit angeben kann. Wähle ich z. B. irgendeinen Maßstab geistiger Selbständigkeit, so würde ich allseitig um den Mittelraum herum mit einem Zirkelschlag die sinngemäß gleiche Intelligenzstufe auf dem Gewebe bestimmen können.

Symbolisiert die eine Seite des Gewebes die pflanzlichen und tierischen Geschöpfe, dann müßte ich bei einer zuverlässigen Mittelpunktstellung des Menschen durch Einzeichnung von konzentrischen Kreisen auf der anderen Seite die einzelnen Großorganismen hinsichtlich ihrer geistigen Entwicklungsstufe bestimmten tierischen Lebewesen zuordnen dürfen. Damit erhielte ich zwischen Tieren und Großorganismen Vergleichsmöglichkeiten mit dem Vorteil beiderseitiger Aufhellung.

Die Raubtierhaftigkeit der Großorganismen ist unabweisbar, aber auch ihr sonstiges Verhalten erinnert sehr stark an tierische Triebäußerungen. Daher wäre es sehr nützlich, ihre Größenordnung mit der entsprechenden Größenordnung des tierischen und pflanzlichen Lebens in Übereinstimmung zu bringen.

Andererseits gibt es bei Großorganismen sehr merkwürdige Intelligenzäußerungen, die dazu dienen können, in der Tierpsychologie mancherlei Rätselhaftigkeiten zu lösen.

Das Bild des Gewebes müßte mehrdimensional, d. h. nach unserer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis zumindest vierdimensional gedacht werden, denn die Gebilde stehen im Raum und in der Zeit. Ich fürchte jedoch, mit solchen Gleichnissen den Bereich des Erklärbaren zu überschreiten. Für die Praxis genügt es, zu einfachen Reihen zurückzukehren und dabei lediglich das Prinzip der Unschärfe und des totalen Zusammenhanges aller Gebilde der lebendigen Wirklichkeit im Auge zu behalten.

Der Wissenschaftler fühlt eine bemerkenswerte Befriedigung, sobald er eine Anzahl von Erscheinungen in eine Reihe bringen kann. Es gilt dies in hohem Maße für ihn als die Lösung eines Problems.

Die vielfach ausdeutbare Reihe der Atomgewichte hat z. B. zur Fixierung von Elementen geführt, die stofflich überhaupt noch nicht bekannt waren und sich nur aus der Zwangsläufigkeit der Stufenfolge ergaben. Die komplizierte Verwobenheit der Reihe von Lebewesen gestattet keine so große Bestimmbarkeit einzelner Geschöpfe, aber sie läßt doch mancherlei Eigenschaften voraussagen, die auf dieser oder jener Stufe mit beachtlicher Wahrscheinlichkeit gefunden werden, und damit dient sie ebenso der Durchforschung wie die Reihe der Atomgewichte als Hilfsmittel der Betrachtung physikalischer Wirklichkeit.

Die Reihe des Lebens verlangt notwendigerweise eine Einbeziehung der Gesamtheit der Wirklichkeit, und hierzu bedarf man eines Reihenbildes, das die Abgrenzung des darin eingeordneten Lebens anschaulich zu machen vermag.

Eine der modernsten Reihen der Physik ist die Reihe der elektrischen Wellen. Es war eine überraschende Erkenntnis, daß sich eine große Vielfalt von Erscheinungen, deren innerer

Zusammenhang nicht offensichtlich war, in höchst einfacher Weise auf einer Reihe von Schwingungszahlen unterbringen ließ.

Von den großen Rundfunkwellen mit einer Länge von einigen Kilometern verläuft die Reihe zu den Kurzwellen, Wärmestrahlen, Lichtstrahlen, Röntgenstrahlen und Radiumstrahlen bis schließlich zu den Höhenstrahlen mit einer Wellenlänge von unter einem billionstel Millimeter. Danach sind Rundfunkwellen, Ofenwärme und Lichtstrahlen durchaus wesensgleiche Transversalwellen. Sie unterscheiden sich lediglich durch ihre Schwingungszahlen bzw. Wellenlängen.

Die Wissenschaft drängt danach, alle Erscheinungen der Wirklichkeit in ähnliche einfache Reihen einzuordnen, und die Analogik zeigt das gleiche Bestreben. Aber für Ereignisse des Lebens würde eine solche Vereinfachung geradezu unbefriedigend sein.

Mit diesen Überlegungen bewegen wir uns in einem noch gänzlich unerforschten Neuland, ohne einen anderen Wegweiser als kleine persönliche Beobachtungen und das Wissen um das Grundprinzip des Denkapparates mit seiner kompositorischen Arbeitsweise. Das zwingt immer wieder auf Seitenwege, denn nebelhafte Begriffsbestimmungen sind wie Akkorde, für die eine begleitende Farbgebung wichtige Beiträge zur Bestimmung ihrer Wesenhaftigkeit liefern kann.

Wir wissen, daß eine genaue mathematische Formel für die lebendige Wirklichkeit nicht ausreicht. Auch der Physik ist es nur in den äußeren Grenzbezirken gelungen, eine gewisse Deckungskraft mathematischer Formeln für Ereignisse der Wirklichkeit zu erlangen. Im übrigen ist jede mathematischphysikalische Vorstellung unwirklich. Die Behauptung, daß zwei und zwei addiert eine echte zuverlässige Vier ergibt, wird in der Wirklichkeit niemals in aller Reinheit des Gedankens bestätigt, und zwar schon deshalb nicht, weil es nicht zwei Dinge von genau gleicher Beschaffenheit gibt.

Für unser Gefühl beginnt das Leben erst im Augenblick der Unschärfe und der Unübersichtlichkeit. Das Gefühl ist so stark, daß der Mensch sogar den Eindruck einer lebendigen Wesenhaftigkeit bei mechanischen Erzeugnissen seiner Hand haben kann, sofern die Kompliziertheit groß genug ist, um eine Übersichtlichkeit und Erfaßbarkeit in allen wichtigen Einzelheiten zu verhindern.

Man stelle sich z. B. ein großes Segelschiff vor, das von Ingenieuren errechnet und von Handwerkern erbaut wurde. Zweifellos ist es ein lebloses, rein mechanisch begreifbares Gebilde, aber die Vielfalt seiner Zusammengesetztheit ist so groß, daß auch ein sachkundiger Seemann sehr bald nicht mehr an die vielen Einzelheiten als Kompositionsteile denkt, sondern an eine Wesenhaftigkeit des Zusammenklanges aller Teile. Das Benehmen des Schiffes auf See, das Glück oder Unglück seiner Fahrten, seine Bewohnfähigkeit, Nützlichkeit und besonders seine Manövriereigenschaften geben ihm fast den Charakter eines lebendigen Wesens, für das ein Seemann eine über das übliche Verhalten zu leblosen Gegenständen hinausgehende Sympathie oder Antipathie bezeugen kann.

Das gleiche gilt von einer Lokomotive, einer großen Maschine und von vielen anderen Erzeugnissen menschlicher Gestaltungsfähigkeit. Man spricht von Launen, Tücken und ähnlichen Charakterbezeichnungen, die man sonst den eigentlichen Lebewesen vorbehält.

Unabhängig davon ist die Lebendigkeit als Spiegelbild eines Ideenorganismus, wie sie sich bei der Fetischbildung oder auch bei Häusern, Werken und allen Objekten zeigt, die eine Leistung ermöglichen sollen. Wenn ich danach behaupte, daß ein Schiff einfach nur als Projektionsfläche für mein lebendiges Empfinden ohne eigenen Anteil an den Vorstellungen dient, so kann ich sofort hinzufügen, daß dies auch bei allen Erscheinungen zutrifft oder zutreffen kann, die ich allgemeinhin als richtige Lebewesen anzusprechen gewohnt bin.

Entscheidend ist die Unübersichtlichkeit, d. h. eine Kompliziertheit der Struktur, die den mechanischen Aufbau nicht mehr sinnfällig sein läßt und ein Gefühl natürlichen Gewachsenseins erweckt. Wir müssen daher sehr deutlich zwischen dem unterscheiden, was ein Wissenschaftler nach willkürlichen Maßstäben Lebewesen nennt, und dem, was unser Gefühl sagt. Ich will damit nicht in den Vorstellungsbereich eines Homunculus abirren, sondern nur die scharfen Grenzen aberkennen, die dem Lebensbegriff gesetzt sein sollen. Zuerst war es das Gefühl, das zwischen lebendig und leblos unterschied, und nachträglich bemühte sich der Verstand um eine Abgrenzung, die jedoch an Einzelheiten hängen blieb und mutmaßen läßt, daß die Sichtbarkeitsgrenze des Lebens nicht die Grenze des Lebens überhaupt zu sein braucht.

Ich will versuchen, dies durch die elektrische Wellenreihe anschaulich zu machen. Von ihr ist nur ein schmaler Ausschnitt als das Farbenband der Lichtstrahlen sichtbar, und zwar etwa von der Wellenlänge sieben hunderttausendstel Zentimeter bis zur Wellenlänge vier hunderttausendstel. Alle darüber oder darunter liegenden Wellen sind unsichtbar, aber doch fraglos vorhanden. Es hat wenig Zweck, an diesem Besitz der Wissenschaft zu rütteln und die Existenz der Reihe zu leugnen. Die ganze elektrische Wellenfamilie ist heute nachweisbar, wenn sie auch bis vor kurzer Zeit im Verborgenen lebte. Sichtbar sind nur die Wellen zwischen den genannten Längen, die uns als Lichtstrahlen erscheinen.

Bei der Einteilung der Wellen in Größenstufen ihres Stellenwertes ergibt sich die Feststellung, daß die Zahlen der für menschliche Augen sichtbaren Lichtstrahlen wiederum ziemlich genau eine Mittelstellung auf der ganzen Reihe einnehmen. Man kann dies als Zufälligkeit abtun oder darin eine Bedeutung suchen; aber vielleicht findet die Wissenschaft einmal darin eine Anregung. Wichtig ist für uns die Tatsache, daß die Lichtstrahlen oder die uns das Licht spendenden elek-

trischen Strahlen keineswegs auf einen schmalen Ausschnitt beschränkt sind, innerhalb dessen wir sie mit den Augen wahrnehmen können, sondern daß es sich um eine lange Reihe nur durch ihre Schwingungszahlen abgestufter Wellenordnungen handelt. Die Grenze der Wahrnehmbarkeit von Wellen durch meine elementaren Sinnesorgane bedeuten keineswegs die Grenzen des Daseins von Wellen.

So mag es sich auch mit der Lebensreihe verhalten.

Von den kleinsten Strukturgebilden eines gedachten Urelementes ausgehend, kann ich hypothetisch eine Reihe aufstellen, die statt durch Schwingungszahlen oder Wellenlängen durch einen Gradmesser kompositioneller Vollständigkeit geordnet wird. Von einer bestimmten Strukturentwicklung an wird für unser Urteilsvermögen der Begriff lebendig anwendbar. Zuerst im schwachen Dämmerlicht des Überganges, wie in dem Bezirk des Infraroten, bis er an Helligkeit zunimmt. Die größte Deutlichkeit lebendiger Eigenwilligkeit wird im menschlichen Individuum erkennbar, dann nimmt die Leuchtkraft wieder ab, und wie im Bezirk des Ultravioletten verdämmert der Begriff Leben in den übermächtigen Großorganismen, die zuletzt das Leben der ganzen Erde einbegreifen.

Der sichtbare Ausschnitt der elektrischen Wellenreihe ist sehr klein. Ebenso klein ist der Bereich, für den wir die Bezeichnung Leben benutzen. Können wir jedoch mit Sicherheit sagen, daß es außerhalb des sichtbaren Ausschnittes kein Leben gibt, oder daß dort nur die Mechanik ohne Anteilnahme einer lebendigen Willkür herrscht? Dies wäre eine sehr törichte Überheblichkeit, viel törichter als der kosmische Mittelpunktgedanke der Vorzeitmenschen.

Ich will an dieser Stelle keine Tatsachen verbürgen, sondern Anregungen geben. Tatsache ist jedoch, daß der menschliche Vorstellungsapparat Gebilde mit einem stufenförmigen Aufbau schafft, und daß er als ein lebendiges Organ überhaupt keine leblosen Vorstellungen oder Vorstellungen von total

leblosen Dingen zu bilden vermag. Es gibt sicherlich ein Minimum dessen, was man lebendig nennt, aber niemals eine alle Lebenseigenschaften ausschließende Grenze. Mit dieser Überzeugung steht und fällt der analogische Grundgedanke. Dagegen ist eine Sichtbarkeitsgrenze durchaus verständlich. Es bleibt der zukünftigen Wissenschaft vorbehalten, unser sinnliches Wahrnehmungsvermögen durch Hilfseinrichtungen für das Leben ebenso auszuweiten wie für die elektrischen Strahlen.

28.

Die Reihe der niedrigen Organismen

Unter dem stillschweigenden Vorbehalt, daß es sich eigentlich um ein dichtes mehrdimensionales Gewebe handelt, läßt sich die ganze Wirklichkeit in ihrer kompositorischen Stufenfolge in eine Reihe bringen, von der ein schmaler Ausschnitt in der Mitte den Bereich der erkennbaren Lebenserscheinungen bezeichnet.

Auf den Kompositionsstufen der Urbestandteile ist kein Leben ohne weiteres erkennbar. Es ist vorläufig nicht unmittelbar von Belang, ob der Anfang mit einfachen Ortsbestimmungen, mit undefinierbaren Energieeinheiten, mit Schwingungen oder kleinsten Massenvorstellungen gesetzt wird. Die Reihe von Größenordnungen mag sehr lang sein, bis auch nur erst einmal die Stufe erreicht wird, an der man den Begriff Stoff gebrauchen kann.

Ein Atom ist bereits ein kompliziertes Gebilde, das sich einer vollständigen mathematischen Erklärung zu entziehen sucht. Wohlgemerkt, es handelt sich nicht um eine Stufenfolge der Gewichtszunahme, sondern um eine Steigerung des Struktursinnes. Eine Vervielfachung gleichartiger Atome bedeutet keine Kompositionssteigerung. Entscheidend ist die Stufenfolge des gruppenförmig organischen Aufbaues. Man müßte demnach eher eine Zahl der organisch geordneten Gruppen und Untergruppen zugrunde legen, um eine daraus gebildete Komposition auf die ihr zukommende Stufe verweisen zu können, aber es ist noch zu früh, um sich auf kritisierbare Gradmesser festzulegen.

Bei den ersten stofflichen Begriffen kann man ebenfalls noch nicht das Wort Leben gebrauchen. Trotzdem darf man es nicht als unzweifelhaft hinstellen, daß in den ersten kompositorischen Stufen keinerlei Leben enthalten ist. Es ist wahrscheinlich nur unsichtbar.

Bereits die Tatsache, daß die alte Überzeugung von der inneren Bewegungslosigkeit toter Stoffgebilde längst überholt ist, und daß wir heute sehr zuverlässig die unheimlichen Energien abschätzen können, die in molekularen Bewegungen und vor allem bei Bildung oder Zerfall der Atome auftreten, sollte in uns den Verdacht anregen, daß der Begriff der Eigenwilligkeit schon bei den Uranfängen aller Wesenhaftigkeit über mathematische Zwangsgesetze triumphieren wird, und daß alle Sicherheit der Vorherbestimmung auf die für Kollektiverscheinungen üblichen Wahrscheinlichkeitsansagen beschränkt bleibt.

Von einer bestimmten Stufe der Komposition von Molekülen zu höheren Strukturen an beginnt man mit zunehmend deutlicheren Merkmalen das Wort Leben anzuwenden. Der Übergang aus der Unerkennbarkeit zur Erkennbarkeit des Lebens ist trotz der Sprunghaftigkeit des Stufenbegriffes nicht gänzlich klar. Es wird eine lohnende Aufgabe der Untersuchung des menschlichen Konsonanzvermögens sein, eine Kompositionszahl zu bestimmen, von der an unsere Erkenntnisfähigkeit in ähnlicher Weise auf das Lebensgefühl anspricht wie das Auge auf die Grenzwerte des roten oder violetten Lichtes. Es besteht eine durchaus nicht geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß an der molekularen Stufe von Mikroorganismen Maßvorstellungen gewonnen werden, die dann ein Weiterverfolgen von Lebenserscheinungen über die Sichtbarkeitsgrenze hinaus durch den Nachweis von Wirkungen und Symptomen gestatten.

Schon heute werden die Fachleute in den Grenzgebieten mancherlei Widersprüche zu der mathematisch-physikalischen Kausalkette mit dem Begriff eigenwilliger Lebenserscheinungen und mit kollektivistischen Wahrscheinlichkeitsansagen zuver-

lässiger beseitigen können, sobald ihnen überhaupt erst einmal das Recht auf Erweiterung des Lebensbegriffes für die bisher als leblos bezeichnete Materie zugestanden wird. Dabei wird es notwendig sein, die Schärfe des Blickes zu vermindern, um die Strukturgebilde der Wirklichkeit in größerer Vollständigkeit ihres Kompositionssinnes erfassen zu können.

Die frühzeitlichen Menschen waren gegenüber der Natur mit mehr ursprünglichen Instinkten begabt, als der scharfe Blick für Einzelheiten heute zuläßt. Gebirge, Landschaften, Gewitter, Gestirne usw. waren für sie ohne Einbeziehung von Pflanzen, Tieren oder Menschen belebt oder Symptome einer Belebtheit. Sie offenbarten häufig ihr Gefühl mit Vorstellungen eines Polytheismus. Die Ausdrucksformen dieses Instinktes mögen nicht haltbar sein, aber sie kennzeichnen mit ihrer vormaligen Unentrinnbarkeit und der ausnahmslosen Verallgemeinerung solcher Anschauungen eine Vorstellungswelt, die nicht einfach mit dem Hinweis auf kindliche Irrtümer der Menschheit abgetan werden sollte.

Das gleiche gilt für die frühen Tiersymbole von Volksgottheiten, die sehr eigentümlich die Übereinstimmung der Vorstellungen von Großorganismen mit der biogenetischen Zusammengesetztheit des Menschen andeuten. Die kindliche Blickunschärfe erfaßt manchmal einen größeren und erkenntnisträchtigeren Kompositionssinn mit seinen umfassenden Zusammenhängen, als die Verengung auf den Ausschnitt wissenschaftlichen Bewußtseins ermöglicht.

Die Stufenleiter vom Mikroorganismus bis zum Menschen enthält eine fast unübersehbare Mannigfaltigkeit von Lebewesen, die nach der analogischen Mittelpunkthypothese in der Komposition der Menschwerdung vollständig enthalten sein muß. Danach ist der Mensch selbst in allen seinen Bestandteilen eine organisch komponierte Musterkollektion aller in der Wirklichkeit vorkommenden lebendigen und unlebendigen Strukturgebilde.

Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob die äußere Erscheinung eines Löwen oder eines Elefanten unmittelbar ein Kompositionsteil sei. Löwen und Elefanten sind ihrerseits aus Gebilden niedrigerer Kompositionsstufen zusammengesetzt, und die äußere Massenhaftigkeit spielt keine Rolle. Wir machen auch keine unmittelbaren Unterschiede unter den Menschen nach Größe und Gewicht, sondern nach geistiger Ausentwicklung als Anzeichen gesteigerten Menschentums.

Es handelt sich nur um den kompositorischen Sinn, der von allen Gebilden früherer Stufen als Bauelement erhalten geblieben ist.

Das, was wir bei einem Löwen oder Elefanten wesenhaft nennen, muß in der geistigen Wesenhaftigkeit des Menschen organisch eingebaut sein. Selbstverständlich beeinflußt diese Annahme auch den körperlichen Aufbau des Menschen in einem hohen Maße, wobei nicht vergessen werden darf, daß alles körperliche Dasein nur ein Teilgebiet des menschlichen Kompositionsraumes betrifft. Die Höherentwicklung reicht aus dem Grobsinnlichen körperlicher Begreifbarkeit immer tiefer in den Raum geistigen Auslebens, je höher die Entwicklungsstufen liegen. Wer demnach die Kräfte eines Löwen und die Größe eines Elefanten als Kompositionselement im Menschen vermißt, mag bedenken, daß der tatsächliche Entwicklungsraum und die Reichweite des kompositorischen Seins eines Menschen sogar sehr weit über die Kraftsphäre eines Löwen und über die Gewichtigkeit eines Elefanten hinausgehen. Kraft und Gewicht des Menschen sind vermöge der geistigen Hilfsmittel seiner Herrschaft so viel größer als irgend ein Tierbeispiel, daß sogar die charakterlichen Merkmale der beiden genannten und ungezählter anderer Tiere in noch gesteigerter Wirksamkeit als Kompositionselemente zur Geltung kommen.

Man muß es als einen Grundpfeiler der analogischen Anschauung betrachten, daß alle Wirklichkeitsgebilde von den toten Elementarstrukturen bis zu den Organismen der Pflanzen und Tiere ausnahmslos Aufbaustufen der kompositorischen

Vollständigkeit des Menschen sind, und daß demnach umgekehrt alle Forschungsergebnisse der Wissenschaft nur dann befriedigend und dauerwertig sein können, wenn sie in der Natur eine menschliche Teilwesenheit nachweisen. Im Gebiet der Physiologie und Psychologie der Pflanzen und Tiere ist eine solche Zielstellung offenbar der einzige Weg, den übrigens die Mathematik in den unlebendigen Grenzgebieten der Physik bereits beschritten hat, ohne sich indessen von der Identität der Natur mit rein menschlichen Erfindungskünsten in aller Folgerichtigkeit Rechenschaft abzulegen.

Dabei darf man nicht erwarten, daß sich alle Maßzahlen mit der Entwicklung einfach erhöhen, und daß z. B. die Zahl der menschlichen Chromosomen größer sein sollte als aller anderen Lebewesen. Es kommt nicht auf solche quantitativen Steigerungen an, sondern auf den organischen, d. h. qualitativen Reichtum der Kompositionsideen.

Maßstäbe sind bei methodischen Versuchsanordnungen aus dem Grade der geistigen Selbständigkeit zu gewinnen. Weiterhin aus der Gesamtheit von Leistungen mittelbarer und unmittelbarer Art. Sicherlich wird es einmal gelingen, eine vollständige Liste von Organen aufzustellen und dabei zu finden, daß jedes lebende Gebilde sich maßgeblich der vom Menschen aus verminderten Vollständigkeit dieser Kompositionsteile auf bestimmte Stufen verweisen läßt. Auch hierbei kommt es wiederum nicht auf die stoffliche Größe der Organe an und auch nicht allein auf die Zahl der vorhandenen Nummern dieser Liste, sondern zugleich auf die organische Vollständigkeit der Teilstruktur selbst. Das Prinzip der abnehmenden Vollständigkeit bei absteigender Stufenfolge betrifft nicht nur die Zusammengesetztheit des Ganzen, sondern auch aller Teilgebilde, d. h. also die Qualität der Organe.

Wiederum dürfen nicht Fähigkeiten als widerspruchsvoll empfunden werden, die dem Menschen im Verlauf seines kompositorischen Aufbaues verloren gegangen zu sein scheinen und tatsächlich nur in den Bereich indirekter Hilfskräfte verlagert

worden sind. Der Hund hat ein Riechvermögen, das der Mensch nicht mehr besitzt oder vielleicht auf seiner hohen Stufe von Anfang seines geschichtlichen Daseins an nicht mehr besessen hat. Weiterhin reicht das akustische Wahrnehmungsvermögen des Menschen nur bis etwa zwanzigtausend Hertz, das sich sogar im Alter noch verringert, während der Hund ungefähr die doppelte Schwingungszahl zu hören vermag.

Ähnliche Behauptungen kann man von vielen Tieren vorbringen und auch als Verkümmerungen in der Menschheitsgeschichte unmittelbar nachprüfen. Frühzeitliche Menschen haben Begabungen erkennen lassen, die wir nicht mehr oder nur noch sehr vereinzelt vorweisen können. Solche Überlegungen sind nebensächlich, denn jede Verfeinerung einer Komposition bedingt einen Verzicht auf mancherlei Besonderheiten eines Vorstadiums. Allerdings darf dies nicht einen totalen oder auch nur bruchstückhaften Verlust von Fähigkeiten bedeuten, sondern nur eine Verlagerung, über die erst die Theorie der Großorganismen Aufschluß gibt. Der Mensch verfügt heute noch unvermindert über alle einmal in seinem Aufbau aufgetretenen Fähigkeiten, auch wenn sie bei individueller Abgrenzung zum Teil nicht mehr erkennbar sind und erst in Gebilden der Menschenmassen erneut zum Vorschein kommen.

Außerdem muß man Fähigkeiten gesondert betrachten, die sich aus der Lebensanpassung ergeben. Wenn z. B. der Mensch trotz eines fischhaften Durchgangsstadiums heute nicht mehr durch Kiemen atmet, sondern mit der Atmung durch Lungen seine Fähigkeit verloren hat, sich dauernd unter Wasser aufzuhalten, so kann dies nicht als kompositorisch wesenhaft bezeichnet werden. Wesenhaft ist die Einrichtung der Atmung an sich, nicht ihre ortgebundene Form. Das gleiche gilt von der Fähigkeit des Fliegens. Wie stark beide Lebenselemente im Bereich des Geistigen wirkungsvoll geblieben sind, ergibt sich daraus, daß der Mensch nicht nur im Ausleben seiner Geistigkeit von jeher Beweise für ihre Einbeziehung durch seine

Eigenschaften, durch Kunstwerke und durch Traumdeutungen gegeben hat, sondern mit geeigneten Hilfsmitteln beide Räume bis zu einem gewissen Grade zurückzuerobern vermochte, wenn auch solche grobsinnlichen Beispiele einer Trieberfüllung nicht mehr anzeigen als eben die vorhandenen Triebe.

Der Mensch besitzt einen Denkapparat mit der folgerichtig größten Reichweite. Alle anderen Lebewesen können nur einen Teil der Reichweite beanspruchen, und zwar jeweils nur so viel, daß alle vorstellbaren Denkapparate in ihrer gesamten Reichweite nicht mehr ausmachen als das Vorstellungsvermögen des Menschen allein.

Der Mensch verfügt über ein kompliziertes Nervensystem, über Herz, Lungen, Magen, Darm, Nieren usw. Weiterhin benutzt er Sinnesorgane wie Mund, Ohren, Nase, Augen und weitere bekannte oder noch unbekannte Vermittlungsinstrumente für Reize der Außenwelt. Die Gesamtheit dieser Organe stellt eine gewaltige Vollständigkeit dar, die sich auf allen abwärts führenden Stufen in einer für die zugeordneten Gebilde charakteristischen quantitativen und qualitativen Weise verringern muß, bis ich an die Sichtbarkeitsgrenze des Lebens komme.

Welches mögen dann die letzten Lebensmerkmale sein? Vielleicht nur ein Atmen, ein Sichwandeln durch Aufzehren oder nur die Willkür von Bewegungen.

Durch fortlaufende Abstriche der vollständig zu denkenden Liste von Organen an Hand der untersuchbaren Reihe von kennzeichnenden Lebewesen wird es mit großer Wahrscheinlichkeit einmal der Wissenschaft gelingen, dem Uranfang des Eigenlebens in einer Bewegungswillkür nachzuspüren, die sich der toten Kausalkette entzieht. Dann werden die toten Stoffe in die Lebensreihe bis hinab zu den elementarsten Seinsbegriffen einbezogen werden können.

Bei den niedrigsten Organismen ist von den Sinnesorganen wohl nur noch eine Art Tastsinn übrig geblieben. Trotzdem ist eine gewisse Lichtempfindlichkeit neben mancherlei

andersartigen Reaktionserscheinungen oft auch ohne sichtbare Organe anzunehmen, wie die Abhängigkeit von Lichtstrahlen, Wärmestrahlen und anderen Umständen andeutet. Hypothesen über die letzten Spuren von Lebensstrukturen sind nicht Sache analogischer Grundbegriffe, doch kann man annehmen, daß die niedrigsten Organismen gar nicht als lebendige Ganzheiten aus Teilen betrachtet werden dürfen, um Lebensäußerungen erkennbar zu machen, sondern als Teile von lebendigen Massengebilden.

Vielfach lassen das Vorkommen, die Entwicklung, das Ausleben und die Eigenschaften einer genügend großen Gruppe oder einer ganzen Art von Mikroorganismen Besonderheiten feststellen, die den Eigenschaften deutlich sichtbarer Lebewesen wesensgleich sind. Allerdings sind Lebenszeit und Umfang solcher Massengebilde häufig so gewaltig, daß wiederum die Übersichtlichkeit erschwert wird.

Man spricht von der Unsterblichkeit der Bierhefe, solange man die einzelnen Zellen und ihre Fortpflanzung durch Teilung betrachtet, bei der es keinen Tod gibt. Wenn ich dagegen die Bierhefe als Art oder auch nur einen einzelnen Stamm als eine Gesamtheit anspreche, dann machen die Ermüdungserscheinungen im Wachstum und ihre mit endlichen Maßstäben zu messende Lebensdauer im irdischen Raum ein Bild anschaulich, das unseren allgemeinen Vorstellungen vom Leben und vom Tode näherkommt.

Irrtümerlicherweise haben wir uns daran gewöhnt, nur solche Gebilde als Lebewesen zu bezeichnen, die stofflich mit allen Teilen auch für das Auge eine feste Gestalt bilden. Wir wissen zwar, daß der Zusammenhalt im Bereich des Molekularen nicht die Dichtigkeit des Augenscheins hat, und daß auch in der enggefügten Komposition des Menschen viele Organe und Teilgebilde bis zu den Zellen hinunter ein sehr wenig zentral beeinflußtes Dasein führen, wodurch ein Vergleich mit den scheinbar sehr unabhängig umherwandernden Ameisen erlaubt wird, aber wir machen trotzdem einen Unterschied zu der amorph

gedachten Komposition eines Bienenvolkes oder eines Ameisenstaates.

Die Verpflanzung von Organen und Geweben von einem Tierkörper in einen anderen ist schließlich auch nichts anderes als das Auswechseln einer Bienenkönigin. Die Untrennbarkeit der Kompositionselemente eines Menschen ist nicht größer als der Zusammenhalt eines Ameisenstaates, von dem die einzelnen Ameisen sich niemals loslösen können, ohne kurzfristig zu sterben.

Nimmt man hinzu, daß der Kompositionsbegriff des Menschen sich nicht auf die körperliche Gestalt beschränkt, sondern ein umfassenderes Wirkungsdasein angibt, so wird man bei einem Vergleich auch mit solchen Lebewesen, die wir Tiergemeinschaften nennen, erheblich mehr Wesensverwandtschaft finden.

Das Gleichnis vom Gewebe besagt, daß alle Gebilde nur strukturgesetzlich verflochtene Verdichtungen sind, und dabei ist es nebensächlich, ob die Verdichtungen so innig angenommen werden wie bei einem Säugetier oder so locker wie bei einem Bienenvolk. Für beides wird die menschliche Komposition in sich Ebenbilder tragen.

So ist es denkbar, daß auf der Reihe des Lebens, die in die totgeglaubten Grenzgebiete des Stofflichen reicht, echte Lebensspuren erst von einer bedeutenden Massenhaftigkeit der Erscheinungen an nachweisbar sein werden. Ein einzelner Stein hat vielleicht niemals ein erkennbares Leben, seitdem er als Schlacke eines lebendigen Vorganges zurückgeblieben ist und auf die Aufzehrung zu neuen Kompositionen wartet. Wertet man den Stein dagegen als Teil der Erde oder weiterhin sogar die Erde als Teil einer kosmischen Harmonie, so kann eines Tages der Begriff des Lebendigen auch auf ihn Anwendung finden und ihn zum Bestandteil eines organischen Gebildes werden lassen.

Damit betreten wir die sehr aufschlußreiche andere Seite der Lebensreihe mit dem Herrschaftsbereich der Großorganismen.

29.

Die Reihe der Großorganismen

Das Vorurteil, mit dem der Mensch die Bezeichnung Lebewesen von dem äußerlich sinnfälligen Zusammenhalt aller Teile abhängig macht, muß unbedingt überwunden werden. Bienenvölker und Ameisenstaaten zerfallen ebenso wie der Mensch, wenn ich ihr Nervenzentrum oder ihren Direktionssinn wirkungsunfähig mache. Bei allen Beispielen kann ich wohl noch ein kurzfristiges sinnloses Fortleben einzelner Glieder, Organe oder Gewebe wie das Ausklingen eines Bewegungsrhythmus beobachten, aber dann kommt der Gesamttod unwiderruflich. Vielleicht gelingt es mit besonderer Kunst, diese oder jene Bauelemente durch Überpflanzen verlängert am Leben zu erhalten, aber das Ereignis des Todes läßt sich dadurch nicht ableugnen.

Ich kann demnach ohne weiteres in die Reihe der tierischen und pflanzlichen Lebewesen eine Art von Gebilden einordnen, die den Eindruck von Lebensgemeinschaften getrennt denkbarer Individuen erwecken, weil ihr Zusammenhalt und ihr Organismus für das Auge gestaltlos und wenig gefestigt zu sein scheint. Bei dem Wort Leben kommt es ausschließlich auf die Erfüllung des organischen Strukturbegriffes an, der in jedem Falle eine Gestaltung einbegreift, auch wenn sie nicht den herkömmlichen Anschauungen entspricht.

Eine Biene ist als Individuum sehr unvollständig ausgebildet und ihre Eigenwilligkeit ist äußerst gering. Es gibt viele gleichgroße Organismen, die ein vergleichsweise viel selbständigeres Dasein führen, und deshalb ist an dieser Stelle zuerst von Naturbeobachtern der Verdacht ausgesprochen worden, daß weniger

der einzelnen Biene als vielmehr dem ganzen Bienenvolk die Bezeichnung eines selbständigen Lebewesens zukommt.

Da alle Erscheinungen der Wirklichkeit einschließlich aller Lebewesen nur Strukturgebilde unseres Denkapparates sind, ergibt es sich ganz von selbst, daß sowohl jeder Bestandteil eines Ganzen wie jedes Ganze auf den jeweils zugeordneten Betrachtungsebenen als Lebewesen angesprochen werden muß. Es gibt immer nur ein Mehr oder Weniger an Teilaufgaben und Ganzheitsdasein, aber niemals eine Ausschließlichkeit der einen oder anderen Funktionsart.

So sind auch die Menschen nicht nur individuelle Lebewesen, sondern zugleich lebende Bestandteile von Lebewesen einer anderen Ordnungsklasse, wie dies von allen Denkgebilden ausnahmslos gesagt werden kann.

Die Bedeutung dieser Behauptung ist außerordentlich, denn sie verlangt eine Entmündigung der menschlichen Denkselbständigkeit, die mit der Intensität der Teilaufgaben und der Größengewalt der ihm übergeordneten Organismen zunimmt und bis zum Verlust des individuellen Lebenswillens führt.

Aber auch der Opfertod, der den fundamentalsten individuellen Lebenstrieb außer Kraft setzt, ist nur eines der vielen Symptome der geistigen Versklavung, die durch die Einsetzung eines Massengehirns an Stelle der Individualgehirne erfolgt.

Dem einzelnen Menschen ist es naturgemäß schwer begreiflich, daß er die Unterwerfung unter die ethischen Ziele der Religion, der Vaterlandsliebe, Familienliebe und mancherlei anderer Gemeinschaftsideen nicht der freien Überzeugung individualistischer Vernunft, sondern seiner Denkunselbständigkeit und nur dem Befehl eines Massengehirns zu verdanken hat, aber wenn dem nicht so wäre, dann gäbe es keine Ideologie. Sobald sich der Mensch über seine Denkentmündigung Rechenschaft ablegt, entzieht er sich bereits dem Einfluß des Massengehirns.

Das Wort Masse hat zu vielen Irrtümern geführt. Viele Naturbeobachter haben wohl das manchmal absonderliche Ver-

halten von Menschenmassen systematisieren und ergründen wollen, aber sie haben nicht die Voraussetzung der organischen Struktur erkannt.

Eine Ansammlung von Bausteinen und Menschen ist noch kein Gebäude und noch kein Großorganismus. Dazu gehört vor allem der Begriff der organischen Komposition und das Dasein eines Direktionssinnes. Auch eine Ansammlung von Zellen oder unzusammenhängenden Bienen bildet noch keinen lebendigen Organismus. Erst ihre Beherrschung durch eine Art Zentralgehirn ergibt die typischen Massenerscheinungen der Raubtierhaftigkeit.

Unter den vielen bestehenden und nachweisbaren Großorganismen, in denen menschliche Individuen die dienende Rolle von Zellen spielen, ohne ihre individuelle Selbständigkeit zur Geltung bringen zu können, unterscheidet man zweckmäßigerweise zwei deutlich abtrennbare Gruppen. Alle Beispiele der religiösen, weltanschaulichen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, sportlichen oder modischen Großorganismen lassen sich auf ihren Ursprung als Ideenorganismen zurückverfolgen. Sie sind durch den Schöpfungsakt eines höchst individuellen Menschen entstanden, sie werden geboren, sie entwickeln sich, und eines Tages sterben sie wieder ab.

Andere Großorganismen leiten ihren Ursprung von natürlichen Gegebenheiten ab, die bereits von jeher im Gewebe des Lebensteppichs verflochten waren, und diese Art ist im besonderen Maße geeignet, die Reihe der Lebewesen über den individuellen Menschen hinaus fortzusetzen.

Die höchstentwickelten Lebewesen und an der Spitze der Mensch selbst sind weitgehend in der Lage, ein unabhängiges Dasein zu führen. Tatsächlich bezieht sich dies jedoch im überwiegenden Maße nur auf eine Art geistiger Freiheit, denn der Fall wirklicher Einsamkeit und Unabhängigkeit im körperlichen Dasein ist sehr selten und auch dann mit allen Beweisen der Entwicklungshemmung verbunden. Nur bei besonderen Herrschaftsansprüchen kann von einer höheren Unabhängigkeit

die Rede sein, obwohl auch hier eine kritische Untersuchung sehr bald das Eingefangensein in Großorganismen oder Ideenorganismen dem Gedanken echter Selbstherrlichkeit widerspricht.

Bereits die körperliche Fortpflanzung verlangt den Begriff der Familie, der die Unabhängigkeit des Individuums beeinträchtigt. Das Individuum pflanzt sich nicht fort. Es ist einmalig. Die Höchststufe eines geistig unabhängigen Menschen ist nicht vererbbar. Sie zwingt zu der Einsamkeit des Schöpferischen. Erst die Teilhaftigkeit an anderen Lebewesen, in denen der Mensch nur ein Zellendasein führt, ermöglicht eine Fortpflanzung. Auch die Zelle des menschlichen Körpers kann sich nur vermehren, wenn sie der Erhaltung der Gesamtkomposition dient. Für eine Gewebezelle allein ist eine Fortpflanzung sinnlos.

Alle Fortpflanzung dient der Erhaltung der Art, und jede Art, die damit gemeint ist, stellt ihrerseits eine Komposition dar, die Großorganismus genannt werden soll, um ihre Wesenhaftigkeit als lebendiges Gebilde, d. h. als Lebewesen einer langen Reihe zu betonen.

Die Bezeichnung Art ist nicht eindeutig und besonders beim Menschen sehr vielgestaltig. Das einfachste — wenn auch nicht dominierende — Beispiel ist die Sippe oder das Geschlecht.

Ein Geschlecht hat durchaus alle Eigenschaften eines Lebewesens. Es entsteht naturhaft und sehr häufig ohne die sichtbarliche Begründung durch einen bestimmten Ahnherrn. Es entwickelt sich nach den Umständen, die es in der eigenen Kraft und in dem Lebensraum vorfindet, zu der höchstmöglichen Gestalt, und es vergeht mit der Erschöpfung der zur Verfügung stehenden Kräfte. Der Rhythmus wird durch den Kräfteverbrauch bedingt.

Außer den tonangebenden Raubtiereigenschaften zeigt ein Geschlecht viele Besonderheiten, die einen gewissen Grad von Selbständigkeit erkennen lassen und durch die es sich von anderen Geschlechtern abhebt. Vor allem sucht es die einzelnen

Menschen, aus denen es zusammengesetzt ist, ihrer individuellen Rechte zu berauben und sie für ein gehorsames und opferwilliges Zellendasein zu bändigen.

Wenn es sich um Entwicklung, Vorteile oder Bestand der Familie oder des Geschlechtes handelt, soll sich jeder Bestandteil zur Verfügung halten, um gegebenenfalls mit einem Opfertode den Organismus zu verteidigen.

Ist das Geschlecht sehr ausgeprägt, dann kann man auch die Mitglieder wie einzelne Organe eines Körpers aufteilen. Es gibt zumeist einen Kopf, der den Stil des Geschlechtes jeweils festlegt und den Direktionssinn des Großorganismus darstellt. Es gibt Mitglieder, die Augen, Mund, Ohren und Hände bedeuten, und es gibt Reserven an Substanz, die erst in Funktion treten, wenn ein Bedarf dafür entsteht, ganz wie im tierischen Haushalt.

Wichtig ist für die Theorie der Großorganismen die überall typische Entmündigung. Es gibt eine Familienmeinung, eine Familienverpflichtung oder einen Traditionszwang, also zweckgebundene Anschauungen, die jedes einzelne Mitglied wie das Ergebnis seiner freien individuellen Meinung vertreten zu müssen glaubt, sofern es als fest eingebundenes Organteil in Angelegenheiten der Familie seine wirklich objektive Denkfähigkeit verloren hat.

Kommt es vor, daß ein Familienmitglied, mit Hilfe einer geistigen Sonderentwicklung oder durch andere Großorganismen veranlaßt, eine tatsächlich eigene oder zumindest andersartig beeinflußte Meinung vertritt, dann sind sehr scharfe Konflikte unvermeidlich, denn der Raubtierorganismus kämpft erbittert um sein Dasein. Geistige Selbständigkeit ist nicht gestattet und kann auch niemals gestattet werden. Da sich keine intellektuellen Gründe für die individuelle Freiheitsberaubung finden lassen, wird als Ersatz eine besondere Moral konstruiert, die bei allen Großorganismen als Hauptargument der Entmündigung wiederkehrt.

Wenn sich ein dem Großorganismus zugehöriges menschliches Einzelwesen fortpflanzt, dann dient dies nicht der Erhaltung seiner individuellen Beschaffenheit, sondern nur der Erhaltung des Organismus. Infolgedessen werden auch nur Eigenschaften und Besonderheiten vererbt, die den Aufgaben des Individuums im Großorganismus entsprechen und dessen Merkmale tragen. Zwar verändert sich auch ein Großorganismus wie jedes Lebewesen im Verlauf seiner Entwicklung, wie dies durch Veränderung der Nachkommen aller einzelnen Zellbestandteile sichtbar wird, und außerdem können Krankheiten, Entartungen usw. Unregelmäßigkeiten erklärlich machen, aber im allgemeinen tragen die Söhne und Töchter eines Geschlechtes ziemlich deutlich die Wesensart ihres Großorganismus zur Schau, während die rein geistigen Leistungsbeweise individueller Kräfte ganz sporadisch in Erscheinung treten und selten bezüglich ihrer Eltern den Verdacht einer Vorherbestimmung durch Erbschaft erregen.

Die geistige Selbständigkeit hat nichts mit Begabung für besondere Organaufgaben zu tun. Handwerkliche Fähigkeiten, Triebwille, Temperament und Aufgeschlossenheit für künstlerische Eingebungen mögen in einem Geschlecht bei besonderer Betonung des Artbewußtseins vererbbar sein, aber niemals das Erkenntnisvermögen und das gedankliche Schöpfertum.

Das Beispiel eines machtvollen Familienorganismus als selbständiges Lebewesen mit vordringlichen Herrschaftsansprüchen ist ziemlich selten geworden und nur wenigen Namen dynastischer, adeliger, sozialer oder wirtschaftlicher Erbansprüche vorbehalten geblieben. Nur hier zeigen sich die Beweise raubtierartiger Geltungssucht und totaler Entmündigung mit Moralargumenten, womit sie ihre Vorrechte sogar größeren Organismen abzutrotzen suchen. Weit häufiger ist der Familienorganismus als Organ eines umfassenderen Gebildes eingeordnet, zu denen in der Reihenfolge früher zuerst die Kaste rechnete.

Auch heute noch findet sich gelegentlich ein Kastengeist, dessen allgemeinfeindlicher Geltungstrieb nach außen und

dessen individualfeindlicher Zwang nach innen sinnlos und selbstmörderisch genannt werden muß, wenn man nicht die gleichen Erscheinungen wie bei dem Familienorganismus einem richtigen raubtierartigen Lebewesen zuordnet.

Die Mittelpunktstellung des Individuums verlangt einen Stillstand auf der höchsten Stufe. Bei erreichter Mitte ist eine Weiterentwicklung nicht mehr denkbar, und deshalb sehen wir in den Beispielen der Geschichte seit dem ersten erkennbaren Auftreten des Menschen auf der Erde nur einzelne Höhepunkte geistiger Größe und Selbständigkeit ausgewählter Individuen, aber keine kontinuierliche Steigerung.

Dagegen scheint auf den darunter liegenden Stufen eine gewisse Wandlung von Kleinorganismen zu Großorganismen mit der zunehmenden Bevölkerung verbunden zu sein. Die gesellschaftliche Struktur der Menschen, die ihr Schwergewicht vor Jahrtausenden zweifellos weit mehr in der Familie oder Sippe oder später in der Kaste durch Auskristallisieren der diesbezüglichen kleineren Großorganismen besaß, gewann allmählich weit umfassendere Kompositionen.

Völker, die sich vergleichsweise früh ausentwickelten und ihre Gestalt bis heute erhalten konnten, wie z. B. die Chinesen und die Inder, zeigen deutlich das Beharren auf dem Sippenwesen oder der Kastenordnung als jeweils wichtigsten Struktursinn ihrer Gemeinschaftsbildungen. Allgemeine nationale oder patriotische Begriffe sind den Chinesen und Indern innerlich fremd. Soweit sie heute hierfür Ansätze zu erkennen geben, handelt es sich offenbar um ein Konsonanzbestreben zu späteren, vorzugsweise europäischen Entwicklungsgedanken, die über die niedrigere Kompositionsstufe eines massenhaften Nebeneinander sippen- und kastenartiger Organismen zu einer vollen Durchorganisierung der gesamten Massen drängen und damit das Raubtierbild eines Volkes entstehen lassen.

Unter allen natürlichen Großorganismen zeigen die streng durchkomponierten Völker heute am stärksten alle Symptome raubtierartiger Lebewesen. Je später hierzu die Entwicklung

einsetzte, desto geschlossener und machtvoller ist der Eigenwille. Völker wie Deutschland und Rußland sind geschlossener in ihrer Wirkung als Frankreich und England. Der Raubtiersinn ist überall gleich, aber die Geltungswucht gegenüber den eingeschlossenen Organismen der Kaste, Familie und den Individuen ist unterschiedlich.

Wenn in China kein nationaler Gedanke die raubtierartigen Organbildungen vollständig zu unterjochen vermag, und wenn in Indien die Kasten eine nationale Gesamtkomposition erschweren, so ist das ebenso kennzeichnend wie die Haltung Englands, wo der Staat letzten Endes als äußere Voraussetzung individueller Lebensfreiheit argumentiert wird. Das ändert allerdings keineswegs die typischen Raubtiersymptome, aber es beweist eine gewisse kleinorganistische Zügelung, die in den Staaten früherer Entwicklungsstufe weit weniger sichtbar ist.

Die Naturgegebenheit der modernen großen Volksstaaten als voll ausgereifte Raubtiere ist nicht ohne Einschränkungen zu bejahen. Es ist denkbar, daß Staaten ebenso ihren Ursprung einem individuellen Schöpfer verdanken, wie dies auf dem Wege über Ideenorganismen bei religiösen, weltanschaulichen, wissenschaftlichen und ähnlichen geistigen Lebewesen der Fall ist.

Die drei modernen Beispiele raubtierartig übermächtiger und daher für ihre Umgebung besonders gefährlicher Großorganismen sind das napoleonische Frankreich, das nationalsozialistische Deutschland und das kommunistische Rußland. Alle drei Großorganismen verdanken ihr Dasein den ungewöhnlichen Umständen einer vorangegangenen chaotischen Zeit, in der alle früheren Organismen auch kleinerer Art weitgehend zerfallen waren. Daher konnten die kompositorischen Triebkräfte zu einer fast ungehemmten Entfaltung kommen und alles Baumaterial ohne nennenswerten Widerstand mit einer Vollständigkeit sinneinheitlich zusammenfügen, wie dies bei

einem normalen Verlauf des Daseinskampfes der Lebewesen untereinander nicht möglich ist.

Die Raubtiere wuchsen ins Riesenhafte, und dabei ist zu erwägen, ob es einzelne schöpferische Individuen waren, die als Erzeuger verantwortlich sind, oder ob es sich um Sonderfälle von Naturerscheinungen handelt.

An dieser Stelle soll nur von natürlichen Großorganismen gesprochen werden, und als solche sind die Völker wie eine den Familien, Sippen und Kasten übergeordnete Kompositionsform zu betrachten.

Der Begriff Volk ist nicht einheitlich, denn er umfaßt verschiedene Größen. Die modernen Großvölker setzen sich vielfach aus kleineren ehemals selbständigeren Völkern zusammen. Doch als Ebenbilder von Lebewesen der tierischen Reiche sind sie alle gleicherweise aufschlußreich.

Nach außen hin beweisen sie eine elementare Entwicklungssüchtigkeit, der nur mit List oder Gewalt begegnet werden kann. Den individuellen Begriff friedlichen Daseins kennt kein entwicklungsfähiger Großorganismus, solange noch Möglichkeiten für einen Machtzuwachs bestehen und die inneren Kräfte zur Steigerung der Herrschaftsansprüche ausreichen. Je weniger diese kompositorischen Kräfte durch Überbetonung einzelner Organbildungen oder kleinerer eingegliederter Organismen oder sogar unmittelbar konkurrierender Lebewesen gleicher Größenordnung verzehrt oder zersplittert werden, desto riesenhafter, wilder und erfolgreicher ist das Verlangen nach einem großformatigen Ausleben, wofür eine chaotische Entstehungszeit mit wenig stabilen Strukturgebilden, die eine Bremswirkung ausüben könnten, als Voraussetzung im höchsten Maße günstig ist.

Die Bedrohlichkeit für die Individuen und kleineren Organismen innerhalb und außerhalb des Entwicklungsraumes liegt vor allem in der Entmündigungsstärke, die mit der Größenordnung zunimmt, während sich gleichzeitig die Geistigkeit des Direktionssinnes analog der Tierreihe vermindert.

So individualfeindlich und opferfordernd jeder Großorganismus auch seiner inneren Natur nach dem Daseinskampf des Lebens gemäß zur Verteidigung seiner Selbstgeltung auftreten muß und entsprechend totale Forderungen stellt, so kann man doch zwischen einem normalen und einem anormalen Entwicklungsverlauf unterscheiden. Bei bescheideneren Entwicklungskräften für den umkämpften Lebensraum pflegen die entgegenstehenden Kräfte bereits vorhandener Organismen Hypertrophien zu verhindern, so daß im allgemeinen dem Machtstreben geistig ausprägbare Machtgrenzen gesetzt zu sein scheinen.

Man kann bei den Großorganismen der Familie, Sippe und Kasten zwar auch nicht mehr von geistig gezügelten Zielen im Sinne objektiv denkfähiger Individuen sprechen, aber ihre Intelligenz als Mittel der Planung oder als Waffe steht vergleichsweise auf einem erheblich höheren Niveau als der Direktionssinn von Großorganismen ganzer Völker oder Völkergruppen, so daß sie für Riesengebilde ein Regulativ bieten können. Individual geistige Hemmungen sind selten, denn ähnlich wie bei der Lorenzkontraktion in der Physik bleibt der geistige Abstieg auf den weiteren Stufen von Großorganismen deshalb zumeist unbemerkt, weil sich die Maßstäbe gleichzeitig verändern. Normalerweise würde es keinem eingebauten Individuum einfallen, seine individuellen Maßstäbe für Großorganismen anzuwenden, denn mit dem eigenen Einbau verliert der einzelne Mensch auch seine objektivierende Vernunft mit allen dazu gehörigen Maßstäben. Behält er ausnahmsweise seine individualpsychologische Selbständigkeit, wie es die Lektüre dieser Zeilen voraussetzt, dann steht er außerhalb und damit zwangsläufig in einer einsamen Gegnerschaft, die wegen der Ohnmacht des einzelnen praktisch belanglos bleibt. Einzelne Denker finden überhaupt selten eine Gemeinschaft, sie gewinnen niemals eine korporative Unterstützung, denn jeder wirklich lebensfähige Zusammenschluß, wie er für Gleichgesinnte vorstellbar ist, verlangt zumindest einen partiellen Verzicht auf Denkselbständigkeit zugunsten eines Ge-

meinschaftsgehirns, wodurch alle kritischen Vergleichspunkte für die lebendige Wesenheit und die verminderte Denkfähigkeit sofort wieder verlorenzugehen drohen.

Weder Familien noch Sippen und auch, graduell abgeschwächt, keine Kasten werden den Ursprung der menschlichen Individualität so weit außer acht lassen, daß sie das Mißbehagen oder ein kummervolles Dasein aller einzelnen Mitglieder in eine für sie vorteilhafte Rechnung stellen. Ein Organismus von der Größenordnung eines Volkes tut dies weit eher, denn sein Direktionssinn entspricht einer tierischen Komposition niedrigerer Stufe. Es gibt und gab zu allen Zeiten völkische Ideen, die so sinnlos ungezügelt Selbstzweck wurden, daß sie in geradezu selbstmörderischer Triebherrlichkeit allen eingebauten Individuen fürchterliches Unglück brachten und durch die Vernichtung des individuellen und organhaften Teillebens nach einem vergleichsweise kurzfristigen Aufflackern mit der Substanz ihr eigenes Dasein verloren.

Da die vielen kleinen und großen Organismen immer um einen Vorrang kämpfen, wurden normalerweise übertriebene Ansprüche einzelner Großlebewesen eingeengt, von außen her und von innen. Zwischen diesen zahllosen Konflikten vermag der einzelne Mensch sich fast immer einen bescheidenen Lebensraum zu sichern, der für eine eigenwillige Ausgestaltung und damit zur Erhaltung des individuellen Eigenlebens ausreicht. Sobald es jedoch in chaotischen und daher wenig von widerstandsfähigen Gebilden gegliederten Zuständen einem Großorganismus gelingt, den ganzen Raum zu erobern, kann man sofort auch die tierhaft sinnlos gesteigerten Ansprüche auf eine Art Weltherrschaft erwarten. Man muß dies wie eine Gleichgewichtsstörung im Lebensreich ansehen. Auch im Tier- und Pflanzenreich kennt man die Gefahren des widerstandslosen Raumes. Auf jungfräulichem Boden können Pionierpflanzen und neu eingeführte Tierarten das Gleichgewicht so weit stören, daß mit einer wild wuchernden Entwicklung große Landschaften in Gefahr kommen, wie dies Kakteen und Ka-

ninchen in Australien gezeigt haben, bis der innere Zerfall die selbstmörderische Direktionssinnlosigkeit solcher Hypertrophien offenbart. Sofern nicht geeignete Abwehrmaßnahmen das Schlimmste rechtzeitig verhüten, kann gewaltiger Schaden entstehen, wenn auch auf irgendeiner Stufe und zu irgendeinem Zeitpunkt eine neue Gleichgewichtslage entsteht.

Die Forderung der restlosen Entmündigung und Willensunterwerfung, die ein Großorganismus auf späteren Stufen der Massenhaftigkeit seiner Bausubstanz stellt, strebt eine völlige Vernichtung alles individuellen Lebens an. Die einzelnen Menschen haben demnach keinen anderen Zweck als den primitiven Raubtierzielen zu dienen und sich für den Stoffwechsel aufzuopfern. Durch die Beherrschung der Denkfähigkeit aller Teile und Teilorganismen wird dies leichter und schmerzloser gemacht.

Der Mensch weiß von dem Haushalt seines eigenen Körpers, daß sich viele weiße Blutkörper zur Abwehr schädlicher Infektionen opfern müssen, und er kommt keinen Augenblick auf die Idee, mit den einzelnen kleinen echten Lebewesen Mitleid zu haben, deren Lebensaufgabe im Todesopfer liegt. Genau so betrachtet ein großorganisches Gehirn die einzelnen Menschen, die auf dem Schlachtfeld ihren Körper oder im Geistesleben ihre schöpferischen Fähigkeiten, d. h. alles Eigenleben opfern sollen, um den Bestand des Großtieres zu verteidigen oder seine Weiterentwicklung voranzutreiben.

Die Vergewaltigung geht so weit, daß sogar sehr selbständige Denker den Opfertod als Moralbegriff in eine ethisch absolut gedachte Weltanschauung aufzunehmen bemüht waren, wobei allerdings zu beachten ist, daß ohne überhaupt irgendwelche Großorganismen der Begriff der Selbstlosigkeit nicht entstehen kann und damit keinerlei Moral denkbar ist. Das Dasein von Großorganismen allein ermöglicht die Befreiung des Individuums von einem raubtierartigen Ausleben seines Eigenwillens und zwingt es auf den Ausweg geistigen Auslebens, auf dem es ein Höchstmaß geistiger Vollkommenheit

erreichen kann. An den herrschenden Moraltheorien kann man immer erkennen, welcher Großorganismus jeweils vorherrschend ist.

Bei einem Volke läßt sich bereits sehr viel besser die organbildende Struktur als Ebenbild zum Aufbau eines Menschen oder richtiger des zugeordneten Tierwesens anschaulich machen. Das uralte Gleichnis vom Staat und den Menschen mit seinen Gliedern hat eine Gültigkeit, die bis in die letzten Bestandteile des Volkskörpers folgerichtig bleibt, auch wenn die Einzelheiten für das Auge des Forschers oft unzusammenhängend erscheinen.

So gibt es Menschen, die den Gehirnzellen entsprechen. Andere haben die Funktionen der Nervenbahnen übernommen. Der innere amtliche und nichtamtliche Verwaltungsdienst enthält Menschen in unterschiedlichster Gruppierung zu einzelnen Organen wie Magen, Leber, Niere, Drüsen und hundert anderen Aufgabenbereichen bis zu den zersetzenden Kolibazillen im Darm.

Es gibt große Menschengruppen, die sich zu Gliedern der Verteidigung und der Beweglichkeit wie Arme und Beine organisiert haben. Es gibt Träger der schwer bestimmbaren seelischen Einflüsse, und es gibt Fleischmassen, die überall Reserven an Substanz oder Hilfsmittel der materiellen Versorgung darstellen.

In diesem Zusammenhang erhalten bei einem wohlgeordneten Staatswesen die vordem genannten Organismen der Familie, Sippe und Kaste eine neue Beleuchtung. Als Großorganismen sind sie Konkurrenten des staatlichen Molochs, aber vom Betrachtungsstand des Gleichgewichtes aus entsprechen sie der gruppenartigen Struktur. Ihr unmäßiges Entwicklungsstreben bekommt den Charakter von Dezernatsehrgeiz, der sich überall unliebsam bemerkbar macht, wo der Direktionssinn einer übergeordneten Komposition nicht stark genug ist.

Wenn jeder der vielen Organismen durch ein ideales Kräfteverhältnis in einem ihm gemäßen Entwicklungsraum befangen bliebe, dann würde ein stabiler Zustand vorhanden sein. Das

kommt jedoch nur sehr selten und dann meist nur kurzfristig vor. Sobald sich das Gleichgewicht der Kräfte ändert, versucht jeder Organismus für sich einen Machtzuwachs herauszuschlagen. Entweder suchen sich die einzelnen Organe selbständiger zu machen und auf Kosten anderer an Ausleben zu gewinnen, oder der Direktionssinn des Ganzen strebt zu einer weiteren Entmündigung seiner Teile und Teilkompositionen. Die Unvernünftigkeit ist allseitig, und wenn nicht ein neuer Gleichgewichtszustand gemäß der neuen Kräfteverteilung einige Stabilität erreicht, wird das Individuum der Hauptleidtragende sein.

Nun kann es allerdings unter besonderen Umständen geschehen, daß die individuellen Kräfte einen Zuwachs erhalten und sich gegen alle großorganistischen Entmündigungsversuche zu wehren lernen. Das ist gelegentlich nach einem großorganistischen Übermaß der Fall, gegen das ein Rest von Individualismus mit äußerster Anspannung oder mit einer Art secessio plebis ankämpft. Das moderne Beispiel hierzu ist die Gründung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in der sich viele individuell selbständige Menschen trafen, die damit der Entmündigung durch europäische Großorganismen zu entgehen hofften.

Folgerichtig entstand damit ein staatlich schwach dirigiertes Gebilde und ein weit selbständigeres Ausleben der einzelnen Menschen mit deutlich raubtierartiger Färbung. Die Selbstverantwortlichkeit, Selbsthilfe und nur durch eine bruchstückhafte Gemeinschaftsordnung eingeengte Selbstherrlichkeit individueller Ansprüche führte anfänglich zu keinerlei bemerkenswerten geistigen Entwicklungen, da der weite Raum allen Zielen in materieller Hinsicht praktisch weitgehendste Befriedigung gewähren konnte, d. h. mehr Lebensraum anbot, als die Kräfte auszugestalten und auszuwerten vermochten.

Das änderte sich erst, als die Pionierzeit vorüberging, die Uferlosigkeit des Lebensraumes aufhörte und eine dichtere Besiedlung die Gemeinschaften zu einer sorgfältigeren Durch-

organisierung zwang. Das lebendig individuelle Recht der Steppe verwandelte sich langsam in erstarrte Buchstabenbegriffe, und der einzelne Mensch verlor mehr und mehr seine Unabhängigkeit, um mit Spezialaufgaben als Massenteil eingeordnet zu werden. Langsam werden auch die Vereinigten Staaten von Amerika zu einem imperialistischen Großorganismus mit einer Raubtierseele auswachsen, in dem genau die gleichen Einengungen individueller Freiheit auftreten müssen, denen die Gründer mit ihren Nachkommen entfliehen zu können glaubten. Der Raubtierstil geht allmählich vom Individuum auf den Großorganismus über, so daß ein Großteil individueller Selbständigkeit den Stempel des Verbrechertums erhielt und damit seine Ablösung durch die neuen Raubtierrechte des Staates anzeigt.

Wie wenig die Menschen ohne Großorganismen auf die Dauer im begrenzten Raum zu leben vermögen, zeigt sich am Beispiel der U.S.A. besonders deutlich.

Zugleich mit allen raubtierhaft ungebärdigen Individuen strömten auch kleinere Lebensgebilde hauptsächlich weltanschaulicher oder religiöser Art aus den durch übermächtige Großorganismen vergewaltigen Raum Europas ab. Das Wort Entwicklungsfreiheit wird nicht nur von einzelnen Menschen mit großer Eigenwilligkeit als verführerisch empfunden, sondern auch von Organkompositionen, die nicht ihr Mindestmaß an Lebensraum ertrotzen konnten oder darüber hinaus die Kraft zu weiteren Entwicklungen verspürten, wofür die in Europa herrschenden Konkurrenzorganismen ihnen keinen Raum zugestanden. Da nun um der goldenen Freiheit willen die gesetzliche Ordnung in der neuen Welt auf wenige und nur allerdringlichste Eingriffe in das Privatleben beschränkt war, und da auf dem Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten ein total gemeinschaftlicher Widerstands- oder Angriffswille viel zu selten benötigt wurde, um daraus eine straffe Organisation abzuleiten, bestanden lange Zeit hindurch nur Anfänge dessen, was man einen staatlichen Organismus nennen könnte. Die

Staatseinrichtungen blieben Mittel zum Zweck, und die Individuen achteten eifersüchtig darauf, daß sich die engen Verhältnisse Europas nicht wiederholten.

Mit diesem vom Staat großorganistisch wenig beanspruchten Vorrat an einbaufähigem Menschenmaterial konnten die kleineren Organismen der Sekten und weltanschaulichen Gemeinschaften bis zu den Geheimorden und der Lynchjustiz Kompositionsmöglichkeiten und Lebensentwicklungen finden, die außerordentlich waren und an die einbausüchtigen Zeiten der christlichen Kirchenentwicklung erinnerten.

Noch heute haben diese geistigen Großorganismen trotz der zunehmenden Inkarnation eines staatlichen Raubtieres eine so große Macht in U.S.A., daß sich dort offenbar kaum ein Mensch ohne religiöse Eingliederung lebensfähig halten und zu einem eigenen machtvollen Dasein entwickeln darf.

Die Mehrzahl der Menschen benötigt im umgekehrten Verhältnis ihrer Kräftezuteilung eine Untertanenschaft, und wenn sie nicht im Staatsgedanken mit ausreichender Verpflichtung gegeben ist, dann wird sie in anderen, vor allem religiösen Großorganismen gesucht, bis dem allein nicht existenzfähigen Individuum ein Teil seiner Mündigkeit und damit zugleich ein Teil seiner Verantwortlichkeit abgenommen und ihm dafür ein Organbewußtsein gegeben worden ist.

Nach dem bisherigen Rhythmus der Wachstumssteigerung von Großorganismen ist anzunehmen, daß die augenblicklich bevorzugten Stufen ihrer Größenordnung noch erheblich überschritten werden. Mit zunehmender Massenhaftigkeit und entsprechend abnehmender Geistigkeit des Direktionssinnes, d. h. einer mehr auf Organaufgaben und taktische Probleme beschränkten Intelligenz wird die tierähnliche Natürlichkeit immer deutlicher.

Ein außerhalb solcher Großorganismen stehender Mensch wird alle Äußerungen, Verlautbarungen und Argumente ihres Daseinszweckes hoffnungslos töricht empfinden. Die eigensüchtig geplanten Propagandafeldzüge zeugen von einem ununter-

bietbaren geistigen Tiefstand, und es erscheint ihm rätselhaft, wie es überhaupt Menschen geben kann, die durch solche Ungereimtheiten und widerspruchsvolle Sinnlosigkeiten inhaltsloser Wortklänge beeinflußt oder gefesselt werden können.

Das Höchstmaß an Intelligenz hat niemals die Führung, denn dadurch würden sich sofort schwere Konflikte mit der Stufenordnung tierischer Intelligenzbeschränkung ergeben. Dagegen ist die taktische Intelligenz der in der Stufenordnung wesentlich höher stehenden Organe oft erstaunlich ungeschwächt. Sie dirigert jedoch niemals die raubtierhafte Zielgebung des Ganzen, sondern nur die Schärfe der Krallen, und damit erhöht sie die Gefährlichkeit des ungeistigen Großtieres. Sollte sich ein geistig überragender Mensch berufen fühlen, an der Spitze eines Großorganismus zu stehen, so zerfällt entweder der Großorganismus, oder der Mensch geht zugrunde. Tierische Dämonie kann nicht durch Vernunft ersetzt werden.

Ein einzelner Mensch vermag über sich selbst und seinen Lebenszweck nachzudenken. Ein Tier kann dies nicht, und ein Großorganismus dementsprechend ebensowenig. Tiere und Großorganismen leben einfach sich selbst, sie sind Selbstzweck und in ihrem raubtierartigen Ausleben unnachdenklich. In einem Punkt unterscheiden sie sich, und das hat zu vielen Irrtümern geführt.

Ein Tier besteht aus Zellen, denen die stummen Beeinflussungsmittel direktorialen Willens genügen, um sie in der lebendigen Struktur befangen zu halten. Man möge diese Kräfte suggestiv nennen, jedenfalls besteht eine Massenanziehung und ein Konsonanzbestreben von Strukturideen, wie es der Denkapparat anschaulich machen soll, wenn auch die Fernwirkung solcher Kräfte noch wenig erforscht ist, ohne die alle Strukturen zerfallen müßten.

Ein Großorganismus besteht aus Menschen, die darin die Aufgaben der Zellen und der aus Zellen gebildeten Organe übernommen haben. Sehr wahrscheinlich sind es die gleichen

suggestiven Kräfte, die den Zusammenhalt der Großkompositionen ermöglichen wie in einem Tierkörper Die Tatsache jedoch, daß die eingebauten Individuen niemals vollständig entmündigt werden können, da sie auch zur Erhaltung ihres Massendaseins einen eigenen Lebensbezirk besitzen müssen, veranlaßt die taktische Intelligenz der Großorganismen, bis zu einem gewissen Maße den geistigen Ansprüchen der Individuen Rechnung zu tragen und sich rationalistischer Argumente zum Beweise ihres Daseinszweckes zu bedienen.

Es läßt sich mühelos voraussehen, welche Zerrbilder bei diesen Versuchen entstehen. Ein Großorganismus kann niemals folgerichtig einen Daseinszweck für individualistische Belange verständlich machen. Er könnte höchstens die natürlichen Ursachen seines Entstehens oder seines Vorhandenseins angeben, aber niemals eines Daseinszweckes zum Vorteil der eingeschlossenen Bestandteile.

So wird behauptet, daß eine Volksgemeinschaft nur den Willen der eingeschlossenen Menschen vertreten will, oder daß sie dem Einzelnen im Kampf gegen feindliche Großorganismen Schutz und Rechte größtmöglicher Freiheit verschaffen soll. Das betrifft jedoch höchstens eine rationalistische Entstehungsursache, denn bei Beginn des Eigenlebens tauchen sofort Entmündigungsansprüche auf, die in einem krassen Widerspruch hierzu stehen. Am wirkungsvollsten sind die undiskutierbaren Behauptungen der Zweckmoral wie Patriotismus, Brüderlichkeit und andere Forderungen des Verzichts auf Eigenleben.

Die Unfähigkeit eines großorganistischen Direktionssinnes, über sich selbst nachzudenken und die gleichzeitig taktisch oft sehr zielsicher entwickelte Intelligenz der kriegerischen Organe führen leicht zur Lüge, die nur soweit reguliert oder gehemmt werden kann, so weit der Großorganismus in seinem Ausleben durch fest komponierte und widerstandsfähige kleinere Organismen eingeengt wird. Je weniger dies der Fall ist, desto unverschleierter macht sich die intellektfeindliche Tierseele bemerkbar.

Auf dieses Gleichgewicht beiderseitig des jeweils vorherrschenden Großorganismus ist es zurückzuführen, daß bei einem weiteren Abstieg auf den Stufen des Lebens zu den noch umfassenderen Kompositionen die Gefährlichkeit der Raubtiernaturen abnimmt. Niedrigere Tiere, die auf der anderen Seite der Symmetrieachse stehen, zeigen ihren Raubtiercharakter mit ihrer verminderten Ausentwicklung und ihrer verminderten Geistigkeit auch im Taktischen immer undeutlicher, obwohl die Grundtendenz als Inbegriff des Lebens bestehen bleibt. Aus solchen Vergleichen ist die Natur des alle bisherigen Lebewesen einbegreifenden Großorganismus der Menschheit abschätzbar.

Die verminderte Zielstrebigkeit einer allgemeinen Menschheitsidee gestattet dem Individuum im Bereich des Geistigen ein erhöhtes Ausleben, jedoch keinesfalls im Bereich des Körperlichen oder irdischer Machtbegriffe, denn die Einengungen sind sehr viel stärker.

Vielfach kann eine individuelle Raubtierhaftigkeit zwischen den Spannungen und Konflikten der herrschenden Großorganismen noch ein Ausleben im Körperlichen erschleichen und durch äußerliche Anpassung oder auch durch Übernahme von Führungsaufgaben zur Geltung bringen. Das allgemein Menschliche ist dagegen unentrinnbar, sofern es einmal Herrschaftsansprüche zur Durchführung bringt. Daher haben viele Denker hierin ihre Hoffnung auf Befreiung gesetzt, so daß das Wort „menschlich“ allmählich eine ethische Einfärbung erhielt.

Der Großorganismus der Menschheit hat genau solche Raubtiereigenschaften wie jede andere Komposition aus lebendigen Teilen. Das Tierreich und das Pflanzenreich gelten als mehr oder weniger rücksichtslos auszunutzende Vorräte der Ernährung, bei denen der Raubbau aus Gründen der taktischen Klugheit zugunsten einer systematischen Ausbeutung überall nur da aufgegeben wurde, wo es der Wettkampf auf einer engen Ernährungsbasis unvermeidlich machte.

Das Bewußtsein des Vorrechtes der Menschen gegenüber allen anderen Lebewesen ist so stark, daß auch die Merkmale einer noch allgemeineren Lebensgemeinschaft, wie sie die Gesellschaften gegen Tierquälerei oder vegetarische Ernährungsideen aufzeigen, wenig Bedeutung haben.

Bei so gewaltigen Gebilden lassen die Symptome der lebendigen Wesenhaftigkeit bereits an Erkennbarkeit sehr schnell nach. Das bestätigt sich vor allem, sobald man das gesamte Leben auf der Erde mit seiner uns selbstverständlich erscheinenden Machtbefugnis über alle totgeglaubten Stoffe der Umgebung in das Bild eines geschlossen gestalteten Lebewesens einfangen will. Der empfindsame Mensch spürt zwar auch den Willen eines pflanzenhaften Daseins und er kennt die Regungen seiner Seele, die sich aus den Aufgaben als Teil dieses Organismus ableiten lassen, aber außer in bestimmten Gesetzen der Fortpflanzung, über die im nächsten Kapitel zu berichten sein wird, hat der allgemeine Lebensbegriff wenig Anhaltspunkte für eine anschauliche Gegenständlichkeit.

Der dann folgende Großorganismus führt aus dem Bereich heraus, den wir bisher mit Leben zu bezeichnen gewohnt waren. Ob wir dabei die Erde als unsere größere Heimat isoliert betrachten dürfen, oder das galaktische System als Tierseele auf niedrigster Stufe begreiflich machen wollen, wird nur die Fachwissenschaft einmal entscheiden können, denn die Symmetrieachse der Lebensreihe wird auf der anderen Seite wahrscheinlich Stufen zuordnen, auf denen molekulare oder atomare Vorgänge die gleichen Fragen nach den Symptomen des Lebens aufstellen lassen und den Kreis der Grenzbezirke schließen.

Merkwürdig ist es, daß auf beiden Seiten eine gewisse Eigenwilligkeit von Bewegungen sich den Gesetzen lebloser Materie zu entziehen versucht. Die Erscheinungen der Novae und Supernovae, das Pulsieren der Cepheiden und vor allem die rätselhafte Expansion des Weltalls setzen die Begriffe einer gesetzlichen Regelmäßigkeit außer Kraft, denn jede bisher als

denkbare Erklärung aufgestellte Hypothese leidet an inneren Widersprüchen.

Sicherlich ist es heute verfrüht, der Forschung vorauszusagen, daß der Rest ungelöster Probleme dazu dienen wird, den Lebensbegriff und die Eigenwilligkeit unseres Denkapparates in Erinnerung zu bringen, denn man kann nicht abschätzen, wie weit der Rest durch neue wissenschaftliche Theorien der Physik noch zusammengedrängt wird.

Vor allem kann die physikalische Endlichkeit des Kosmos einmal Rückschlüsse auf die Begrenzung des menschlichen Denkapparates ermöglichen, so wie sich auch die kompositorische Grundidee des Lebens sicherlich später einmal in einer dauerhaften Vorstellung vom Weltall widerspiegeln wird.

30.

Das Wesen der Fortpflanzung

Die analogische Annahme eines Denkapparates, der aus Elementarteilchen umfangreiche Strukturgebilde entstehen und vergehen läßt, verlangt für beharrliche Vorstellungen eine fortlaufende Erneuerung. Eine gedankliche Komposition, die mit dem Strukturgebilde des Denkapparates identisch ist, kann nur einen sehr kurzen Augenblick Bestand haben, und wenn demnach eine bestimmte Vorstellung längere Zeit hindurch im Bewußtsein vorherrschend sein soll, dann ist dies nur durch dauernde Neubildungen der annähernd gleichen Komposition möglich.

Ich spreche ausdrücklich von einer nur annähernd gleichen Komposition, denn eine genaue Wiederholung ist sehr unwahrscheinlich, da sich in jeder Sekunde die Vorbedingungen der Entstehung ändern. Gelegentlich mögen die Unterschiede wiederholter Vorstellungen sehr geringfügig sein, aber die Echowirkung des Gedächtnisses, die kompositionsergänzenden Einflüsse des Harmoniebestrebens und der Eigensinn aller Vorstellungsbilder bedingen in jedem Falle Abwandlungen.

Es verhält sich damit ähnlich wie mit den durch das Auge erlebten Dingen der Wirklichkeit. Die Spiegelbilder auf dem Augenhintergrund werden etwa sechzehnmal in der Sekunde ausgelöscht und wieder aufgenommen. Wenn ich einen Gegenstand als beharrlich erkennen will, dann muß ich sein Spiegelbild dauernd erneuern. Auch dabei treten kleine Abwandlungen auf, sei es durch den Wechsel meines Standortes, durch Ermüdungserscheinungen, durch Änderung der Beleuchtung oder durch die Beweglichkeit des Objektes.

Das dauernde Neubilden von Vorstellungen bestimmt unseren Zeitbegriff und den Begriff der Bewegung, denn eine einzelne Vorstellung ist bewegungslos wie ein erstarrtes Bild. Sind irgendwelche Vorgänge für das Gewinnen von Spiegelbildern im Augenhintergrund oder von Vorstellungen des Denkapparates zu flüchtig, so macht sich eine Undeutlichkeit bemerkbar, die auch bei einem einzelnen d. h. bewegungslosen Bilde eine Beweglichkeit des Objektes mutmaßen läßt. Die Undeutlichkeit kann jedoch auch andere Ursachen haben und ein zuverlässiger Bewegungseindruck verlangt eine Mehrzahl unmittelbar nacheinander entstandener Vorstellungen mit fortlaufenden Veränderungen wie auf einem Filmstreifen. Die Maßzahl der Vorstellungserneuerung wird mit der Maßzahl der Vorstellungsveränderungen verglichen, und daraus ergibt sich ein Gefühlsmaß für Bewegungen.

Die dauernd zu neuen Kompositionen verwandten Elementarteilchen und deutlicher noch die in jeder Minute sechzehnmal erneuerten Partikel des Sehpurpurs im Augenhintergrund versinnbildlichen den Charakter und die Erdenkbarkeit der ganzen Vorstellungswelt, die auch zeitlich stufenförmig aufgebaut ist und in diesem Aufbau einen rhythmischen Struktursinn besitzt.

Danach kann man bereits an den Bewegungen eines Objektes der Wirklichkeit Unterschiede beobachten, die zu seiner Wesenhaftigkeit gehören. Vor allem ergibt sich die Grunderkenntnis daraus, daß es überhaupt nichts Denkbares gibt, das nicht bewegt ist oder in sich Bewegung enthält.

Immerhin glauben wir, viele Dinge zu erkennen, die als unbewegt empfunden werden. Ein Stein, der am Wege liegt, wird durch eine längere Reihe von fast stereotypen Bildeindrücken hindurch kaum eine Veränderung wahrnehmen lassen, sofern nicht äußere Einflüsse, die im allgemeinen leicht nachzuweisen sind, in sein Verhalten eine Bewegung bringen.

Aus diesem Grunde nennen wir den Stein leblos.

Erst nach langen Zeiträumen können Verwitterungen oder innere Zerfallserscheinungen die Bildeindrücke abwandeln, aber da es sich hier offensichtlich auch nur um äußere Einflüsse handelt, bleibt die Behauptung der Leblosigkeit bestehen.

Nicht alles, was sich als Bewegung zu erkennen gibt, verdient die Bezeichnung Leben. Stellen wir uns vor, daß der Stein von einem atomaren Bewegungsrhythmus erfüllt ist, so wird er trotzdem noch nicht zu den belebten Dingen gerechnet werden. Das derzeitig gültige Atommodell sieht regelmäßige Bewegungen vor, die in vorhersehbaren Bahnen verlaufen. Alles, was sich mathematisch ordnen läßt und die Kausalkette bestätigt, ist lebensfremd, denn zum Leben gehört die Willkür, die ein Eigenleben oder ein eigensüchtiges Verhalten sinnfällig macht.

Erst wenn der Physiker keinerlei Vorherbestimmungen mehr zu machen vermag, und wenn seine Rechnungen vor einer Bewegungswillkür versagen, steigt langsam der Verdacht auf, daß damit die ersten Spuren einer Teilnahme des Lebensbegriffes auch in leblos geglaubten Objekten gefunden sein könnten.

Auf der anderen Seite empfinden wir einen Lebenseindruck am stärksten, wenn sich im rhythmischen Ablauf der Veränderungen auf dem Filmstreifen unseres Bewußtseins Bewegungen zu erkennen geben, die an die selbstherrliche Willkür unseres Denkapparates, d. h. unseres eigenen Daseinsgefühls erinnern. Sicherlich wird auch einmal ein Großteil des menschlichen Verhaltens in Formeln festgelegt und vorherbestimmbar gemacht werden können, wie dies von Menschenkennern bereits vorbereitet wurde. Das Kerngebiet des Eigenlebens wird dadurch vielleicht mehr und mehr eingeengt, doch niemals in mathematische oder exakt wissenschaftliche Vorstellungen einbezogen werden. Andernfalls würde der Mensch nicht nur zum Teil, sondern vollständig zur Marionette werden, ein Gedanke, der mit dem Lebensbegriff auch die analogische Arbeitshypothese vom Denkapparat zerbrechen würde. Viel wahrschein-

licher ist es, daß totgeglaubte Materien einmal in eine geeignete Verallgemeinerung des Lebensbegriffes einbezogen und damit in ihrer Stufenfolge mit der Reihe des Lebens dauerhaft vereinigt werden.

Die Voraussetzung hierfür ist die Erkenntnis einer eigenen Bewegtheit aller Objekte der Wirklichkeit ohne Ausnahme.

Wenn sich die Bilder meiner Vorstellungsreihen bei der Betrachtung eines ruhenden Steines ändern, dann begründe ich dies automatisch auf Grund langjähriger Erfahrungen mit der Lebendigkeit meines Denkapparates. Ein kleines Kind ohne ausreichende Erfahrungen verfällt leicht dem Irrtum, bei veränderter Beleuchtung oder unkontrollierten sonstigen Beeinflussungen den Stein als belebt zu empfinden.

Wenn ich dagegen einen anderen Menschen beobachte, dann weiß ich, daß sein Verhalten mit allen willkürlichen Bewegungen nicht allein auf die in mir begründeten Veränderungen der Filmbilder zurückzuführen ist, sondern auch auf sein Eigenleben. Je mehr dies Eigenleben der Lebendigkeit meines persönlichen Denkapparates also mir selbst entspricht, desto höher bewerte ich die Anwendbarkeit des Lebensbegriffes.

Je stärker ich Abstand und Unterschied zwischen der Belebtheit meiner Vorstellungen und dem Bewegungsrhythmus eines Untersuchungsobjektes empfinde, desto weniger Leben glaube ich dem Objekt zuerkennen zu dürfen, bis ich über die Stufen der Tier- und Pflanzenwelt in die Gebiete der toten Materie vordringe und dort alle willkürlichen Veränderungen auf den von mir gewonnenen Bildeindrücken ausschließlich auf Sinnestäuschungen zurückführe.

Ich wiederhole nochmals das Gesagte:

Veränderungen bedeuten Abwandlungen bei kompositionellen Erneuerungen, denn jede Augenblickskomposition ist unveränderlich. Ich kann sowohl mit den Augen wie auch mit meinem Denkapparat nur deshalb Veränderungen, Abwandlungen und jede Art Bewegung wahrnehmen und in das Bewußtsein gelangen lassen, weil sich der kompositorische Auf-

bau von Bildern und Vorstellungen ununterbrochen wiederholt, so daß alle Veränderungen sofort zur Geltung kommen. Ein einmalig gewonnenes Bild meiner Augen oder eine einmalig blitzartig gebildete und nicht wiederholte Vorstellungskomposition sind starr, völlig bewegungslos und unlebendig, auch wenn sie von lebenden Objekten veranlaßt wurden.

Nun muß ich mir darüber klar sein, daß die ununterbrochene Erneuerung einer Komposition, die allein Wandel und Entwicklung ermöglicht, die Grundlage des Lebensbegriffes ist.

Ich selbst bin lebendig, und dementsprechend arbeitet mein Denkapparat bei Betrachtungen meiner Umgebung mit einer Bildfolge, die mit einem Kinofilmstreifen verglichen werden kann. Mein eigenes Wachstum, meine geistige und auch körperliche Entwicklung ist auch nur dadurch denkbar, daß meine geistige und körperliche Zusammengesetztheit sich entsprechend der Arbeitsweise des Denkapparates ununterbrochen erneuert.

Mein Körper wandelt und entwickelt sich nur dadurch, daß ein fortlaufender Austausch alter Zellen durch neue sehr ähnliche Gebilde stattfindet. Die Entwicklungsfähigkeit einer einzelnen Zelle ist so gering, daß ich bei fehlender Erneuerung sehr bald starr und leblos sein müßte.

Alles, was wir lebendig nennen, muß ununterbrochen neu aufgebaut werden, um sich fortentwickeln zu können. Dies ist ein Spiegelbild und damit ein Gesetz der Arbeitsweise meines Denkapparates. In dieser Behauptung liegt das ganze Problem der Fortpflanzung mit allen Gesetzmäßigkeiten eingeschlossen.

Die Erneuerung eines Strukturgebildes ist die einzige Möglichkeit, den Bestand eines Struktursinnes zu sichern. Jede folgende Komposition soll das Vorbild mehr oder weniger getreu erreichen, so weit nicht Entwicklungen oder sonstige Abwandlungen zur Geltung kommen. Entscheidend bei dieser Überlegung ist die notwendige Folgerung, daß nur die Ganzheit, nur die Wesenhaftigkeit eines Kompositionssinnes ein Interesse an einer Erneuerung seiner Bestandteile haben kann.

Bereits das Gedächtnis wurde damit erklärt, daß Ideen mit den Anzeichen eines eigenen Lebenswillens durch Konsonanzeinflüsse erneut ins Bewußtsein treten können, in dem sie die kompositionsbereiten Vorstellungselemente zur Erneuerung der Strukturgebilde aufrufen. Ob das Schwergewicht dieser Hypothese auf der Befehlsgewalt von Ideen oder in der angeregten Kompositonsbereitschaft der Vorstellungselemente liegt, ist unwichtig, denn beide Kräfte ergänzen einander. In jedem Falle regiert die Ganzheit, die sich zu erhalten oder erneut in Erinnerung zu bringen wünscht, sei es auch mit Neigungen der Teile, sich dementsprechend einzuordnen.

Das bedeutet, daß der Erneuerungsvorgang stets eine Ganzheit voraussetzt, denn zusammenhanglose Teile haben ohne einen übergeordneten Kompositionssinn gar keine Veranlassung sich zu ersetzen.

Eine Komposition, die einen lebendigen Bestandteil anstrebt, verlangt einen regelmäßigen Abtausch der Bestandteile, aus denen sie zusammengesetzt ist, denn darin besteht die Erneuerung. Jeder Bestandteil muß zu einem sinngemäßen Zeitpunkt ausgeschieden und durch einen gleichwertigen ersetzt werden. In einem lebendigen Organismus darf man sich das nicht allzu mechanisch wie bei einem Zusammensetzspiel vorstellen, und die Aufgabe der Erneuerung muß den Bestandteilen selbst zugewiesen werden. Jeder Bestandteil einer lebendigen Komposition erfüllt sein Dasein nicht nur als Strukturelement unmittelbar, sondern auch durch die Sorge um eine Nachkommenschaft, die die Wesenheit des Ganzen zu erhalten hilft.

Ein Individuum pflanzt sich nicht fort. Damit meine ich das Individuum im strengen Sinne seines Eigenlebens. Es sucht sich lediglich zu erhalten, zu entwickeln und solange vor dem Zerfall zu bewahren, wie die kompositorischen Lebenskräfte reichen.

Zu diesem Zweck wird der Zellenstaat, aus dem das Individuum besteht, fortlaufend in einem bestimmten, für alle Organe unterschiedlichen Rhythmus erneuert. Die einzelnen Zellen pflanzen sich fort und erneuern dadurch die von ihnen

gebildeten Organe und sonstigen Gruppenstrukturen eines Lebewesens.

Nun hat jede Zelle bis zu einem gewissen, auch sehr unscheinbaren Grade ein Eigenleben. Niemals wird eine ausgeschiedene Zelle durch eine neue ersetzt, die ihr völlig gleicht. Die Ungleichartigkeit betrifft jedoch — außer bei besonderen Abwandlungen der Gesamtkomposition des Lebewesens — nur die Individualität, die für die Kompositionsaufgabe belanglos ist, sofern sie nicht störend überhand nimmt und dadurch Krankheitssymptome anregt.

Man kann daher sagen, daß eine Zelle sehr ähnlich derjenigen zu sein pflegt, die sie als Kompositionsteil ersetzen soll. Die Ähnlichkeit der Nachkommen ist sehr aufschlußreich. Wir nennen sie, soweit wir sie durch Vergleiche erkennen und umschreiben können, Erbmasse. Dabei ist die Annahme folgerichtig, daß die Erbmasse den Aufgabenkreis charakterisiert, den jede folgende Zelle als Nachkommin ihrer Vorgängerin zu übernehmen hat. Die Erbmasse stellt demnach die kompositorische Vorbereitung für den Einbau in das Strukturgebilde des Lebewesens dar.

Im menschlichen Körper gibt es viele Arten von Zellen, die danach geformt sind, welche Organe sie als Teilkompositionen im gruppenförmigen Strukturaufbau des Ganzen zu bilden haben. Die Zellen der Muskeln haben eine andere Gestalt als die Zellen der Haut. Die vielen anderen Organe zeigen weitere Verschiedenheiten, so daß ein Wissenschaftler mit Hilfe des Mikroskops einer Zelle ansehen kann, welchem speziellen Aufgabenkreis sie zugeteilt worden war.

Jede dieser Zellen sorgt direkt oder indirekt für eine Nachkommenschaft, die mit wenigen Ausnahmen eine große Ähnlichkeit der Gestalt und des Verhaltens zeigt. Die Nachkommen einer Muskelzelle lassen deutlich die Erbmasse erkennen, die ihnen die Erfüllung ihrer Aufgabe ermöglicht und den Bestand des Organs sichert. Das ist jedenfalls die Regel, von der es mit Umbildungen, Organveränderungen und mit mancherlei ande-

ren Ursachen gelegentlich Ausnahmen geben mag, die nicht das Grundprinzip berühren.

Jede Zelle ist ihrerseits ein lebendiges Gebilde und zusammengesetzt. In dem Zeitraum ihres Daseins spielen sich gleichartige Vorgänge der Erneuerung ihrer Bestandteile ab. Die Beobachtung läßt sich stufenförmig fortsetzen, bis man in den Bereich der unlebendigen Materie kommt, aus der letzten Endes alles Leben zusammengesetzt wird. Lebendig ist ein Wort, das immer nur für einen bestimmten Kompositionssinn angewandt werden kann.

Weder die Zelle noch ihre Bestandteile pflanzen sich aus eigenem Willen fort oder sorgen auf irgendeine eigensüchtige Weise für Nachkommenschaft, sondern allein zu dem Zweck, die Komposition zu erhalten, der sie als Bestandteile dienen. So weit sie triebhaft an sich selbst denken könnten, haben sie nur ein Interesse an ihrer Erhaltung, d. h. eben an ihrem individuellen Ganzheitsdasein und niemals daran, durch Nachkommen ersetzt zu werden. Der Drang zur Fortpflanzung ist stets das Anzeichen für eine Dienstverpflichtung zur Erhaltung einer übergeordneten Wesenheit.

Diese Gesetzlichkeit, die der Arbeitsweise des Denkapparates entspricht, ist unentrinnbar und demgemäß gehorcht ihr auch der Mensch selbst.

Das menschliche Individuum im strengen Sinne seines Eigenlebens pflanzt sich nicht fort. Es hat als kompositorische Ganzheit höchster Vollkommenheit nur das Bestreben, sich zu erhalten und den Lebensraum so weit auszudehnen, wie es die von Uranbeginn mitgebrachten Kräfte erlauben.

Alles Individuelle ist einmalig und unwiederholbar. Voll ausentwickelte Menschen, die übrigens nicht an irdischen Erfolgen abgemessen werden dürfen, haben tatsächlich eine geringe Neigung, sich um Nachkommenschaft zu sorgen, denn alle Söhne und Töchter haben mit der eigentlichen Individualität des Vaters nicht das geringste zu tun.

Geistige Selbständigkeit ist nicht vererbbar. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß geistig bedeutsame Menschen ihre Abstraktionsfähigkeit und ihre schöpferische Gleichklangsbefähigung mit den kompositorischen Urkräften als ein kostbares Erbgut der Menschheit in gesunden Nachkommen erhalten müßten, aber es hat sich noch niemals ein zuverlässiger Nachweis erbringen lassen, daß tatsächlich bedeutende Väter auch bedeutende Söhne gezeugt haben. Die Annahme ist nur sinnvoll, wenn man von Organaufgaben spricht und nicht an die einmalige Individualität schöpferischer Gipfelstellung denkt.

In den Disziplinen der Kunst und Wissenschaft gibt es einige Fälle, in denen von einer verwandtschaftlichen Übereinstimmung in Sonderbegabungen gesprochen werden kann. Die Seltenheit des Vorkommen läßt auf Zufälle schließen. Sobald man jedoch handwerkliche Fähigkeiten als Organaufgaben einer Gruppe von Menschen im Kompositionssinn eines Volkskörpers auslegt, verschwindet auch das Einmalige des Echtschöpferischen aus der Verwandtschaftsreihe, um einer Anschauung von Zellstämmen Platz zu machen, die einen bestimmten künstlerischen oder wissenschaftlichen Aufgabenzweck zu erhalten suchen. Es ist für einen Sohn immer naheliegend und durch die irrtümliche öffentliche Meinung immer verführerisch, das Erbe eines Vaters in geistigen Aufgabenkreisen anzutreten, um dessen irdische Erfolge auch für sich selbst stärker auswerten zu können. Dabei mag manchmal ein kleines Talent eine Art Konjunktur gefunden haben, aber auf das Allgemeine gesehen, enttäuschen solche Erbhoffnungen immer.

Andererseits kommt es häufiger vor, daß die handwerkliche Vorbildung der Vorfahren ein Erbgut bedeutet, mit dem ein bis zur höchsten Individualität sporadisch ausentwickelter Sohn befähigt wird, in Kunst und Wissenschaft Außerordentliches zu leisten. Genieleistungen setzen wegen ihres gewaltigen Kraftaufwandes stets eine günstige Vorbereitung in der Erbmasse voraus. Erbmasse ist ja nichts anderes als eine kompositorische Vorbereitung zu einer bestimmten Organaufgabe, die dann auch

einmal zu einer eigenwilligen Entwicklung anregen und verhelfen kann.

Die Individualität pflanzt sich nicht fort. Regt sich bei einem als Individuum erkennbaren Menschen das Bedürfnis der Fortpflanzung, dann kann man sofort mit Sicherheit auf Großorganismen schließen, die sich durch Fortpflanzung und Austausch der Bestandteile zu erneuern und in ihrem kompositorischen Bestand zu sichern suchen.

An der Erbmasse, die in Ähnlichkeiten der Nachkommen erkennbar ist, kann man dann auch den Nachweis versuchen, welche Großorganismen an dem Fortpflanzungstrieb beteiligt waren, und welchen lebendigen Kompositionen demnach das Individuum als Bestandteil angehört.

31.

Erbgut

Erbgut ist die Teilkomposition, mit der ein Nachkomme in die Organaufgaben seiner Vorgänger eingereiht wird.

Bei dieser Behauptung ist zweierlei zu beachten.

Wenn ich die Struktur einer Vorstellung bilde, dann stellen sich viele elementare Grundkompositionen beinahe automatisch und mit sehr angenäherter Gleichförmigkeit zur Verfügung. Ich baue meine Gedanken gewissermaßen nicht jedesmal von dem Uranfang gedanklicher Wesenheiten an auf, sondern benutze einen großen Schatz vorgebildeter Baubestandteile, die mir die Arbeit sehr erleichtern. Allerdings wird auch die Ursprünglichkeit meiner Gedanken dadurch eingeengt, so daß bei zunehmender Vorkomposition mein Vorstellungsbereich starre Grenzen erfährt.

Eine solche Vorkomposition ist auch das Erbgut, das die freie Entwicklung zum Individuum stark behindern kann. Die Erscheinung ist ganz folgerichtig, denn die Organismen, die sich durch einen geeignet vorgeformten Ersatz in ihrem Struktursinn erhalten wollen, haben kein Interesse an einer unbehindert eigenwilligen Entwicklung der neuen Baubestandteile. Eine kräftige Vorformung verpflichtet im erhöhten Maße zur kompositorischen Diensterfüllung.

Allerdings darf man sich das Erbgut nicht gänzlich unwandelbar vorstellen. Es ist selbst wiederum zusammengesetzt und durch Stoffwechsel veränderungsfähig, so daß es eigentlich nur eine mehr oder weniger deutliche Kompositionsneigung darstellt, die sich nicht allen äußeren Einflüssen entziehen kann.

Bestandteile lebendiger Gebilde sind ihrerseits lebendig und daher keiner mechanischen Zweckbeharrlichkeit unterworfen.

Wenn ich im vorigen Kapitel über die Ähnlichkeit der Nachkommen von Zellen gesprochen habe, die z. B. den Bestand und die Funktion eines tierischen Muskelorgans sichern, so darf man nicht annehmen, daß solche Zellen sich niemals abwandeln lassen. Theoretisch ist es denkbar, daß eine Muskelzelle notfalls sich in eine Hautzelle umwandeln kann, oder daß die Kette von Nachfolgern mehr und mehr in ganz andere Organaufgaben gleitet. Alles dies ist bei der Untersuchung des Begriffes Erbgut sehr wichtig.

Zweitens muß man die bei Großorganismen deutliche Tatsache in Rechnung stellen, daß ein und derselbe Bestandteil in vielen unterschiedlichen Kompositionsaufgaben zugleich eingebaut zu sein pflegt. Ich nannte bereits mehrere Großorganismen, in denen ein Mensch merkwürdigerweise selbst dann zur selben Zeit verpflichtet und geistig entmündigt sein kann, wenn sie unmittelbar miteinander konkurrieren. So sollte man voraussetzen, daß ein Mitglied der katholischen Kirche niemals von der kommunistischen oder nationalsozialistischen Ideenwelt eingefangen werden kann, deren Totalitätsansprüche in religiösen Fragen einen krassen Rationalismus bedingen und eine äußerst scharfe Gegnerschaft zum Großorganismus der katholischen Kirche erzwingen. Trotzdem ist dies oft zu beobachten. Der geistige Abstieg auf der Stufenleiter schaltet die Selbstkritik weitgehend aus, und so sind selbstkritisch unvereinbare Überzeugungen in dem gleichen Menschen nebeneinander durchaus und sogar sehr häufig nachweisbar. Erst bei höheren Organaufgaben tritt eine betontere Einseitigkeit der Bindungen ein. Ein Bischof kann als höheres Organ der katholischen Kirche nicht in dem gleichen Maße zugleich Kommunist oder Nationalsozialist sein, wie ein unbeamteter Gläubiger.

Man wird sich einen einzelnen Menschen und wahrscheinlich analog auch eine einzelne Zelle so vorstellen müssen, wie das Strukturelement einer Geige. Für bestimmte Organaufgaben

ist er wie für bestimmte Töne einseitig so reaktionsfähig und nachgiebig, daß er jeweils mehrfach als Kompositionsbestandteil eingeordnet werden kann, und zwar auch dann, wenn die Kompositionsziele keinen harmonischen Akkord ergeben.

Für den Forscher erscheint der durchschnittliche Mensch von außen her so, als ob er viele Gestaltungen in sich vereinigt haben könnte. Seine Eigenschaften sind derartig uneinheitlich und bei verschiedenen Gelegenheiten einander so widersprechend, daß man eine charakterlich festere Form geradezu als eine Ausnahme hinstellt. Wir sind die Verwandlungen der Eigenschaften allzu gewohnt, um sie im bürgerlichen Dasein als erstaunlich zu empfinden, aber wenn wir einmal mit Nüchternheit einen normalen Fall betrachten, so reicht die instrumentenhafte Abhängigkeit der Charaktere von ihrer jeweiligen Dienstverpflichtung in Großorganismen aus, um manchen Menschenfreund mit seinem Glauben an eine selbstständige Wesenheit zur Verzweiflung zu bringen. Das ist der Grund, warum einseitig ausgerichtete höhere Organtypen in Verkennung der Sachlage leicht zu Menschenverächtern werden.

Man betrachte sich als Beispiel ein junges Mädchen, das im Familienorganismus zurückhaltend, scheu, feinsinnig und keines brutalen Gedankens fähig ist. Vor allem paßt zu dem Bild nur eine denkbar unkriegerische Gesinnung. Sobald sich jedoch die Situation ändert und das gleiche Mädchen bei einem Gesprächsthema dem Großorganismus einer religiösen Gemeinschaft zugeordnet werden muß, können schwärmerische, fanatische, rücksichtslose und unbarmherzige Charakterzüge gegenüber irgendwelchen armen Sündern auftreten, die zu der vorher gezeigten mädchenhaften Natur in einem scharfen Widerspruch stehen.

Handelt es sich um die Erfüllungssehnsucht geschlechtlicher Vereinigung, dann werden Mädchen mit innerster Aufrichtigkeit ein weichmütiges, demütiges oder glückbringendes Verlangen zeigen, daß ihre individuelle Natur als vielleicht besonders egoistisches Lebewesen völlig verdeckt und verhängnisvolle

Fehlurteile des Liebhabers veranlassen kann. Bei charitativen Aufgaben innerhalb diesbezüglicher organisierter Gemeinschaften wird ein Mädchen auch bei einer dazu widerspruchsvollen Jugend bereits eine echt mütterliche Wesensart zeigen, um wenige Augenblicke später im Bewußtsein ihrer Volksgemeinschaft geradezu blutrünstig allen mutmaßlichen Feinden ihrer Familie oder ihres Vaterlandes ohne den geringsten echten Urteilsanhalt die fürchterlichsten Qualen zu wünschen. Es nimmt sich sehr eigenartig im Munde eines mädchenhaften Geschöpfes aus, wenn Worte eines übereifrigen Vernichtungswillens beweisen, daß die Denkunselbständigkeit gelegentlich sogar Lebewesen befähigt, zu Verkündern der raubtierartigen Eigensucht eines Großorganismus zu werden, die ihrer inneren Natur nach dazu denkbar ungeeignet sein sollten.

Das Bild ist uns so gewohnt, daß wir selten darüber nachdenken, wie wenig Bedeutung die individuelle Charakteranlage hat, wenn Organaufgaben den Anlaß zu Äußerungen geben.

Bei einiger Übung kann man in der Unterhaltung mit Menschen sehr deutlich unterscheiden lernen, für welche Großorganismen sie jeweils das Sprachrohr bilden. Nur selten erfährt man mit einiger Gewißheit, welches Thema den Teil der Wesenheit zum Klingen bringt, der das eigentliche Individuum ausmacht. Dies geschieht immer nur, wenn im Irdischen das individuelle Raubtier sichtbar wird, oder im Geistigen die Doppelsinnigkeit der Forschung in sich selbst und in der Wirklichkeit durch ein selbstkritisches Abstraktionsvermögen zum Vorschein kommt.

Es ist nicht gesagt, daß eine Violine auf alle Klangbilder gleich gut anspricht. Man kann vielleicht von uneingespielten Violinen und von Menschen reden, die allgemein noch besonders willfährig bezüglich der an sie gestellten Aufgaben sind, aber diese oder jene Töne und Kompositionsideen mögen bei ihnen von allem Anfang an eine größere Bereitschaft finden.

Werden die Menschen erst einmal richtig in einem Großorganismus eingebaut, oder sind sie bereits darin im Verlauf

des lebensnotwendigen Stoffwechsels geboren und entsprechend vorgeformt, dann ergibt die geistig und körperlich einseitige Ausrichtung einfach durch die Willfährigkeit zum kompositorisch vorgeschriebenen Aufbau eine starke Bindung, die immer sofort praktisch folgenreich ist, sobald der großorganistische Herrschaftsbereich thematisch in Geltung tritt.

Da der Mensch niemals zwei zusammenhanglose Gedanken gleichzeitig bewußt werden lassen kann, werden auch einander widerstrebende oder unmittelbar todfeindliche Organismen längere Zeit gleichzeitig den abwechselnden Einbau ein und desselben Teilorganismus ermöglichen. Erst wenn die praktischen Folgen auf Schnittpunkten der Geltungsebenen eine Entscheidung zugunsten des einen oder anderen Großlebewesens verlangen, wie dies zuerst bei höheren Organaufgaben fühlbar wird, können Konflikte auftreten.

Die große Mannigfaltigkeit der Großorganismen, in die der einzelne Mensch als lebendiger Kompositionsteil eingebaut ist, erschwert ungemein die Erkenntnis dieser organischen und geistig entmündigenden Bindungen und die individualistische Vorstellung, daß wir es mit echten Großlebewesen zu tun haben.

Man könnte sagen, daß jede Zelle meines Körpers mir ganz allein gehört und keinem anderen Lebewesen, und daß ich deshalb auch nur einem einzigen Großorganismus angehören dürfte, wenn dieser als einzelnes Lebewesen anerkannt werden soll.

Dem äußeren Anschein nach verhält es sich wirklich so, aber sicherlich macht man sich über den Begriff einer Gewebezelle im tierischen Organismus auch nur eine unvollkommene Vorstellung.

Von meinem Standpunkt als Individuum gehört jede Zelle meines Körpers nur mir. Vom Standpunkt eines Großorganismus gehöre ich ebenfalls diesem voll und ganz an. Ein Großorganismus würde nie mit seiner Anschauungsweise vereinbaren können, daß ich gleichzeitig noch in anderen oder sogar gegnerischen Gebilden dienstverpflichtet sein könnte. Sobald er dies

merkt, würde er mich entweder als schädlich auszustoßen oder total zu gewinnen suchen. Die sehr einseitig gerichtete Geistigkeit aller Großgebilde ist jedoch kaum jemals so weit erkenntnisfähig, um über den engen Raum seiner Belange hinauszuspüren und anderweitige Bindungen seiner Bestandteile wirklich erschöpfend nachkontrollieren zu können.

Ebenso geht es mir als Individuum.

Die Zellen meines Körpers sind nur so weit mein alleiniges Eigentum, wie meine individuellen Belange und mein Kontrollvermögen reichen. Alles andere spielt sich außerhalb meines normalen Beurteilungsvermögens ab. Nur gelegentlich werde ich durch willkürliche Entwicklungen von einzelnen Zellen daran erinnert, daß es epidemische Krankheiten und viele weniger grobsinnliche Vorgänge gibt, die sehr wohl andersartige Bindungen der mir gehörig geglaubten Zellen offenbar werden lassen.

Schließlich ist das von mir nicht abhängige Erbgut auch eine Sache, die auf die Gestaltung meiner Zellen Einfluß hat. Ich kann nicht behaupten, daß ich mein Eigentum an Kompositionsteilen tatsächlich beherrsche.

Im Stufenreich der tierischen Zellen werden sehr wahrscheinlich noch bedeutsame Großorganismen mit einem epidemischen oder endemischen Lebensverlauf entdeckt werden, die vielleicht sogar der Heilkunde einmal neue Zielstellungen zur Verteidigung der Herrschaft des Menschen über die Bestandteile seines Körpers verschaffen können.

Die Schwierigkeiten der richtigen Feststellung von Großorganismen werden weiterhin dadurch erhöht, daß die Einbeziehungsmöglichkeiten der lebendigen Bestandteile, also auch des Menschen, sehr unterschiedlich sind.

Wie bereits mehrfach erwähnt, sind Lebewesen nicht aus gleichartigen Zellelementen aufgebaut, sondern aus Gruppen, Untergruppen, Zwischenstrukturen und gemäß eines stufenförmig sehr komplizierten organischen Kompositionssinnes entstanden. Die Urelemente haben sich zu kleinen und kleinsten

Baugebilden vereinigt, und damit werden aufsteigend größere Gebilde geschaffen, die endlich in deutlich sichtbaren Organen zu einem kompositorischen Teilabschluß kommen.

Sowohl die Zellen wie der Mensch sind bei ihren Kompositionsaufgaben bereits den Stufen sehr strukturreicher Organgebilde zuzurechnen, und damit bedingen sie eine weit größere Unterschiedlichkeit untereinander als bei kleineren Bauteilen anzunehmen ist.

Die einen Menschen eignen sich besonders für Strukturteile, die mit den Muskeln eines Lebewesens verglichen werden können. Andere Menschen eignen sich mehr dazu, aus der Umwelt Ernährungswerte zu gewinnen und den Großorganismus mit Substanz anzureichern. Wieder andere sind tüchtig in einem Verwaltungsdienst, in der Verteilung der Lebensmittel unterschiedlichster Art. Zahlreiche Drüsen und organhafte Einrichtungen zur Regulierung des stofflichen Gleichgewichtes, der inneren Verbundenheit, der seelischen Kräfteausbreitung und der Willensübermittlung des Direktionssinnes vervollständigen das Bild des gruppenförmigen Aufbaues eines lebendigen Organismus, und jedesmal muß man für die durch Menschen erfüllten diesbezüglichen Aufgabenkreise besondere Eigenschaften voraussetzen.

Selbst im Aufbau eines Organs gibt es noch Abstufungen und dadurch entsteht eine fast unübersehbare Mannigfaltigkeit, obwohl innerhalb genau abgegrenzter Berufsgebiete eine gewisse Gleichförmigkeit nachweisbar sein muß.

In sehr groben Zügen ist das augenfällig.

Wenn im allgemeinen Menschen kritisiert werden, dann tut man dies von einem individualistischen Standpunkt aus. Dabei werden die speziellen Eigenschaften als Bestandteile einzelner Großorganismen selten sichtbar, so daß auch ihre Gleichförmigkeit nicht erkennbar wird. Die Berufe als Organbestandteile verlangen eine andere Aufteilung nach charakterlichen Anlagen, als die individualistisch betriebenen und eigensüchtig gefärbten Berufe persönlicher Bezirke.

Ich unterscheide zwischen Tischler, Schuster, Maler, Schmied usw., und ich kann nicht erwarten, daß ich für eine solche Fachaufteilung auch bei Vergleichen mit den Organen eines Lebewesens einen analogischen Sinn entdecke. Wenn ich jedoch von einem Handwerk schlechthin spreche, so kann ich damit die hierfür typische manuelle Geschicklichkeit sofort als einen komplizierten Kompositionsteil in der Zusammensetzung eines Lebewesens einordnen. Die Berufseigenschaften mögen für eine individualistische Betrachtungsweise nur geringe Übereinstimmungen zeigen, aber sie erhalten einen gemeinsamen Nenner, sobald ich an die Zweckerfüllung für einen bestimmten Großorganismus denke.

Deutlich wird dies bei einem staatlichen Großorganismus erst mit Hilfe großer Verallgemeinerungen. Dort rechnet man z. B. zwischen einem Nährstand, der die ganze Landwirtschaft umfaßt und den Vergleich mit den Organen der Nahrungsaufnahme aufdrängt. Weiterhin läßt sich ein Wehrstand abgrenzen, der die ihm zugemessenen Kräfte einseitig zu Angriff und Verteidigung auswertet. Außerdem spricht man von einer Wirtschaft, die alle Organe der Stoffumwandlung und Kräfteverteilung umfaßt, und schließlich kommt im Direktionssinn eines Führerorgans mittelbar oder unmittelbar eine Organgruppe zur Wirkung, die mit Kunst, Wissenschaft und Religion den Einfluß der dämonischen Urkräfte des Seelischen sichert.

In einem sehr klar ausgeprägten Staatsgebilde ist tatsächlich der Nachweis möglich, daß die genannten vier Gruppen, die beliebig ergänzt werden können, bestimmte Eigenschaften ihrer menschlichen Bestandteile verlangen und diese bei den notwendigen kompositorischen Erneuerungen im Sinne eines Stoffwechsels auch vererben.

Lange Zeiten wachstumssicherer Staatsgebilde zeigten die Eigentümlichkeit, daß Bauern viele Geschlechter hindurch immer wieder Bauern als Nachkommen hatten. Die Söhne von Offizieren sahen ihren Lebenszweck darin, ebenfalls Offiziere zu werden. Kaufleute rekrutierten sich aus Kaufmannsfamilien,

und Beamte, Gelehrte oder Theologen vererbten ihre besondere Berufseignung mit ziemlicher Regelmäßigkeit.

In einem anderen Beispiel dokumentiert sich der ganze Widersinn einer rationalistischen Betrachtungsweise. Eine Religion soll eine Gemeinschaft von Gläubigen bedeuten, die alle einzeln von der Wahrheit einer Heilsverkündung mit persönlichster Innerlichkeit überzeugt sind. Das bedingt die Gewinnung einer richtigen eigenen Meinung und die freie Wahl unter allen zur Diskussion stehenden Bekenntnissen. In Wirklichkeit kommt es jedoch außerordentlich selten vor, daß jemand aus innerer Überzeugung seine Religionszugehörigkeit wählt. In der Regel sind die Nachkommen von Katholiken wiederum Katholiken, die Nachkommen von Protestanten, Juden, Mohammedanern, Brahmanen usw. bleiben ebenso der Überzeugung ihrer Väter treu. Der Gedanke der freien Überzeugungsbildung ist mit prozentual verschwindend geringen Ausnahmen abwegig.

Da es nun bei der Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse keineswegs als ausgemacht gelten kann, daß zufällig gerade nur der von den Vätern übernommene Glaube allein selig macht, und da Trägheit, Gleichgültigkeit, Denkunfähigkeit usw. nicht zur Begründung des rationalistisch widersinnigen Phänomens ausreichen, zumal religiöse Inbrunst und die Verachtung aller Andersgläubigen, eigene Opferverpflichtungen usw. einen sehr gefestigten Standpunkt voraussetzen, bleibt nur die einzige Erklärung bestehen, daß auch religiöse Großorganismen zur Sicherung ihres Bestandes bestimmte Eigenschaften vererben.

Ein Katholik hat als Nachkomme wiederum Katholiken, weil er als Organteil des katholischen Großorganismus eine besondere Beschaffenheit vererbt, die zur neuen Einordnung im Sinne des Stoffwechsels zwingt. Ein Mensch, der als Katholik geboren und erzogen wird, ist durch seine Erbmasse so geartet, daß die katholische Kirche in einem weit größeren Maße seinem seelischen Anlehnungsbedürfnis zu entsprechen vermag als alle anderen Religionsbekenntnisse.

Bestätigt wird dies durch die eigentümliche Stellung der Konvertiten. Man sollte glauben, daß ein Religionswechsel aus innerer Überzeugung und freier Wahl im neuen Lager lebhaft begrüßt wird. Soweit Erwägungen der Vernunft reichen, ist dies auch der Fall, aber die Reaktion des Masseninstinktes ist entgegengesetzt. Konvertiten werden stets mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, manchmal fast als zweitrangig, denn ihrem Gebaren fehlt die Vorformung und Kompositionseignung, die nur vererbt und durch individualistische Überzeugungsbeweise nie vollständig ersetzt werden kann, zumal der Individualismus auch dann von einem Großorganismus gefühlsmäßig abgelehnt wird, wenn er ihm einmal dient.

Wenn sich die Zelle eines Muskels fortpflanzt, so verpflichtet oder zwingt sie gewissermaßen durch ihre Erbmasse ihre Nachkommen dazu, ebenfalls Muskel komponieren zu helfen. Wenn ein Offizier seine Kinder erzieht, dann pflanzt er, ohne es vielleicht selbst zu wissen, eine Erbmasse ein, die sie als Offiziersnachwuchs geeignet macht, wie es in vielen, vor allem adeligen Offiziersfamilien der Fall war. Das bäuerliche Dasein mit seiner strengen Geschlechterfolge beherrscht so sehr die Anschauungsweise der Nachkommen, daß sich die Berufseignng sehr deutlich vererbt. Das gleiche gilt von den Nachkommen der Wirtschaft, von Beamtenkindern, Gelehrtenfamilien usw., wobei oppositionelle Umkehrungen die drohende Erstarrung der Lebensform verhindern.

Heute mag diese Ordnung nicht mehr so weit reichen, als es ehedem in Europa üblich war. Besonders in den Ameisenstaaten mit streng kastenartigen Einteilungen konnte die Ordnung mit einer peinlichen Präzision vollendet werden, aber der Sinn des Erbgutes bei Nachkommen ist an den Organaufgaben der Vorfahren auch heute noch überall deutlich nachweisbar. Das reicht bis in die Problematik der Kriminalität, die mit ihrer hartnäckigen Bindung an bestimmte Kreise und Familien mit einem klar erkennbaren Erbgut durchaus den Eindruck einer organhaften Notwendigkeit innerhalb eines Staatsgefüges erweckt.

Die Bestätigung des großorganistischen Selbsterhaltungstriebes mit Hilfe des aufgezwungenen Erbgutes wird auch durch die Ausnahmen und ihre charakteristischen Formen gestützt. Der Gegner aller Großlebewesen ist der Individualismus, d. h. der erhöhte Eigensinn der kompositorischen Bestandteile, der sich dagegen wehrt, bis an die Grenze des Tragbaren entmündigt zu werden.

Wenn der Sohn einer adeligen Offiziersfamilie aus der Reihe trat, was stets mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, dann war die Ursache hierfür entweder eine körperliche Untüchtigkeit oder aber ein plötzlich auftretender Selbständigkeitstrieb, der zumeist sogar erst durch das Bewußtsein einer Untüchtigkeit im traditionellen Sinne aufgestachelt wurde. Das Abspringen von einer Tradition — ein Wort, das ein großorganistisches Triebleben ohne rationelle Argumentierungen befürwortet — erfolgt nicht so sehr aus Gründen abweichender Sonderbegabungen wie bei Künstlern, Dichtern oder ähnlichen sporadischen Ausnahmeerscheinungen, sondern vielmehr aus einem einfachen Oppositionswillen. Die Individualität wehrt sich plötzlich gegen die Mechanik der Tradition und damit instinktiv gegen das Maß der Entmündigung, ohne oft unmittelbar einen äußeren Anlaß ernstlich angeben zu können.

Auch die Umkehrung ist aufschlußreich. Bei einzelnen schöpferischen Naturen kommt es vor, daß trotz der Entwicklung zur geistigen Individualität der Wunsch zum Einordnen im Familienorganismus bestehen bleibt. Nunmehr ist es aber der Großorganismus selbst, der das Einzelwesen ausstößt. Der Betreffende kann sich noch so große Mühe um seine Verwandtschaft geben, beinahe schicksalshaft wird er durch unkontrollierbare Umstände aller Zusammenhänge beraubt.

Handelt es sich nicht um eine echte Begabung, sondern nur um Opposition, dann wird es einem solchen Einzelgänger nur selten gelingen, das Erbgut innerlich zu überwinden. In der Regel endet der Versuch zur individuellen Befreiung mit einer Katastrophe. Eine generelle Zunahme solcher Fälle würde auf-

zeigen, daß der Großorganismus als Ganzes an Lebenskraft verliert, sei es aus Überalterung oder aber durch Unterliegen im Konkurrenzkampf mit einem mächtigeren Gegner, der raubgierig seinen Besitz übernimmt.

Es war sehr interesant zu beobachten, wie der Nationalsozialismus mehr und mehr mit psychischen Kräften zur Geltung kam und aus den ihm entgegenstehenden Großorganismen des Bürgertums, des Adels und des Kommunismus allmählich größere Brocken an Kompositionsmaterial herausriß, um sie sich selbst einzuverleiben. Das äußere Bild, das die davon betroffenen Menschen boten, war anfänglich das einer zunehmenden Selbstbesinnung unter Aufgabe vieler vordem für sakrosankt und typischerweise für ewig gehaltenen Traditionsgüter. Jeder Wechsel der Zugehörigkeit hat ein individualistisches Gepräge. Daß es sich jedoch nicht hierum handelte, zeigte die Haltung der natürlichen Individualisten der geistigen Berufe, vor allem der Künstler und schöpferischen Gelehrten, die sich abseits hielten.

Die neuen Kompositionsstoffe brachten ihr eigenes Erbgut mit, das sich als Illusionen manifestierte. Wenn sich auch aus der Größe und Vielfalt des neuen Großorganismus eine große Mannigfaltigkeit oder sogar Verworrenheit der Erbsubstanzen ergab, so konnte man doch mit einiger Aufmerksamkeit lange Zeit hindurch an den einzelnen Organbildungen erkennen, welches Erbgut älterer Großorganismen maßgebend blieb, und welche Konflikte daher bei dem Auskristallisieren eines integrierenden Stiles auftauchen mußten.

Bei dem Wort Erbmasse pflegt man zwar nicht nur körperliche Besonderheiten, sondern auch charakterliche Eigenschaften und geistige Fähigkeiten einzubeziehen. Die geistigen Fähigkeiten sind — wie schon mehrfach gesagt — niemals vererbbar, soweit man als Maßstab die Unabhängigkeit der Urteilskraft anwendet. Sie sind einmalig und nie vorherbestimmbar, denn das Individuum ist nicht an der Fortpflanzung beteiligt. Allerdings ist es nicht immer ohne weiteres erkennbar, was nun eigentlich individuell ist.

Der Begriff der Führerpersönlichkeit gehört nicht immer zu den Ausnahmen, bei denen man nach äußerlichen Gesichtspunkten eine große Unabhängigkeit und eine gewisse schöpferische Kraft voraussetzt; denn sonst müßte die Eignung zum Herrschen niemals als Erbgut in Erscheinung treten können, was jedoch offensichtlich der Fall ist.

Tatsächlich gibt es in einem Großorganismus auch ein Führungsorgan, das in einer Art Führerschicht zum Ausdruck kommt und ein entsprechendes Erbgut aufzwingen kann.

Dabei muß man sehr deutlich zwischen einem schöpferischen Führertum und dem normalen Direktionssinn unterscheiden. Der Erzeuger eines Großorganismus, der im Staatsleben etwa mit einem Reichsgründer zu vergleichen ist, verfügt über Fähigkeiten, deren Wurzeln in einer schöpferisch gesteigerten Individualität liegen und daher niemals vererbbar sind.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn es sich um ein Königtum in der Art einer Führungstradition mit einer organhaften Teilkomposition von vielen Menschen handelt, aus der sich die führenden Männer in mehrfachen Abstufungen rekrutieren. Eine solche Institution ist keineswegs individualistisch. Der Herrscher mag nach außen hin noch so unabhängig erscheinen, er ist doch nur ein entmündigtes Organ des Großorganismus. Das geht so weit, daß sowohl übermäßig eigensüchtige Ziele im Widerspruch zur Wesenhaftigkeit des Großorganismus wie auch individualistische, d. h. schöpferische Taten eines Herrschers zu Katastrophen führen. Ein Führer besitzt nie das Recht, sich eigenschöpferisch auszuleben, sofern er nicht eben ein neues Reich gründet oder sein Reich erneuert, was ihn bei der Stabilisierung in die bereits beschriebenen Konflikte mit der notwendigerweise erwachenden Eigenwilligkeit seines Geschöpfes bringt.

Die größten geistigen und schöpferischen Fähigkeiten und auch der edelste Wille, der die Bewunderung aller gut denkenden Individuen der Menschheit auf sich zieht, wirken sich in der Führung eines Großorganismus ebenso vernichtend aus

wie ihr Gegenteil. Die Führung ist ein Organ, das der Wesensart des ganzen Lebewesens genau entsprechen und durch ein zweckdienliches Erbgut vorgebildet sein muß. Man darf nicht das großorganistische Ebenbild eines Löwen mit einem Menschengeist ausstatten wollen.

Wenn ich nach alledem bei der Erforschung des Erbgutes von Menschen und anderen Lebewesen auf einzelne Großorganismen zurückschließen will, die aus Selbsterhaltungstrieben den Anlaß zu der mit der denkerischen Freiheit des Einzelmenschen nicht zu vereinbarenden Entwicklungseinschränkung gegeben hat, dann muß ich gleichzeitig darauf achten, zu welchem Organ das Untersuchungsobjekt gehört, und welche Besonderheiten auf der Vorzeichnung eines speziellen Aufgabenkreises in der Struktur des Großorganismus beruhen.

Wenn ich z. B. bei einem Menschen die leidenschaftlich erregte Vertretung irrationaler Anschauungen und dahinter die sehr raubtierartigen Interessen der katholischen Kirche feststelle, dann kann ich sicher sein, ein militantes Organ des Großorganismus vor mir zu haben. Andere Organe zeigen vielleicht die gleiche Unbeirrbarkeit, aber ohne eine besondere Angriffsfreudigkeit, da sie in ihrem Bereich möglicherweise seelische Funktionen oder organisatorische Aufgaben zu lösen haben. Vor allem wird ein Mitglied der Führerschicht immer an einem etwas größeren Eigenleben erkennbar sein, durch das manchmal der Eindruck einer Verringerung der gläubigen Befangenheit entsteht, wie sie dem Wort Machiavellismus irrtümlicherweise zugeordnet wird.

Die Stärke der Bindungen hängt in hohem Maße von den Organaufgaben ab. Der blinde Fanatismus der Kompositionsmassen darf nicht über ihre viel leichtere Auswechselbarkeit zugunsten siegreicher Konkurrenten hinwegtäuschen, während mancherlei unabhängig geglaubte Mitglieder der weiteren Führungsschicht nicht nur aus Gründen persönlicher Vorteile, sondern eben wegen der scharfen Entwicklungsvorschriften des Erbgutes eine große Treue bewahren können. Man muß sehr

viele Typen unterscheiden lernen, sobald man die sorgfältig organisierten Gebilde großmächtiger Lebewesen untersucht, die zu ihrer Zeit als dominierend galten oder heute noch zur Hauptsache die Raumabgrenzungen des individuellen Eigenlebens bestimmen.

Anschaulicher scheint die Struktur von natürlichen Gebilden zu sein, deren kompositorische Wesenhaftigkeit vorzugsweise bürgerlich bestimmt wird. An ihnen möchte ich mit einigen Hinweisen zeigen, wie die Großorganismen sich durch eine kontrollierbare Erbmasse zu erkennen geben.

32.

Umwelteinflüsse

Man spricht von einer Familienähnlichkeit, ohne dabei genau angeben zu können, was man unter der Familie versteht. Ist der Zusammenhalt stark betont, dann wird die mit der Erhaltung des Familiennamens in der männlichen Erbfolge beobachtete Ähnlichkeit unverhältnismäßig stärker hervortreten als die weiblichen Anteile. Das ist um so verwunderlicher, als z. B. ein durch seine typische Lippe ausgezeichneter Habsburger bei Ausschaltung des Ahnenverlustes durch Verwandtenheirat in der vierten Generation nur ein Achtel und in der zehnten Generation nur noch ein Fünfhundertzwölftel seiner Erbmasse auf ein männliches Ähnlichkeitsvorbild zurückführen kann.

Solche Überlegungen sind jedoch sehr problematisch und für die Bedeutung des Familienbewußtseins zur Bestimmung der Erbmasse mangels zuverlässiger Unterlagen wenig beweiskräftig. Doch gibt es noch einen anderen Weg, um die Tatsache augenscheinlich zu machen, daß die reine Idee, durch die ein Großorganismus einen Daseinssinn besitzt, auch körperlich bestimmend ist.

Dazu bedarf es noch einer Voraussetzung.

Wir sind gewohnt, den Anfang eines Menschenlebens auf die körperliche Geburt zu setzen. Das ist im Betrachtungsraum für Großorganismen sehr willkürlich. Schon im Mutterleib läßt sich bis zu einem gewissen Grade ein eigenwilliges Dasein nachweisen, und die endliche Ausentwicklung erfolgt erst lange, nachdem das Kind das Licht der Welt erblickt hat, d. h. in ein Lebensbewußtsein gekommen ist, wie es dem Begriff Mensch entspricht.

Es darf daher das Kind weder körperlich noch geistig am Tage der weltlichen Geburt hinsichtlich der Übernahme von Erbgut als abgeschlossen gelten, und man darf auch nicht annehmen wollen, daß bereits der Zeugungsakt die Gesamtheit des Erbgutes ausschließlich festlegt. Es muß unerörtert bleiben, welcher Zeitpunkt sozusagen als Stichtag der Menschwerdung in Betracht kommt.

Die Entwicklung ist von der Empfängnis bis zur weltlichen Frühzeit und eigentlich sogar bis zum weltlichen Tode ein stufenförmiges Kontinuum, über das wir nicht mehr aussagen können als die große Wahrscheinlichkeit einer höchsten Aufnahmebereitschaft für Erbeinflüsse am Anfang und einer sehr raschen Verminderung jeder Art vorformender Einflüsse im Verlauf der Eigenentwicklung.

Alles Erbgut ist nur eine Vorformung zum Zweck einer zuverlässigeren Diensterfüllung in Großorganismen. Die Einpflanzung solcher kompositorischen Neigungen nimmt zwar wahrscheinlich nach den ersten Stadien des Geborenwerdens sehr schnell ab, aber mit seinen letzten geistigen Ausläufern reicht der Vorgang sicherlich bis in die eigentlich endgültige Menschwerdung hinein, die mit der Geschlechtsreife zusammenhängt. Bis dahin also zeigen großorganistische Einflüsse eine Tiefenwirkung, und erst von da an muß der Mensch zur Hauptsache mit seinem erstarrten Besitz an Gestalt, Substanz und persönlichen Kompositionsneigungen auskommen.

Die in der Wissenschaft vielfach vertretene Meinung, daß die Gesamtheit der Erbmasse bereits an die Chromosomen gebunden sei, läßt noch so viel ungelöste Fragen übrig, daß ernste Zweifel an ihrer allzu einfachen Gegenständlichkeit berechtigt sind. Wir kennen viele Anlagen, die nicht von den Eltern und Voreltern stammen können und wobei die einfache Erklärung mit späteren Umwelteinflüssen weder befriedigt noch ausreicht.

Vor allem versagen die Erfahrungen mit Tieren niedriger Stufen bei höheren Organismen. Es ist sehr wohl möglich, daß die Chromosomen oder ihre die Mannigfaltigkeit erhöhenden

Zusatzbegriffe bei reinen Äußerlichkeiten Aufschlüsse über Regelmäßigkeiten geben, doch bei dem Menschen spielt das geistige Dasein eine erheblich wichtigere Rolle.

Sehr wahrscheinlich bilden die Chromosomen nur ein körperliches Gerüst, dessen Mitbestimmung an der Wesensart von Nachkommen auf die Aufnahmefähigkeit für elementare großorganistische Einflüsse der animalischen Entwicklungsstufe beschränkt bleibt. Mangels kritikfester Sachkenntnis muß ich mich mit diesem Hinweis begnügen, ohne indessen die Behauptung zu unterlassen, daß die Fachwissenschaft auch bei niedrigen Tieren eine große Unabhängigkeit der Entwicklung von der Mechanik der Zahl feststellen wird, wenn man erst einmal mit tierischen Großorganismen zu experimentieren gelernt haben wird. Anders ist z. B. die gelegentlich notbedingte Umwandlung der Larve einer Arbeitsbiene in eine Bienenkönigin nicht vorstellbar, denn die Erbanlagen zur Fortpflanzungsfähigkeit müßten unersetzlich sein, was offenbar keineswegs der Fall ist, denn eine notbedingte Bienenkönigin ist zwar äußerlich nicht vollkommen, doch ausreichend funktionstüchtig.

Trotz der Schwierigkeit, in einem nur unzulänglich bekannten Fachgebiet Aussagen zu machen, die wissenschaftlich verwertet werden können, möchte ich an einigen Beobachtungen den Sinn des großorganistischen Erbgutes darlegen.

Viel deutlicher als Familienmerkmale, die bei der Potenzreihe der Voreltern nur schwer begreifbar sind, lassen sich Rassenmerkmale nachweisen. Der Rassenbegriff, der sich wahrscheinlich aus einer gemeinsamen Abstammung herleiten läßt, gestattet eine sehr viel eindeutigere Abgrenzung, wenn auch viel Vermischungen der Völkerwanderung die Bilder trüben. Je stärker ein Rassenbewußtsein auftritt, desto eindringlicher müssen auch die Rassenmerkmale sein. Am stärksten ist dies sicherlich der Fall, wo Rassenbewußtsein, Volksbewußtsein und geistige (religiöse) Tradition identisch sind. Das Musterbeispiel hierfür bietet das Judentum.

So spricht man mit Betonung von jüdischen Rassenmerkmalen des Körpers und des Geistes. Nun sind die Juden in der ganzen Welt verstreut, in einigen Gegenden dichter, in anderen Gegenden aufgelockert.

Geht man von dem Urtyp aus, dessen Heimat in Palästina angenommen werden soll, dann zeigen die Juden in ihren auf dem Erdenrund weit getrennten Standorten sehr charakteristische Abweichungen.

Ein Jude im Orient sieht anders aus als ein Jude in Norddeutschland oder in der Schweiz. In Spanien herrschen unter den Juden andere Gesichtsformen vor als in Italien oder in den Vereinigten Staaten. Man sagt zur Erklärung, daß klimatische und allgemeine landschaftliche Einflüsse die Ursachen zu den physiognomischen Besonderheiten waren, aber dafür gibt es Gegenbeweise.

Würde ich bei nordamerikanischen Juden ein Erbgut in wiederholten Ähnlichkeiten mit landschaftlicher Abhängigkeit erkennen, so müßte ich auf einen landschaftlichen Großorganismus schließen. Eine topographisch-klimatische Anpassung müßte stets individuell sein und erst im Verlauf der Lebensentwicklung eintreten. Wenn jedoch Abkömmlinge altamerikanischer Juden die Kennzeichen ihrer amerikanischen Heimat von allem Anfang an vorweisen, auch wenn sie gelegentlich sogar außerhalb bestimmter Landschaften geboren wurden, dann liegt ein richtiges Erbgut vor, das der Erhaltung eines Großorganismus dienen soll.

Man muß davon absehen, daß den Juden überall unverkennbare Rassenmerkmale nachgesagt werden, denn es stehen nur diejenigen Kennzeichen zur Diskussion, die für weit auseinanderliegende Wohnorte typische Abweichungen deutlich machen.

Wenn wir alteingessene polnische Juden und ebenso alteingesessene deutsche Juden vergleichen, so ergeben sich oft gewaltige Unterschiede. Man könnte sagen, daß es sich nach den Wanderungen über Spanien usw. um Rassenspaltungen handelt, aber die Unterschiede bleiben auch noch bestehen, wenn

der Ursprung im Osten in beiden Fällen nachweisbar ist. Man kann weiterhin sagen, daß soziale Stufen, Ernährungsfragen usw. eine große Rolle spielen, aber auch diese Erklärungen halten keiner sorgfältigen Nachprüfung stand.

Überraschend ist nämlich, daß die polnischen oder galizischen Juden in einem weit höheren Maße den palästinensischen Vorbildern oder sogar den uralten hethitischen Steinbildern ähneln, als es bei alteingesssenen Juden in Berlin, Hamburg usw. jemals vorkommt. Warum?

Die klimatischen und landschaftlichen Unterschiede zwischen Deutschland und Polen sind minimal, vor allem im Vergleich zu Palästina. Wenn man allgemein nach Gegensätzen sucht, die formbestimmend sein könnten, so bleibt nur die Tatsache bestehen, daß sowohl in Palästina wie in Polen und Galizien die Juden einen geschlossenen Volkskörper bilden und in einem engen Verband wohnen, während sie in Deutschland sich sehr aufgelockert haben.

Rasse und Religion haben nichts miteinander zu tun, denn die Formulierung eines Religionsbekenntnisses ist ein individuelles Thema. Dagegen haben Rassengemeinschaft und Religionsgemeinschaft sehr viel miteinander zu tun, denn sie beide sind großorganistische Begriffe. Im Falle des Judentums sind sie im wesentlichen identisch, und infolgedessen ist das Erbgut unmittelbar von der Gemeinschaftsdichte abhängig.

Überall, wo Juden ein starkes Gemeinschaftsleben führen und unter sich bleiben — der Grad der religiösen Gläubigkeit spielt dabei eine entscheidende Rolle —, werden sie auch die Rassenmerkmale als großorganistisches Erbgut besonders deutlich bewahren. Andererseits werden jüdische Familien, auch wenn sie nachweislich durch Jahrhunderte hindurch reinblütig waren, die Rassenmerkmale mehr und mehr verlieren, sobald sie für den Großorganismus als Kompositionsmaterial wegen ihres geringeren Zusammenhaltes, ihrer räumlichen Isoliertheit und mangels entsprechender Organaufgaben weniger Interesse haben.

Auf diese Weise kann die Intensität der religiösen Gläubigkeit sogar auf Rassenmerkmale Einfluß haben. Es kommt nur darauf an, ob der Großorganismus der jüdischen Idee als Ganzes oder als eine der zahlreichen Tochtergemeinschaften Gelegenheit zu einem intensiven und umfassenden Eigenleben besitzt, und ob sich die Mitglieder durch ihre Beteiligung dazu eignen, mit Hilfe ihrer Fortpflanzung und der entsprechenden Vorformung als Erbgut den Bestand des Massenlebewesens zu sichern.

Einzelne Juden, die in Deutschland, England oder Amerika keine Gelegenheit haben, sich in Gemeinschaften ihrer Art von der völkischen Umgebung abzuschließen, sind gezwungen, neue soziologische Verbindungen einzugehen. Vielleicht bemühen sie sich eine Zeitlang, in der Einsamkeit eines verlorenen Postens auszuharren, aber bereits die nächste Generation gehorcht den Gesetzen des Lebens, die es nur einmaligen Ausnahmemenschen gestattet, außerhalb von Großorganismen eine Lebenserfüllung zu suchen.

Sobald solche Juden unter dem Triebzwang ihrer Teilwesenhaftigkeit sich in vorhandene Großorganismen einzufügen beginnen, tritt eine deutliche Wandlung ein. Die religiöse Gläubigkeit läßt, allgemein gesehen, nach, und die bisherigen Rassenmerkmale gehen auch ohne ersichtlichen blutmäßigen Grund zurück, um jenen Vorformungen Raum zu geben, die der neue Großorganismus zu seiner Erhaltung verlangt. Die Juden nehmen deutsche, englische oder amerikanische Rassenmerkmale an, aber nicht aus landschaftlich-klimatischen Gründen, sondern wegen der rassenmäßigen Gemeinschaft, in der sie Anschluß finden und bestimmte Organaufgaben übernehmen.

Wenn das Bild z. B. in Deutschland sehr uneinheitlich ist, so hängt dies mit der Uneinheitlichkeit der Gemeinschaften zusammen. Es gibt in Deutschland Juden, die sehr eng in jüdischen Gemeinschaften leben, es gibt andere, die erst kürzlich solchen engen Bindungen entwachsen sind, und es gibt einzeln lebende Juden, die trotz ihrer Abgeschiedenheit sich lange Zeit

hindurch gegen jede neue Bindung sträuben, bis schließlich, besonders bei einem geistig-gesellschaftlich hohen Niveau, eine weitgehende Befreiung von dem alten Großorganismus erfolgt und der Zusammenhang mit dem örtlich herrschenden Großorganismus trotz aller theoretischen Rassenunterschiede vollzogen wird.

Demzufolge lassen sich viele Schattierungen der jüdischen Rassenmerkmale bis zu einem fast vollständigen Verlust im Verlauf der Generationen beobachten, ohne daß Blutmischungen mitgespielt zu haben brauchen. Die ideellen Bindungen — bei den Juden wohl vorzugsweise religiöser Art — wirken sich auch körperlich stärker aus als die Linienführung der Chromosomen.

Würde es in USA. ein streng regiertes Ghetto geben, so würden sich auch dort die palästinensischen Vorbilder erhalten oder sogar zurückzüchten lassen. Erst die Zerstreuung in den westlichen Kulturstaaten und eine allgemein menschliche Vorbehaltlosigkeit ermöglicht den Austausch von Organaufgaben mit der damit verbundenen Änderung des Erbgutes. Wenn solche Erkenntnisse bereits körperlich nachprüfbar sind, dann kann man sich sehr viel leichter die geistigen Folgen des Verlustes der alten großorganistischen Zusammenhänge vorstellen. Die abnehmende Gläubigkeit ist stets ein sicheres Anzeichen für das Aufgehen in neuen Großorganismen, wie dies von einer gewissen geistigen Höhe ab jenseits aller Religions- und Rassenfragen im Raume des Allmenschlichen schon längst deutlich war.

Man sagt den Deutschen nach, daß sie besonders geneigt sind, sich mit anderen Völkern zu verschmelzen und ihre Rassenmerkmale aufzugeben. Nun sind allerdings die Rassenmerkmale wie die Rassenbegriffe hinsichtlich ihrer Herkunft sehr problematisch, aber auch wenn wir heute blaue Augen, blondes Haar, bestimmte Schädelformen und körperliche Haltung auf Grund altgermanischer Vorstellungen kritiklos voraussetzen, so trifft die Behauptung genau soviel und sowenig zu wie bei allen anderen Rassen.

Wie wenig die Geographie damit zu tun hat, läßt sich daran erkennen, daß die germanischen Volksreste an der nordwestafrikanischen Küste sich aus der Zeit der Völkerwanderung bis heute viele Rassenmerkmale erhalten konnten, nur weil sie in einer sehr abgeschlossenen Gemeinschaft lebten, trotzdem sicherlich viele fremde Blutzufuhren im Laufe der anderthalb Jahrtausende stattfanden. Im Gegensatz hierzu ist die heutige Bevölkerung Frankreichs trotz ihres fast rein germanischen Ursprungs im keltischen Großorganismus befangen geblieben.

Ich will damit nicht global alle Einflüsse der Topographie leugnen und nicht die Möglichkeit vererbbarer Anpassungserscheinungen gänzlich ablehnen, zumal hierzu eine große Fülle fachwissenschaftliches Beobachtungsmaterial gehören müßte, aber zur Erklärung der Großorganismen können wir diese ohnehin sicherlich geringfügigen und nur nach ungeheuer langen Zeiträumen denkbaren Gestaltungsanteile der Großlebewesen vernachlässigen. Das, was z. B. ein europäisches Individuum hinsichtlich der in den Tropen veränderten Hautfarbe usw. an Anpassungsversuchen zeigt, ist keinesfalls vererbbar. Wenn die Juden in Spanien die Physiognomie und die Haltung spanischer Granden angenommen haben, im Osten zur Zeit ihrer türkischen Verfolgung zu Levantinern wurden, die südrussischen Juden wegen ihres riesigen Wuchses zu Tamburmajoren der kaiserlichen Garde ausgewählt werden konnten und in der Schweiz manche Juden wie landentwachsene Holzfäller aussehen, dann verdanken sie das nicht äußerlichen Anpassungen, sondern dem Erbgut, das sie in Ergänzung der verminderten Organaufgaben in jüdischen Großorganismen durch ihre gleichzeitige Eingliederung in die Wirtsvölker eingeprägt erhalten haben, in denen sie offenbar zu harmonischen Kompositionselementen wurden. Hätten sie ihre Unabhängigkeit als Fremdkörper erhalten können, wie es bei ihrem massenhaften Auftreten und bei einem betonten Eigenleben in der Geschichte häufiger vorgekommen ist, so wären typisch großorganistische Konflikte entstanden, und die jüdischen Rassenmerkmale wären

von allen Anpassungen an ihre örtliche Umgebung frei geblieben.

Solange die Wolgadeutschen oder die Sachsen in Siebenbürgen in geschlossenen Gemeinschaften lebten, haben sie trotz der klimatischen Sonderverhältnisse keine rassischen Veränderungen erfahren. Sobald jedoch Deutsche vereinzelt in Rußland oder im Balkan wohnen und in Gemeinschaft mit den dort lebenden Völkern leben, werden sie trotz reiner Blutführung ihren Nachkommen ein Erbgut mitgeben, daß ihren eigenen rassischen Ursprung verleugnet.

Ich kannte eine deutsche Familie, die seit drei Generationen als Gutsherrschaft in Georgien lebte. Obwohl die Söhne sich ihre Frauen ausnahmlos aus der alten Heimat holten, zeigten besonders die weiblichen Kinder typisch georgische Rassenmerkmale. Die eine Tochter, eine auffallende Schönheit georgischen Stiles, heiratete wiederum einen Deutschen und gebar in Tiflis eine Tochter, die erneut die typischen Merkmale aufwies. Dann wurde die Familie durch die Kriegsverhältnisse nach Deutschland zurückverschlagen, und die danach kommenden vier Kinder unterschieden sich nunmehr durch nichts von anderen deutschen Kindern. Als Gutsherrschaft gehörten sie einem georgischen Großorganismus an, und nach ihrem Ausscheiden trat sofort das Erbgut des ursprünglichen heimatlichen Großorganismus wieder seine alleinige Herrschaft an.

Man kann nicht behaupten, daß die Umweltverhältnisse in Südwestafrika oder in Brasilien eine nennenswerte Ähnlichkeit mit Deutschland haben. Trotzdem wird man in den abgeschlossenen deutschen Großsiedlungen beider Gegenden an den Kindern feststellen, daß sie durch Generationen hindurch ihre rassischen Eigenarten genau so bewahrt haben wie die Juden in den Ghettos von Galizien. Dagegen wurden die in Südamerika locker eingestreut lebenden Deutschen schon in der zweiten Generation zu Südamerikanern mit stark abnehmenden deutschen Sondermerkmalen. In Südwestafrika fehlen solche Gegenbeispiele, weil dort keine einheimischen Großorganismen

bestehen, die einen Europäer eingliedern könnten. Wie stark jedoch Wechselbeziehungen verschmolzener Großorganismen sogar bei extrem fremdrassigen Grundlagen und trotz sehr strenger Behinderung von Blutmischungen sichtbar werden können, zeigt der negroide Einfluß auf Musik-, Tanz- und Sprachformen in USA.

Eine Verwandte von mir aus altem sehr reinblütigen schleswiger Geschlecht heiratete einen Nordirländer. Der Mann zog mit seiner Frau nach Birma, wo er in einer abgelegenen Gegend das gouvernementale Haupt einer birmesischen Lebensgemeinschaft wurde. Das dort zur Welt gekommene erste Kind, eine Tochter, besaß die für Birma typische Mongolenfalte, und trotz des blonden Haares als Erbteil beider Eltern hat das Gesicht seinen fernöstlichen Eindruck bewahrt. Das zweite Kind, ebenfalls eine Tochter, kam in Kiel zur Welt, wohin die Mutter zur Niederkunft gefahren war. Es läßt sich keine größere Beispielshaftigkeit für ein Kieler Kind finden als das zweite kleine Mädchen.

Das bisherige rationalistische Zeitalter mit seinen mechanischen Vorbildlichkeiten hat sich mit einem engstirnigen Eifer bemüht, die Erscheinungen des Lebens ihrer Lebendigkeit zu entkleiden. Bei dem Aufspüren von Einflüssen der Umwelt lag die Überzeugung zugrunde, daß nur Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und elementarste Trieberfüllungen eine Daseinsform rechtfertigen können. Dabei fühlte sich offenbar niemand durch die verschwenderische Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und durch den Widerspruch gestört, der in der spielerischen Fülle des Strukturgebäudes der Menschheit besteht. Man könnte ebensogut fragen, welchen Zweck ein Zweckmäßigkeitsprinzip als oberstes Gesetz der Natur haben soll.

Das Leben ist selbstherrlich wie der Denkapparat, der die Vorstellungen vom Leben nach eigener Gesetzlichkeit komponiert. Nur von den Kompositionsgesetzen aus wird die Forschung tiefer in die Wesenhaftigkeit und den Zusammenhang der Wirklichkeit eindringen.

Auch bei den zahlreichen Großorganismen der Pflanzen und Tiere, weit über die gegenständlichen Vorbilder der Ameisen, Bienen und Termiten hinaus, wird die Vererbungsforschung erst dann zu gesicherten Ergebnissen kommen, wenn sie in umfassenderen Lebewesen zu denken lernt und für physiologische sowie für psychologische Erklärungen die individualistischen Zweckvergleiche aufgibt.

Hierzu ist es empfehlenswert, sich des Konsonanzbestrebens aller Strukturgebilde zu erinnern, denn auch Erbeinflüsse der Großorganismen erfolgen fraglos auf diese Weise. Danach kann man Einflüsse überall annehmen, wo eine Gleichklangsmöglichkeit besteht, selbst wenn die traditionelle Einteilung der Lebensgemeinschaft in Arten und Klassen noch gar nicht den Gedanken an ehrlich wirkende Beziehungen hat aufkommen lassen. Den Schlüssel für die Ermittlung der zuständigen Großorganismen bietet die Erforschung der Organaufgaben aller Kompositionsteile.

33.

Seelenlose Organismen

Die analogische Arbeitshypothese setzt einen allgegenwärtigen Kompositionswillen voraus, der letzten Endes unerklärbar bleibt. Dieser Urtrieb als Postulat ist der erschauten Wirklichkeit entnommen und mag so lange Gültigkeit haben, bis einmal schwerwiegende innere Widersprüche eine andersartige Denkgrundlage empfehlenswert machen.

Er dient dazu, das Streben aller Erscheinungen der Wirklichkeit zur Schaffung harmonisch-organischer Strukturgebilde im Gleichklang mit der Zusammengesetztheit aller Vorstellungen anschaulich zu machen. Auf diese Weise wird die Eigentümlichkeit der Arbeitsweise meines Denkapparates offenbar.

Wenn ich das Wort Komposition gebrauche und dabei an Kunstwerke erinnere, so erhält es bereits einen tieferen Sinn, als es in der wörtlichen Übersetzung beanspruchen könnte. Wenn wir nun noch den Begriff des Lebendigen hinzufügen und an Geschöpfe als lebende Kunstwerke eines göttlichen Willens denken, dann ist darin alles enthalten, was wir unter organisch, harmonisch, gesetzlich, schöpferisch und naturhaft annäherungsweise zu verstehen suchen, um den Forschungsraum der Wirklichkeit über die Ziele der exakten ratio hinaus erweitern zu können.

Da der Kompositionswille das gesamte Weltall umfassen und seiner Gestaltungskraft unterwerfen muß, ergibt sich für den Menschen ebenso wie für alle sonstigen erkennbaren Erscheinungen und Ereignisse die zwangsläufige Folgerung, daß sie nicht nur den Schöpfungssinn als einzelne Gebilde zeigen, die aus Teilen zusammengesetzt sind, sondern auch ihrerseits als

Teilgebilde der kompositorischen Vervollständigung übergeordneter Schöpfungen dienen.

Der Urtrieb ist überall doppelt wirksam. Einmal der Eigenwille eines Ganzen, sich aus Teilen zusammenzusetzen, und zum anderen als Dienstwille eines Teildaseins, sich einem höheren Ganzen sinnvoll einzufügen. Wenn man diese Doppelrichtung von den ersten Anfängen kompositorischer Vorstellungen bis in die Grenzvorstellungen des All verfolgt, dann ergibt sich daraus die Gruppenförmigkeit der Strukturgebilde von selbst.

Der Mensch weiß, daß er unvollkommen und auf sich allein gestellt lebensunfähig ist. Trotzdem er sich bemüht, in umfassenderen Gebilden als Kompositionsteil eine Lebenserfüllung zu finden, betrachtet er sich als ein Ganzes, das aus Teilen zusammengesetzt ist. Nehmen wir die partielle Ganzheit für alle Geschöpfe an, so zeigt sich hierin ein Kompositionssinn, der mit der geschilderten Arbeitsweise des Denkapparates übereinstimmt.

Es hat sich dabei als nützlich erwiesen, von der Mittelstellung des Menschen aus zwischen dem Trieb zu unterscheiden, der alle einem einzelnen Gebilde zugehörigen Teile eines Ganzen zusammenhält, und dem anderen Trieb, der alle Gebilde danach streben läßt, sich als Teil in größeren Kompositionen organisch-harmonisch einzuordnen.

Bei einer weltanschaulichen Betrachtung handelt es sich in beiden Fällen um das Postulat des alleinigen allmächtigen Urtriebes. Nur die Zwischenstellung aller Forschungsobjekte läßt zwei Wirkungsrichtungen unterscheiden.

Den Trieb, der die Teile zu einem Ganzen bindet, nenne ich den Direktionssinn. Den Trieb, der die Befriedigung im Einbau als Teil zu einem Ganzen anregt, nenne ich die Seele.

Die Benutzung des Wortes Seele ist nicht so willkürlich, wie vielleicht anfänglich angenommen wird. Es handelt sich tatsächlich bei allen üblicherweise so genannten seelischen Vorgängen um das Verhältnis des Ich als Teilbegriff zu sämtlichen übergeordneten Kompositionen bis zum Weltganzen.

Beide Richtungen des Urtriebes haben mit dem bewußten Denkvermögen nichts zu tun, denn die ratio ist nur ein kritisches Instrument, das vom Direktionssinn gehandhabt wird. Das Schöpfungsvermögen als Gipfelpunkt geistigen Lebens inmitten der langen Reihe von Lebewesen ist das Spiegelbild der Identität des Denkapparates und der Wirklichkeit und verlangt eine erhöhte Unmittelbarkeit des Urtriebes.

Das Wort Direktionssinn ist von mir bereits vielfach gebraucht worden, ohne es in der analogischen Terminologie richtig einzuordnen. Wenn alle Zellen meines Körpers sich als Organe und Strukturgebilde zum Aufbau meiner Wesenheit zusammenfügen, dann mache ich dafür einen Direktionssinn verantwortlich. Mit meinem Verstand kann ich ihn weder vollständig begreifen noch ersetzen. Es ist ein geheimnisvoller Befehl des Urtriebes, der den komplizierten Organismus in Ordnung hält. Sobald durch bekannte oder unbekannte innere Ursachen der Direktionssinn nachläßt oder in seinem Machtbereich durch äußere Einflüsse beschränkt wird, tritt sofort eine bedrohliche Unordnung ein. Der medizinischen Wissenschaft ist es in einem hohen Maße gelungen, äußere bedrohliche Einflüsse abzuwehren, das Eindringen fremder Organismen zu verhindern und den Direktionssinn durch Befreiung von übermäßigen Belastungen zu einer wirksameren Befehlsgewalt zu verhelfen.

Alle Therapie besteht darin, den Direktionssinn erneut und verstärkt zur Geltung zu bringen, sobald Unregelmäßigkeiten oder Verfallserscheinungen seine Wirkungsbehinderung deutlich gemacht haben. Dagegen steht auch heute noch die medizinische Wissenschaft ratlos vor Krankheitserscheinungen, bei denen der Direktionssinn eine innere Schwäche zeigt, ohne daß äußere Einflüsse als Ursachen festgestellt werden können. Zweifellos gibt es Mittel zur Unterstützung des Direktionssinnes, vor allem muß man sich des Konsonanzbestrebens aller Organismen erinnern und danach die Übertragungskraft gesunden Lebens und organisch-harmonischer Erlebnisse abschätzen, aber sobald einmal die Kräfte des Direktionssinnes aufgezehrt

sind, werden die Zellen und die aus ihnen gebildeten Teilkompositionen ein regelloses Eigenleben anstreben und die Ganzheit zum Zerfall bringen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Seelischen. Zwischen beiden Triebrichtungen besteht ein enger Zusammenhang. Wenn ein Teilgebilde in einem größeren Organismus befriedigend eingebaut ist, dann wird dadurch auch der Direktionssinn gestärkt. Jeder Arzt weiß, daß ein gesundes Lebensgefühl, d. h. das Bewußtsein eines sinnvollen Daseins auf den körperlichen Organismus günstig wirkt, oder daß umgekehrt der Verlust des seelischen Gleichgewichts mangels befriedigender Einordnung in der Umwelt eine gefährliche Schwäche in der Beherrschung des Zellstaates nach sich zieht. Der Direktionssinn ist genau so ein Zeuge des Urtriebes wie die Seele, und beide werden normalerweise gleichzeitig ein Höchstmaß der Zielstrebigkeit zeigen.

Die Ausnahmen hiervon sind aufschlußreicher und der Bedingtheit des Normalen entsprechend auch häufig. Wir wissen, daß einzelne Organe und Zellgewebe unseres Körpers gelegentlich sich sozusagen selbständig machen und mit Ansprüchen eines hypertrophen Wachstums oder mit eigenwilligen Funktionsabweichungen die Harmonie der Ganzheit gefährden, sobald der Direktionssinn sie nicht genügend beherrscht.

Ebenso kann es geschehen, daß der Mensch ein Eigenleben anstrebt, das seinem Einbau in Großorganismen und in der Harmonie seiner Umwelt hinderlich ist. In diesem Falle kann der Direktionssinn seiner Eigenkomposition bis zu einem gewissen Maße ausreichend sein, ohne daß die seelischen Bedingungen der Einordnung des Menschen in höheren Kompositionen mit ihm übereinstimmen.

Auf die Dauer ist der Zwiespalt nicht ertragbar. Seelische Unzulänglichkeiten werden allmählich auch im Versagen des Direktionssinnes sichtbar, und umgekehrt werden schwere Funktionsstörungen in der Harmonie der Wesenheit eines Menschen auch sein Verhältnis zur Umwelt nachteilig beeinflussen.

Immerhin muß die Möglichkeit einer unterschiedlichen Stärke des Urtriebes in der einen und anderen Richtung zur Erklärung für viele disharmonische Erscheinungen dienen.

Im allgemeinen führt ein verstärktes Eigenleben dazu, den Geltungsraum des einzelnen Menschen zu vergrößern. Die dadurch entstandene Unruhe kann ausgeglichen werden, wenn die Großorganismen nachgeben und einen größeren Geltungsraum zugestehen, z. B. durch erhöhte Organaufgaben, durch Übernahme in den eigenen Direktionssinn, also als Führer in oder über einem Großorganismus. Das Gleichgewicht hängt von dem Kräfteverhältnis ab. Es muß jedoch stets die Frage aufgeworfen werden, ob das hypertrophe Eigenleben nur auf einen größeren Wirkungskreis innerhalb von Großorganismen abzielt, oder ob es sich überhaupt von jeder Bindung als Teil in irgendeinem übergeordneten Ganzen befreien will. Im letzteren Falle ist auch nach Aufgabe des alten Gleichgewichts eine neue Harmonie undenkbar, und wir sprechen von asozialen Elementen

Auch dann muß man nochmals unterscheiden, ob der Trieb zum erhöhten Eigenleben bzw. die Absage an eine Einordnung in bestehende Großorganismen der hierzu notwendigen inneren Kraft entbehrt und nur der Unvollkommenheit des Strebens zufolge keine neue Harmonie gestattet, oder aber ob einfach der Trieb zum kompositorischen Aufgehen gänzlich fehlt, so daß der Direktionssinn des einzelnen Lebewesens ohne die seelische Ergänzung durch den Direktionssinn höherer Organismen, d. h. ohne einen Gemeinschaftssinn sein Dasein behauptet.

Solche Menschen sind seelisch tot, obwohl ihre eigene Komposition zumindest im Bereich des Körperlichen längere Zeit hindurch einen Lebensbestand haben kann. Wir sprechen dann von Verblödung, Irrsinn oder Wahnsinn.

Die zahlreichen Insassen von Irrenanstalten zeigen, wie stark sich der einseitige Trieb des Direktionssinnes vom Urtrieb abspalten kann. Ohne eine Seele, die den Direktionssinn übergeordneter Kompositionen darstellt, gibt es auch keine Vernunft,

denn ein geistiges Leben ist nur dann möglich, wenn die Auseinandersetzung mit Großorganismen zur Flucht in die Abstraktion des Geistigen veranlaßt, um dort ein erhöhtes Eigenleben zu retten, oder wenn das Verlangen der kompositorischen Eingliederung in die größtmöglichen Organismen des Allmenschlichen drängt und zur Abwehr niedrigerer Großorganismen das geistige Eigenleben mit dem Ziel der Selbsterhaltung erweckt.

Ohne irgendeine Einordnung ist kein Mensch geistig lebensfähig. Der Grad seiner geistigen Höhe hängt lediglich von der Stufe der Großorganismen ab, von denen er vorzugsweise beherrscht wird. Aus diesem Grunde müssen auch Usurpatoren, die um irdischer Geltungsziele willen ein Höchstmaß der Macht anstreben und solange gegen jede Einordnung kämpfen, bis sie sich mehr oder weniger bruchstückweise eine Stellung erworben haben, viel von ihrer Seele aufgeben, wodurch sie sich von geistig unabhängigeren Menschen in verschiedener Hinsicht unvorteilhaft unterscheiden. Ein Mensch, der nur an sich selbst denkt und weder einer Gemeinschaft dient noch Verpflichtungen gegenüber einer umfassenderen menschlichen Allgemeinheit anerkennt, ist seelenlos. Er stumpft auf eine merkwürdige Art ab, was schwere Rückwirkungen zur Folge hat.

Zwischen übertriebenem Ehrgeiz und ähnlichen Anzeichen gesteigerter Selbstsucht und geistigen Krankheiten liegt kein so scharfer Trennungsstrich, als gemeinhin vermutet wird. Vor allem muß man bedenken, daß die Zusammengesetztheit des Menschen viele Graduierungen und partielle Schwächen ermöglicht, die von dem Anschein vernünftiger Daseinsbilder überstrahlt werden können und daher unkontrolliert bleiben.

Die Seelenlosigkeit oder der Mangel an seelischen Kräften hat bei allen Geschöpfen eine Bedrohung ihrer Umgebung zur Folge. Solange es keine charitativen Einrichtungen gab, die auf diesem sonderbaren Umwege sogar Geisteskranke zu erziehlichen Bestandteilen eines staatlichen Organismus machten, verkamen einfach alle diejenigen Lebewesen, deren organischer

Seelenmangel eine Lebensschwäche bedingte. Andere dagegen haben als Tobsüchtige, Amokläufer und manische Irre mit allen Abstufungen bis zum reinen Verbrechertum sehr viel Schaden gestiftet, bis sie überwältigt werden konnten. Die von ihnen gebrachte Unruhe war nicht der Auftakt zu einer neuen Ordnung, sondern eine Disharmonie der Spaltung des Urtriebes, der ihrem Körper einen Direktionssinn, aber keine Seele verlieh.

Genau die gleichen Erscheinungen des Fehlens eines übergeordneten Direktionssinnes, wie wir sie bei einzelnen Organen und beim Menschen beobachten, müssen wir auch bei Großorganismen voraussagen dürfen.

Die seelenlosen Großorganismen sind die ersten gewesen, die mit ihrer deutlich erkennbaren Gefahr überhaupt erst den Begriff Masse als geistbindende Menschenhäufung entstehen ließen. In den großen Stadtgebilden der Antike von Athen und Rom bis zu Byzanz ergaben sich gewaltige Menschenansammlungen, die bei den oft wechselnden Großorganismen und den anfänglich noch unzureichenden Formen ihrer Zusammenfassung gelegentlich zwar einen eigenen Direktionssinn fanden und dadurch zu Lebewesen wurden, aber nicht immer von einem übergeordneten Direktionssinn in eine höhere Komposition eingefügt werden konnten und deshalb seelenlos blieben.

Wenn man früher von Massen schlechthin sprach und dabei an die sonderbare Raubtierartigkeit und Zügellosigkeit dachte, die mit der Sichtbarkeit des Wesens verbunden war, dann meinte man eigentlich nur die seelenlosen Großorganismen mit allen Kennzeichen, die für Geisteskranke typisch sind.

Eine große Ansammlung von Menschen ist noch keineswegs eine Masse mit den Anzeichen eines eigenwillig denkenden und handelnden Lebewesens, ebensowenig wie ein Haufe von Backsteinen ein Gebäude genannt werden kann. Erst wenn durch irgendeinen Anlaß ein bestimmter Kompositionsbefehl Resonanz findet und ein großorganistischer Direktionssinn in Wir-

kung tritt, beginnen sich die menschlichen Bauteile zu organisieren, zu ordnen und zu einer Struktur zusammenzuschließen.

Nehmen wir an, daß ein Fabrikant von Zahnputzmitteln für einen Artikel eine Darbietungsform gefunden hat, die dem Resonanzvermögen vieler Menschen entspricht, und daß er mit seinem Angebot gleichzeitig technisch einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt, so kann er bei richtiger Aufmerksamkeitserregung und Schaffung weitreichender Verkaufsgelegenheiten mit der Bildung einer Masse rechnen, die sich nach dem einheitlichen Gedanken seines Zahnputzmittels ausrichtet.

Es ist falsch, wenn der Fabrikant glaubt, von Anfang an sich einer Masse gegenüber zu sehen und demzufolge massenpsychologische Mittel anwenden zu müssen. Bei neuartigen Angeboten hat er immer nur mit einem ungeordneten Haufen von Individuen zu tun, die er mit sachlichen Argumenten gemäß der individuellen Vernünftigkeit ansprechen muß.

Anders liegt der Fall im Konkurrenzkampf oder bei Anknüpfung an bereits zu sonstigen Zwecken entstandene Massenbildungen, wo individualpsychologische Argumentierungen wirkungsschwach bleiben. Wenn ich z. B. ein neues elektrisches Gerät mit einer Darstellung der praktischen Gebrauchsvorteile ankündige, so wende ich mich dabei an Individuen. Benutze ich jedoch zur Reklame das unsachlich patriotische Argument der rein deutschen Herkunft, so habe ich es sofort mit einer Masse zu tun, die eine ganz andere Resonanzneigung zeigt.

Normalerweise kann ein Fabrikant erst dann zur Massenpsychologie übergehen, wenn es ihm gelungen ist, eine größere Zahl von Individuen mit genügender Dichtigkeit des Vorkommens zu gewinnen und an seine Idee zu fesseln. Von da an bedarf er allmählich einer Argumentierungsform, die der Andersartigkeit von Massengehirnen im Vergleich zu Individualgehirnen Rechnung trägt.

Man kann nach einiger Schulung deutlich erkennen, wie sich die Menschen zu Organen ordnen, wie einzelne Gruppen

unterschiedliche Aufgaben übernehmen und die Masse auch in ihrem Verhältnis zum Fabrikanten eigenwillig wird. Einzelne Menschen übernehmen die Rolle scharfer Kritiker hinsichtlich der Unveränderlichkeit des Angebotes mit jeweiliger Totalwirkung ihrer Meinungen. Andere streiten gerade für die Idee wie Propagandisten, vor allem im Konkurrenzkampf. Treten in der Folgezeit mehrere Fabrikanten mit dem gleichen Artikel verschiedener Prägung auf, so spaltet sich, entsprechend der Lebensfähigkeit der Idee, die mögliche Verbraucherschaft in einzelne Massenwesen, die zwar der bescheidenen Natur der Zahnputzmittelfrage gemäß äußerlich friedlich bleiben, aber innerlich in Angriff und Abwehr wechseln und somit dem Fabrikanten Gelegenheit geben, mit massenpsychologischen Hilfsmitteln die zu ihm haltende Partei zu stützen. Darin ist die ganze Kunst der Markentechnik des modernen Kaufmannes enthalten.

Alle künstlichen Massenbildungen verdanken ihr Dasein einem Ideenorganismus, der befähigt ist, zum Kristallisationspunkt eines ungeordneten Menschenhaufens zu werden, und der dem Trieb der Menschen Vorschub leistet, sich auf jeder der zahllosen Ebenen zu Großorganismen zusammenzufügen. Erst wenn dies erreicht ist, kann man von Masse im Sinne der Massenpsychologie sprechen.

Der Direktionssinn, der die Struktur der Masse gestaltet und den organischen Aufbau nach dem Vorbild eines Urlebewesens sichert, ist ein Selbständigkeitstrieb und von außen her nicht direkt beeinflußbar. Jeder Fabrikant mit vergleichsweise harmlosen Ideen der Massenbildung weiß um seine Abhängigkeit, in die er sehr bald von der eigentlich doch erst durch ihn selbst angeregten Verbraucherschaft gebracht wird, und die ihm sehr bald Vorschriften macht oder ihn zerbricht, wenn er sich nicht nach den eigenwilligen Gesetzen des Direktionssinnes richtet.

Niemand wird bei einem Zahnputzmittel oder bei der Mehrzahl kaufmännischer Angebote an einen isolierbaren Selbst-

zweck der daraus entstandenen Massenbildungen denken. Sie sind eingebettet in die mächtigeren Großorganismen der Staatswirtschaft und des Staatsgedankens oder auch in den mannigfaltigen Gemeinschaftsideen der Erhaltung von Körper, Familie, Rasse, Menschheit und Leben. Jeder Großorganismus ist genau so wie die Menschen, Tiere und Pflanzen als Zellenstaat verpflichtet, mit seiner Ganzheit in einer höheren Ordnung aufzugehen und im Teppich des Lebens verwoben zu bleiben, denn davon hängt der Bestand seiner Seele ab.

Auch Großorganismen sind beseelt, und zwar entsprechend ihrem Verhältnis von Selbständigkeitsdrang und Untertänigkeit. Sobald ein Großorganismus aus inneren oder äußeren Gründen seine Seele verliert, tritt jener verhängnisvolle Zustand ein, der mit menschlichem Irresein verglichen werden kann und verheerende Folgen zu haben pflegt.

Zum Segen der Menschheit sind seelenlose Großorganismen mit umfassenden Machtbereichen ziemlich seltene Erscheinungen, aber nicht etwa, weil der Zustand selten vorkommt, sondern weil mit der Seele zumeist auch der Direktionssinn erlischt und die unvollkommenen Gebilde in der Regel rasch auseinanderfallen.

Das ganze Leben von Mensch unter Menschen spielt sich in aufbauenden und zerfallenden Großorganismen ab, die oft nur ein flüchtiges Dasein haben und zumeist so sehr auf bestimmte Ebenen beschränkt sind, daß ihr Kommen und Gehen nur von wenigen bevorrechtigten Organträgern und Repräsentanten des Direktionssinnes bemerkt wird.

Handelt es sich jedoch um natürliche Großorganismen, um lebende Gebilde, die über viele Ebenen reichen, und die zugleich vielen einzelnen Menschen als seelischer Halt und zum Auffangen des kompositorischen Triebes unentbehrlich sind, dann kann der Wille aller menschlichen Bauteile einen Direktionssinn lebenskräftig erhalten, auch wenn die Seele verloren geht, die für die Einordnung des Ganzen in eine höhere Ge-

meinschaft verantwortlich ist. Die Folge davon sind Tobsuchtsanfälle der geistig entmündigten und seelisch unbeherrschten Masse, die wie ein irrsinnig gewordener Mensch Amok läuft und alles zu vernichten droht, was sich ihr in den Weg stellt.

Wir wollen einmal den Fall annehmen, daß eine größere Anzahl von staatlichen Großorganismen untereinander im Konkurrenzkampf liegt, wie dies bei Raubtiernaturen normal ist. Eins von diesen Großlebewesen unterliegt, und nun tritt die Frage auf, was mit dem Besiegten geschehen soll. Ist es möglich, wie dies früher fast regelmäßig angestrebt wurde, den Großorganismus aufzulösen und seinen Bestand an Kompositionselementen unter den Siegern aufzuteilen, dann gibt es kein Problem mehr. Ebenso klar liegt die Sache, wenn mit dem Großorganismus zugleich alle lebendigen Bestandteile vernichtet werden, so daß praktisch ein leerer Raum entsteht, den die Sieger mit ihrem Wachstum ausfüllen.

Solche radikalen Lösungen sind bei den heutigen Hemmungen unter dem Einfluß des allmenschlichen Großorganismus nicht mehr anwendbar, wenigstens nicht bei großen Kulturstaaten. Auf irgendeine beschränkte Weise werden die Sieger den Besiegten leben lassen müssen, wenn sie nicht selbst bei Aberkennung des gemeinsamen Bandes der Menschlichkeit Schaden an ihrer Seele nehmen wollen.

Es gab einmal Zeiten, in denen Staaten vorzugsweise Erzeugnisse von Staatengründern waren. Ihr Direktionssinn konzentrierte sich auf ihre Herrscher, die mit ihren dynastisch bestimmten Nachkommen mit mehr oder weniger absoluter Souveränität den Bestand des Organismus sicherten. Wechselte in den Machtkämpfen der Baustoff von einem Besiegten zu einem Sieger, dann war das für das innere Leben nicht übermäßig belangvoll. Der Direktionssinn hing von den Dynasten ab, und im übrigen suchten die Individuen ihre persönlichen Belange sowohl in dieser wie in jener Bindung zu verteidigen.

Der allgemeinen Tendenz der Weltentwicklung zufolge wurden die Staaten größer und mächtiger. Die Herrscher ver-

loren den Hauptteil ihrer Unabhängigkeit, und schließlich waren sie nur noch ein Bestandteil des Direktionssinnes, der sich zu einem umfassenden Regierungsorgan ausdehnen mußte. Mit dem Verschwinden eines Königs und seiner Nachkommenschaft war das Dasein des Staates noch keineswegs beendet. Er konnte nach wie vor weiterleben, denn an Stelle der sichtbaren Zentralisierung war eine Verbreiterung des Direktionssinnes getreten, die offiziell sogar jeden einzelnen Volksgenossen zum Mitregenten ernannte, wenn sie auch in Wirklichkeit dem Gesetz der Organbildung zufolge auf die sogenannten Drahtzieher beschränkt blieb.

Bei Völkern, die aus Familie und Sippe uranfänglich hervorgegangen waren, war der Daseinswille — wenn auch nicht die Daseinskraft — schon immer von Einzelpersönlichkeiten als Führer unabhängig. Aus sich selbst heraus konnte ein Volk einen neuen Kopf erwachsen lassen und sich damit ein Hauptorgan des Direktionssinnes schaffen. Anders verhält es sich mit Staaten, die zwar ein lebendiges Gebilde darstellen, aber in ihrer Zusammensetzung uneinheitlich sind und deshalb zerfallen, sobald sie das Bindemittel eines führenden Direktionssinnes verlieren. Hiernach muß man das verschiedenartige Verhalten der Großorganismen im Auge behalten.

Nehmen wir also an, daß die Sieger den Besiegten am Leben lassen. Sie engen ihn lediglich in seiner materiellen Existenz auf ein Minimum ein und trennen ihn aus jeder größeren Gemeinschaft des Menschentums durch eine unbarmherzige Diffamierung.

Die Folge davon ist der Verlust der Seele mit bald deutlichen Anzeichen anormalen Verhaltens. Hat man nun auch dem besiegten Großorganismus den Kopf genommen und damit symbolisch eine Schuld zu rächen gesucht, dann muß die Seelenlosigkeit zu äußerst verhängnisvollen Entwicklungen führen. Ist der Organismus so stark, daß er diesen Eingriff und die Einengung überlebt, und nützen die Gegner alle notwendiger-

weise entstehenden Krankheiten und Krisen nicht aus, um den Körper nach ursprünglicher Raubtierart zu zerreißen und aufzufressen, sondern überlassen sie ihn nach einer halben Auslegung der Menschlichkeitsgesetze einfach sich selbst, dann versucht der seelenlose und in seinem Direktionssinn bedrohte Körper einen neuen und deutlich zentralen Kopf nachwachsen zu lassen.

Es tritt eine eigentümliche Umkehrung der Staatengründung ein, indem nicht ein schöpferisches Genie einen Großorganismus erzeugt und zum Leben erweckt, sondern ein bestehendes Großlebewesen sich aus dumpfer Triebhaftigkeit eines in Wirkung gebliebenen Direktionssinnes bemüht, aus eigenen Kräften das fehlende Haupt zu ersetzen, das dann allerdings kein schöpferisches Genie sein kann, sondern unmittelbar aus der Raubtierstufe entstammt, auf der sich der gequälte und erniedrigte seelenlose Großorganismus befindet.

Dem damit zur Macht gerufenen Geist fehlt zugleich mit der Seele jenes Etwas an Gemeinschaftsempfinden und an Ordnungssinn, das sonst auch das wildeste Raubtier in den Grenzen einer Lebensharmonie hält. Alle Großorganismen sind Raubtiere, und ihre Anschauungen von Gut und Böse, von Treu und Glauben, Machtrecht und Menschlichkeit sind himmelweit von einer individualistischen Ethik verschieden. Aber trotzdem gibt es für sie eine Grenze des Eigenlebens und einen Punkt, an dem sie davor zurückscheuen, einen uferlosen Entfaltungstrieb und eine gänzliche Seelenlosigkeit zur Geltung zu bringen. Für den Außenstehenden mag der Unterschied an Moral zwischen einem völlig seelenlosen und einem seelisch noch irgendwie gebundenen Großorganismus geringfügig erscheinen, aber er ist entscheidend, denn sobald die regulierende Kraft eines auch nur winzigen Restes großorganistischer Einordnung in größeren Gemeinschaftsgedanken verlorengeht, ist das Verhängnis unaufhaltsam. Es ersteht der Menschheit ein Golem, der sie mit hemmungsloser Ausrottung bedroht, um sich später selbst zu vernichten, ein echtes Beispiel zum Amoklauf.

Es gibt Großorganismen, die ihr Dasein nicht einer schöpferisch wirksamen Idee, sondern einfach nur einer Opposition verdanken. Es genügt eine Diffamierung. Die darin eingeschlossenen Menschen mögen anfänglich gar keine bindende Idee für einen inneren Zusammenhalt haben und keinerlei Streben nach einer Strukturbildung zeigen, aber der einheitliche Druck von außen und die Einseitigkeit der Angriffe auf die Existenz zwingen allmählich zu einer Gleichrichtung der Abwehrbewegung, die zur Entstehung eines Großorganismus mit lebensfähiger Durchorganisierung führen kann. Ein solches auf rein negativen Ursachen aufgebautes Massenlebewesen gewinnt zwar einen Direktionssinn, der eine animalische Gestaltung sichert, aber es hat keine Seele. Wird es sich eines Tages bei oft ganz nebensächlichen Anlässen seiner körperlichen Machtfülle bewußt, dann wird es mit hemmungsloser Gewalt in die bestehende Ordnung einbrechen und ohne Seele, ohne Sinn und Verstand mit einer fürchterlichen Raserei nur dem einzigen Trieb nachgehen, dem Trieb zur totalen Vernichtung. Ich spreche dabei von einem Extrem, das in der Wirklichkeit nicht so sinnfällig vorkommt, aber für alle angenäherten Erscheinungen aufklärend sein soll.

Es ist politisch eine der größten Dummheiten, eine der beiden Arten von Großorganismen entstehen zu lassen und nicht Vorsorge zu treffen, daß die Bildung seelenloser Großgeschöpfe unmöglich wird. Es ist nicht einmal damit getan, die seelenlosen Geschöpfe mit Gewalt zu bändigen, denn das Konsonanzbestreben aller starken Erregungen und gedanklichen Strukturbildungen verbreitet eine seelische Vergiftung, gegen die bisher kaum jemals eine erfolgreiche Therapie versucht wurde.

Das Auftreten seelenloser Massenerscheinungen ist, von den beiden Musterbeispielen abgeschwächt, in zahlreichen Variationen nachzuweisen. Alle Arten von Erregungszuständen, immer im Sinne einer Opposition, können in kleineren und größeren Menschenmassen eine gedankliche Gleichrichtung erzeugen, die

zum Erwachen eines Direktionssinnes führt, ohne daß in dem oppositionellen Anlaß der Anschluß an eine höhere Idee und damit die seelische Komponente des schöpferischen Urtriebes enthalten ist. Mitten in einer harmlos vergnügten Menschenhäufung kann ein Ereignis eintreten, das zu einer erregten Stellungnahme den Anlaß bietet, und damit können massenpsychologische Wirkungen sichtbar werden.

Seelenlose und ungebundene Großorganismen sind genau dasselbe. In sich selbst ist kein Lebewesen beseelt. Erst seine Einordnung und seine innige Verknüpfung mit der Ganzheit des Lebensteppichs über die Stufen von Zwischenorganismen und im höchsten Maße im unmittelbaren Menschheitsbewußtsein löst seelische Kräfte aus.

Das bedeutsamste Kennzeichen des Urtriebes ist sein allgegenwärtiges Schöpfertum. Das Wort schöpferisch bedeutet die Resonanz mit dem organisch-harmonischen Gefüge des Weltganzen, zu dem alle begreifbaren Schöpfungen ein Spiegelbild sind.

Die Halbierung des Urtriebes in den Direktionssinn einerseits, der von jedem Lebewesen aus stufenförmig abwärts die Kompositionselemente sinngemäß zusammenhält, und in den seelischen Trieb andererseits, der das Aufgehen des Lebewesens in stufenförmig übergeordneten Organismen reguliert, bedingt bei praktischer Wirksamkeit die Umkehrung des Schöpferischen. Die Resonanz der Halbheit und der Zerteilung, die durch die Sucht nach übermäßiger Selbstgeltung, durch Einbußen oder den Verlust der Seele und durch seelenlose Entstehungsursachen oder bei seelisch krüppelhaft geborenen Organismen in Wirkung kommt, kann sich folgerichtig nur durch einen schöpfungsfeindlichen reinen Zerstörungstrieb manifestieren. Die Raubtierartigkeit aller echten Lebewesen muß bei Wegfall sämtlicher entscheidend wichtigen Bindungen und seelischen Hemmungen zu irrsinniger Bösartigkeit werden, und diese Naturerscheinung ist es, die dem aufmerksam beobachtenden Indi-

viduum bei dem Auftreten von massenpsychologischen Daseinsbeweisen soviel Furcht und Schrecken einflößt. Es darf aber nicht vergessen werden, daß es sich nur um Spezialfälle von Großorganismen handelt, die ihre Parallelen in allen seelenlosen Geschöpfen der ganzen Lebensreihe finden. Wahnsinnige oder von Machtgier besessene, verbrecherische und schlechthin bösartige Menschen sind dies in ihrer komplizierten Zusammensetzung auch nur soweit, wie sie den kompositorischen Anschluß an die menschliche Gemeinschaft verloren haben. Das läßt sich überall nachprüfen und bestätigen.

Allerdings darf es keineswegs als zwangsläufig bezeichnet werden, daß ein solches gefährliches Halbdasein unwiderruflich verloren ist. In der Mehrzahl der Fälle wird zwar bereits die Abwehrbewegung der Umgebung den bedrohlichen Organismus zum Erliegen bringen, aber hin und wieder ist ihm Gelegenheit gegeben, sein seelenloses Leben fortzusetzen.

Der Verlust eines Organs, sofern er nicht unmittelbar den Tod bedingt, wird von lebenskräftigen Organismen zu ersetzen gesucht. Das trifft — wie schon gesagt — auch auf das Zentralorgan des Direktionssinnes zu. Man darf nicht glauben, daß das Gehirn oder im erweiterten Sinne der sichtbare Kopf eines Großorganismus die einzigen Träger des Direktionssinnes sind. Er lebt in vielen und in seinen letzten Regungen sogar in allen Teilen des Organismus, denn er wird letzten Endes ja erst durch die kompositorische Willfährigkeit und die Resonanz des allgegenwärtigen Urtriebes gebildet. Das Zentralorgan ist sozusagen nur eine verwaltungstechnische Vereinfachung und eine Gewähr für die einheitliche Ausrichtung eines sonst von Zerfall durch widerstreitende Resonanzwirkungen bedrohten Zellenstaates.

Es ist deshalb typisch, daß auch alle seelenlos entstandenen Großorganismen für ihre einseitig zerstörenden Ziele mit großem Eifer nach der Konstituierung einer Führergewalt suchen und bei dem Fehlen einer bereits vorhandenen und vielleicht an der

Entstehung mitverantwortlichen Persönlichkeit aus ihren Bestandteilen ein solches Organ nachwachsen lassen. Jeder Großorganismus, der noch nicht schwach genug zum sterben ist, drängt danach, seine Lebensfähigkeit durch Organbildungen zu erhöhen und zu festigen. Er ist dann ein besonders leichtes Opfer für Demagogen.

Die geistig besonders tiefe Stufe, auf der oppositionell erdachte Großorganismen stehen, schließt eine Empfänglichkeit für seelische Resonanzwerte noch mehr aus, als dies allgemeinhin im Bereich der Großlebewesen beobachtet wird, so daß die Wahl des Direktionsorgans, dem Fieberzustand entsprechend, nur zum Ausdruck des seelisch ungehemmten und letzthin selbstzerstörenden Vernichtungswillens gegen eine unerträglich gewordene Einordnung sein kann, ohne daß schließlich noch Freund und Feind, berechtigte oder unberechtigte Wut, nützlich und nachteilig, gezielt und sinnlos unterschieden wird.

Auch seelenlose Geschöpfe unterliegen dem Stoffwechsel. Da dies ein naturhafter Vorgang ist, besteht bei der fortschreitenden Erneuerung der Organe für den Urtrieb die Möglichkeit, in seiner Totalität Einfluß zu gewinnen und den Direktionssinn allmählich mit einem seelischen Verlangen zu ergänzen. Äußerlich würde dies an einer etwas verminderten Aggressivität, einem leisen Anflug von Besinnlichkeit und den ersten Fühlern zwecks Aufnahme von Beziehungen zu anderen Großorganismen oder an Spuren der Ethik einer übergeordneten Anschauungsweise sichtbar werden. Solange ein Organismus in der Welt allein zu sein oder allein sein zu können glaubt, ist er seelisch tot. Sobald er jedoch anfängt, ein Nebeneinander von Großorganismen anzuerkennen, eine eigene Entwicklungsgrenze wenigstens in Betracht zu ziehen und einige allmenschliche Gesetze über sich zu ahnen, kann man von seelischen Symptomen sprechen.

Im stufenweisen Fortschreiten ist eine Gesundung denkbar. Ob allerdings ein aus reiner Opposition, also aus negativen Ideen geborener Großorganismus jemals die gestaltschöne Ent-

wicklung eines aus den positiven Schöpfungskräften der Natur entstandenen Gebildes der harmonischen Lebensreihe erreichen kann, mag dahingestellt bleiben. Die Erde ist mit genügend Organismen und Großorganismen bevölkert, die ihre kompositorischen Aufgaben innerhalb der Gesamtharmonie anscheinend nur im Verneinen suchen und darin letzten Endes auch alle positiven Kräfte zielumkehrend vereinigen. Das muß wohl so sein. Auch Bösartigkeit und Wahnsinn sind kompositorisch unentbehrlich, sowohl bei Menschen wie auch bei Großorganismen.

34.

Ethik und menschliche Eigenschaften

Bei der Darstellung der analogischen Grundgedanken glaube ich nebenher eine größere Zahl von Ausblicken für die Verwendbarkeit der Arbeitshypothese gegeben zu haben. Eine nähere Ausführung in einzelnen Fachgebieten würde die ohnehin zu erwartende Gegnerschaft traditioneller Anschauungen in einem gefährlichen Maße verstärken, denn ich vermag zwar sicherlich in mancherlei Fachgebieten Anregungen zu geben, aber ohne die bestehenden Meinungen mit meinem mangelhaften Schulwissen widerlegen oder einbeziehen zu können. Wie Newton einmal gewarnt hat, reicht es nicht aus, eine neue tragfähige Theorie der Wissenschaft als Hilfsmittel darzubieten, sondern man muß sie auch mit diplomatischer Vorsicht zu dosieren wissen. Jeder neue Einfall, auch wenn er noch so fruchtbar sein sollte, enthält — solange er noch nicht völlig ausentwickelt ist — viele Sprünge, Ungereimtheiten und Schwächen, die hochwillkommene Angriffsziele zur Selbstverteidigung alter Erkenntnisansprüche bieten.

Man sagt, daß das Wissensgebiet der heutigen Zeit viel zu umfangreich sei, um auch vom denkbar höchsten Standpunkt aus eine Übersicht zu gestatten. Ich selbst bin grundsätzlich anderer Meinung, denn für die Mannigfaltigkeit vieler Erscheinungen, die zur Schaffung von Bildern mosaikartig zusammengetragen wurden, wird es einfache Regeln geben, die wie das Multiplizieren und Potenzieren nach gegebenen Formeln häufig das mühselige Addieren überflüssig machen.

Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür bietet die Individualpsychologie. Die Wesenheit aller Strukturgebilde und damit

auch aller Lebewesen wird durch Eigenschaften gegeben, die sich im Vergleich mit der ganzen Stufenfolge vergleichbarer anderer Strukturgebilde herausstellen. Das benutzte Urbild des Raubtieres ist einheitlich der Ausgangspunkt aller Forschungen, und die Formen des mehr oder weniger engen Lebensraumes im Gegendruck zu den jeweils vorhandenen Lebenskräften bedingen die ganze Mannigfaltigkeit individueller Eigenschaften. Dabei muß einbezogen werden, daß die Enge des irdischen Raumes und eine mangelnde Kraft zur Erweiterung in ein Phantasieleben führt, das entsprechend den Kräfteverhältnissen alle Variationen unproduktiver Geltungssucht erklärt.

Der raubtierbezügliche Grundgedanke jedes individuellen Gebildes bedeutet nichts anderes als die Auswirkung des Urtriebes zur kompositorischen Vollendung. Ist die Ausreifung einer Lebenskomposition mangels Kräften oder wegen unüberwindbarer Raumenge nicht im materiellen Bereich möglich, dann versucht das Individuum, sich wenigstens in der Phantasie die Abrundung zu geben, die seiner Vorstellung von Wichtigkeit, Persönlichkeitsstil, Eigenwertigkeit und Daseinssinn näherkommt. Alle charakterlichen Eigenschaften wie weise, klug, schlau, schmiegsam, bösartig, gehässig usw. sind taktische Mittel des selbstsüchtigen Kompositionstriebes, der sich damit dem Kräfteverhältnis anpaßt. Auf der Flucht in das unproduktiv Geistige lauten sie: prahlerisch, eitel, stolz, eingebildet usw., alles Bezeichnungen für Surrogate des fehlenden schöpferischen Vermögens.

Dazu kommen noch die zahlreichen Verkrüppelungen und Verkümmerungen, die eine kompositorische Selbstgeltung wenigstens in Teilwesenhaftigkeiten zu erlangen hoffen.

Sobald man die irdischen Widerstände der vorhandenen Lebensräume in Abstufungen tabellarisch erfaßt und hierbei einzelne Grade von Kräften des Lebenstriebes gegenüberstellt, kann man ein Netz von Beziehungen ziehen, in dem mit überraschender Zuverlässigkeit alle charakterlichen Erscheinungen enthalten sind, die überhaupt vorkommen. Man wird zwar in

der Praxis immer interpolieren müssen, aber zwischen den vier extremen Kombinationen sind alle Wesensarten eingeschlossen.

Moralische Eigenschaften sind auf der Tafel nicht eingezeichnet. Das Individuum hat keine moralischen Eigenschaften und keine Ethik, denn alles, was über die Raubtierartigkeit mit ihren Surrogaten des Geltungsbedürfnisses hinaus an produktiven Erscheinungen sichtbar wird, gehört dem Sinn der Einordnung in Großorganismen an.

Alle Ethik beginnt mit dem Aufgeben rein individueller eigensüchtiger Kompositionsziele und mit dem Versuch, das Eigenleben mit der Dienstverpflichtung in Großorganismen in Einklang oder zumindest in ein erträgliches Nebeneinander zu bringen. Der Begriff Idealismus zeigt die Bindung an einen Großorganismus, der die Aufopferung vieler individueller Belange zu erzwingen sucht und mit Hilfe der geistigen Entmündigung die individuelle ratio durch undiskutierbare Ideale ersetzt.

Idealismus ist der Egoismus eines jeweils übergeordneten Organismus. Man könnte demnach auch sagen, daß es ein Idealismus der weißen Blutkörper sei, sich im Kampf gegen bedrohliche Eindringlinge zur Erhaltung des menschlichen Organismus aufzuopfern, genau so wie die Menschen ihrerseits oft im Widersinn aller individualistischen Vorteilsrechnungen für einen Staatsgedanken Gut und Leben hingeben.

Die moralische Verpflichtung, die ein Organismus seinen Kompositionselementen auferlegt, um sie zur Zurückstellung möglichst vieler oder aller eigenwilligen Interessen zugunsten seiner Erhaltung und Ausentwicklung zu veranlassen, ergibt eine Zweckethik.

Gemäß der Zahl unterschiedlich gerichteter und abgestuft mächtiger Großorganismen läßt sich bei jeder von Menschen formulierten Ethik ein großorganistischer Eigennutz nachweisen. Menschen stimmen dann in ihren ethischen Anschauungen überein, wenn sie von den gleichen Großorganismen auf gleicher Organstufe beherrscht werden. Alle ethischen Konflikte versinn-

bildlichen den Interessenskonflikt miteinander konkurrierender Großorganismen.

Ein Staatsgedanke kann eine patriotische Ethik als Zuchtmittel zur Wirkung bringen. Eine Religionsgemeinschaft kann eine ethisch fundierte Moral zur Bindung seiner lebendigen Bestandteile und zur Ausschaltung individueller Zweckvernünftigkeit anwenden. Die Konflikte, in die der Mensch bei widerstreitenden Zielen seiner vielseitigen Zugehörigkeit zu Großorganismen und im gleichzeitigen Kampf um sein Eigenleben kommt, überwindet er im allgemeinen mit einer erstaunlichen Elastizität, die man üblicherweise Charakterlosigkeit und in jedem Falle geistige Beschränktheit nennen muß. Nur wenn es überhaupt kein Ausweichen mehr gibt, zwingt der Konflikt zu einer Entscheidung, die sich in gewaltigen Kämpfen und Bestandverlusten der Großorganismen offenbart. In chaotischen Zeiten werden die Menschen haltlos, und je nach den psychischen und physischen Machtverhältnissen taumeln sie aus einer Untertanenschaft in die andere, ohne einen richtigen Gestaltungstrieb zur Geltung zu bringen.

In ruhigeren Zeiten werden die seelischen Konflikte dadurch gemildert, daß die Großorganismen ihrerseits an übergeordnete Gemeinschaften gebunden sind und damit eine umfassendere Zweckethik soweit anerkennen, wie es ihr Eigenleben zuläßt. Der überragendste und letzte Großorganismus auf der Lebensreihe, in dem die Menschen das alleinige Kompositionsmaterial bedeuten, ist der Menschheitsgedanke. Er verfügt über keine Gewaltmittel wie viele der ihm unterstellten Gemeinschaftsideen niederer Ordnung, aber trotzdem ist der allgemeinen Tendenz der Weltentwicklung in Richtung umfassenderer Kompositionen zufolge seine Macht im Anwachsen. Die einzige Waffe, mit der er sein Dasein verteidigt und seinen Einfluß erstreitet, ist eine Ethik und eine Moral, die dadurch einen absoluten Charakter erreichen, daß sie erst in den weniger fühlbaren wiederum übergeordneten Großorganismen auf den Stufen des allgemeinen Lebens eine Zweckeinseitigkeit erkennen

lassen. Als Ganzes gesehen, bleibt auch die Allmenschlichkeit ein raubtierartiges Großlebewesen gegenüber der übrigen Schöpfung. Schließlich verteidigt der eigentlich letzte Großorganismus alles sichtbaren Lebens ebenfalls mit der Zielstrebigkeit des allgemeingültigen Vorbildes sein Dasein, um dann im Dämmern des Grenzbezirkes sich in kosmischen Vorstellungen von einer Harmonie des Weltalls zu verlieren.

Die Kämpfe, die ein Großorganismus mit seinen Feinden oder mit seinesgleichen auf Schnittpunkten ihrer Bezugsebenen auszufechten hat, sucht er in seinem Innern möglichst zu verhindern. Das ist niemals vollständig möglich, denn sonst würde das Eigenleben der Bestandteile erlöschen. Aber wenn sich auch innerhalb jedes Organismus — auch im Menschen — dauernd Kleinkriege, sozusagen Dezernatkämpfe abspielen, so doch nur soweit, wie es der Zusammenhalt eines Lebewesens verträgt. Die Vorschriften, die das Lebewesen für seine Bestandteile erläßt, gleichgültig, ob sie in Gesetzesform niedergeschrieben oder nur durch unbewußte Resonanz wirksam werden, sind Moralgesetze. Das, was wir allgemeinhin Ethik nennen, ist eine komplizierte Zusammensetzung der Zweckethik verschiedenster Großorganismen, die ihrerseits das Streben zeigt, zu einem Ideenorganismus zu werden und sich von ihren einzelnen Ursprüngen unabhängig zu machen.

Mit einiger Gewaltsamkeit werden die verschiedenen zweckethischen Forderungen so zurechtgestutzt, daß sie dem Ideal eines harmonisch-organischen Strukturgebäudes näherkommen und die Hoffnung erwecken, eine für alle Großorganismen mögliche Anwendbarkeit zu finden. Das Ziel ist selbstverständlich unmöglich. Eine allgemeine verwertbare Zweckethik ist undenkbar, denn sie widerspräche dem Eigenleben auf allen Stufen der Organismen und Kompositionselemente.

Nur die allmenschliche Zweckethik könnte als oberstes Moralgesetz für einen zunehmend größeren Bereich an Einfluß gewinnen. Die aus diesem Streben entstandenen Ideenorganismen begehen jedoch wiederum den Fehler, Totalitätsansprüche zu

stellen, die wegen des abgestuften Eigenlebens der ganzen Hierarchie unbefriedigt bleiben müssen. Deshalb ist eine allgemeingültige Ethik eine Utopie. Sie setzt einen allein herrschenden Großorganismus voraus, der wegen seines Alleinseins nicht wesenhaft sein kann. Erst wenn auf sämtlichen Kompositionsstufen das Eigenleben verklänge, könnte sich alles einem Willen unterordnen, aber damit wäre auch sofort der Tod besiegelt. Das Leben wird demnach niemals eindeutig sein, solange es eben lebendig ist.

Die große Schwierigkeit der charakterlichen Beurteilung von einzelnen Menschen beruht darin, daß die individualistischen Raubtiereigenschaften mit den zweckethischen Motiven der jeweils maßgebenden Großorganismen innig verwoben und nur experimentell einigermaßen trennbar sind.

Die durch Zweckethik den Menschen eingeflößten Eigenschaften sind: uneigennützig, opferwillig, gutmütig, treu, stilvoll und ähnliche altruistische Attribute. Alle diese Bezeichnungen sind jedoch stets ausschließlich innerhalb der Gemeinschaften benutzbar. Sie unterscheiden sich weiterhin durch die Stellung, die ein Individuum als Organ in der Gemeinschaft einnimmt. Je tiefer, willfähriger und unselbständiger ein Mensch eingebaut wird, desto altruistischer ist sein Verhalten, während der Organegoismus nach obenhin zunimmt, bis theoretisch der Führer sein persönliches raubtierartiges Auslebensbedürfnis nur wenig zu zügeln braucht, da es mit dem Egoismus des Organismus weitgehend übereinstimmt.

Ein und derselbe Mensch, der nach innen treu, zuverlässig und opferbereit ist, kann nach außen hin Raubtiersymptome mit einer Hemmungslosigkeit zeigen, die sogar das Maß des individuellen Eigenlebens übertrifft. Das typische Beispiel ist der Soldat, der nach innen treu und hilfsbereit sein soll und nach außen leidenschaftlich Tod und Verderben verbreitet. Diese einander so widersprechenden Charakterzüge sind nicht mit dem Wort Pflichterfüllung oder mit sachlichen Entschlüssen der Selbstverteidigung zu erklären, denn sie sind überhaupt nicht

Sache des Verstandes, wie die oft sinnlos wechselnden Angriffsziele bestätigen. Es sind dies keine individuellen Eigenschaften, sondern Symptome der unterschiedlichen Raubtiereigenschaften konkurrierender Großorganismen.

Jeder Mensch wird bei Berührung der Belange eines ihm übergeordneten Großorganismus sofort zum Interessenvertreter. Durch ihn spricht dann nicht sein eigentliches Ich, sondern das Ich des Großlebewesens, dessen Kompositionsteil er in diesem Augenblick geworden ist. Wird das Thema des Gesprächs gewechselt, so verwandelt sich auch sofort der Mensch. Mit einiger Übung kann man schnell herausbekommen, welchem Großorganismus der zu untersuchende Mensch dienstverpflichtet ist und auf welcher Organstufe er dabei steht. Sogar Äußerlichkeiten wie Handbewegungen, Sprechweise und Wortwahl werden schablonenhaft und jeweils typisch für die Einordnung. Berührt man nacheinander die Belange verschiedener vorherrschender Großorganismen, so bekommt der Charakter etwas Buntschillerndes, so daß man fast an Charakterlosigkeit glaubt. Will man den individuellen Kern begreifen und umfassen lernen, dann muß man von Problemen sprechen, die den persönlichsten Egoismus betreffen. Man wird deutlich verspüren, daß auf einmal ein eigenwilliges und keineswegs schablonenhaftes Wesen zur Wirkung kommt.

Die Eigenschaften der Großorganismen sind zwar raubtierartig in ihrer Grundtendenz, aber sie sind genau so abhängig von dem Verhältnis der inneren Kraft zu den Widerständen des Lebensraumes, wie dies von jedem einzelnen Gebilde, d. h. auch von einem menschlichen Individuum ausgesagt wird. Die Raumenge ist konjunkturell bestimmt, die Eigenkraft ist ursprünglich und natürlich auch der Aufzehrung durch das Alter oder durch übermäßige Anstrengungen unterworfen. Die einzelnen Menschen als Vertreter spiegeln unmittelbar die Eigenschaften der Großorganismen wider, wobei noch die Organstufe des Einbaues in Rechnung zu setzen ist. Das gilt sowohl für das Leben innerhalb wie auch außer-

halb der Großorganismen, so daß jeweils nachgeprüft werden muß, ob der Prüfer als zugehörig oder als außenseitig empfunden wird. Demgemäß kann treu in treulos, gutartig in bösartig usw. verwandelt werden.

Die individuellen Eigenschaften sind bis zu einem gewissen Grade beharrend. Die großorganistischen Eigenschaften wechseln jedoch mit der Herrschaft der Bezugskompositionen. Der Übertritt von einer Religionsgemeinschaft in eine andere oder von einer Staatszugehörigkeit zu einer anderen kann den Menschen weitgehend verändern, sofern er wegen persönlicher Bedeutungslosigkeit die beharrenden Eigenschaften seines Eigenlebens wenig hervortreten läßt. Schon der Wechsel der Organstufe innerhalb eines Großorganismus verändert weitgehend den Eindruck, den man von einem Menschen gewinnt. Außerdem können die Großorganismen selbst sich ändern und eine andere Einordnung in übermächtigen Großlebewesen finden. Auch dann ändern sich die eingebauten Kompositionselemente.

Daseinskämpfe, kriegerische Verwicklungen, Triumphe oder Angst, alle die vielen Erregungszustände, in denen sich ein einzelner Mensch befinden kann, können genau so gut bei Großorganismen eintreten und dann im Spiegelbild des Verhaltens der zugehörigen Menschen sichtbar werden. Darauf beruhen die generellen Urteile der Angehörigen fremder Großorganismen, die ihren Gegnern von ihrem Blickwinkel aus mit Recht Militarismus, Prahlerei oder Feigheit vorwerfen, auch wenn eine individuelle Kritik dies als sinnlos bezeichnet.

Man ersieht aus alledem, daß die Beurteilung von Menschen sehr weitgehend methodisch vorgenommen werden kann. Der Schwerpunkt der individuellen Typisierung liegt einmal in den beharrlichen Eigenschaften und weiterhin in der Kontrolle der Fähigkeit und Geneigtheit, sich in Großorganismen einbauen und entmündigen zu lassen. Diese Fähigkeit muß noch darin unterteilt werden, ob der Widerstand gegen einen

Einbau von dem Willen zum Eigenleben ausgeht, oder durch eine Schwerfälligkeit der Uniformierung bedingt wird.

Sehr eigenwillige Menschen sind zumeist wenig geeignetes Baumaterial für Großorganismen. Gelingt es, sie einzufangen, dann pflegt dies fast immer nur auf höheren Organstufen dauerhaft möglich zu sein, auf denen das Eigenleben mehr zu seinem Recht kommen kann als bei den Organen der Massenbildung. Nun darf man sich nicht vorstellen, daß der Einbau in einen Großorganismus an der individuellen Formung spurlos vorübergeht. Das unvermeidliche Aufgeben vieler eigenwilliger Entwicklungsideen hinterläßt seine Narben und erzwingt eine Art Verformung, wie sie überall bei Kompositionselementen der analogischen Arbeitshypothese vorauszusetzen ist. Stirbt nun ein Großorganismus ab und tritt ein neuer an seine Stelle, ein Vorgang, der im Wirtschaftsleben sich täglich ereignet und nur wegen der Schattenhaftigkeit der alltäglichen Großorganismen wenig beachtet wird, so muß der Mensch sich neuen Bedingungen anpassen.

Auf der Stufe massenhafter Organe ist das nicht so schwer, aber bei höheren Organen mit tiefergreifender Umformung kann eine größere Beharrlichkeit sehr bedeutsame Folgen für die charakterliche Beurteilung des betreffenden Menschen haben. Auf der Stufe von Führerpersönlichkeiten kann der Tod des Großorganismus gleichzeitig den Menschen zerbrechen, weil er sich bei seiner scharfen Ausprägung nicht mehr umzuformen vermag.

In dem Auf und Ab des Lebens der Individuen und Großorganismen gibt es keine Ruhe und keinen charakterlichen Bestand. Selbst die beharrlichen Eigenschaften des Individuums hängen von Umständen und Triebkräften und damit von ihrem Wandel ab, so daß keine Lebensanschauung und keine Ethik als wirklich zuverlässig bezeichnet werden kann.

Stützt man sich auf die Zugehörigkeit zu einem Großorganismus, der ein vergleichsweise langes Leben geführt hat und aller Wahrscheinlichkeit nach führen wird, dann hat man

die höchst erreichbare Sicherheit seiner eigenen Wesenhaftigkeit gefunden. Allerdings gibt es und kann es keinen solchen Großorganismus geben, der alle Ebenen beherrscht. Man bleibt in den meisten Teilen seines Lebensraumes immer dem Wechsel ausgesetzt.

So hat z. B. die katholische Kirche einen außerordentlich langen Bestand bewiesen. Die Zugehörigkeit zu ihr ist damit charakterlich sicherlich sehr stabilisierend. Man kann sich auch darüber hinwegsetzen, daß die Kritik der Vernunft so viele innere Widersprüche der Anschauungen und so viele rein zweckdienliche Machtmittel entdeckt, die den Gedanken an eine Absolutheit ausschalten. Es kommt weder auf den Marienkultus im Widerspruch zu Christi Lehre noch auf die Umkehrung der Liebesbotschaft, noch auf den versteckten Polytheismus an, denn der Kompositionssinn ist das wirklich Beharrende, und jede neue Religion von gleicher Fassungskraft würde sofort genau die gleiche Organfülle einer für die ratio unbegreiflichen Hierarchie im Raume der Phantasie wiederholen. Das liegt nun einmal in der Arbeitsweise unseres Denkapparates, dessen kompositorischer Reichtum den göttlichen Urtrieb beweist. Nicht das Stoffliche oder Inhaltliche, sondern das Kompositorische kann zur Offenbarung werden, und daran scheitert jede Kritik der ratio.

Doch auch die katholische Kirche ist nicht ewig oder unwandelbar. Sie muß sich nach der Entwicklung des Menschengeschlechtes richten, ohne indessen mit dem Wandel als Spiegelbild schöpferischen Geschehens ihren Offenbarungswert einzubüßen.

Das gleiche kann von allen anderen gleicherweise naturhaft ausentwickelten Weltanschauungen gesagt werden. Ihre Unvollkommenheit liegt darin, daß sie nicht alle Ebenen beherrschen und ein Nebeneinander von herrschenden Großorganismen dulden müssen.

Nur ein einziger Großorganismus hat für menschliches Begreifen einen ewigen Bestand, und das ist die Quelle aller

ethisch zuverlässigen Bestandteile großorganistischer Moral: die Allmenschlichkeit.

Leider verhindert das lebensnotwendige Eigenleben der Individuen und Großorganismen auf der langen Stufenreihe, daß man sich von der höchst dauerhaften allmenschlichen Ethik allein beherrschen lassen und ihre Moral allgültig vorschreiben kann. Die besten und bedeutendsten Moralphilosophen haben dies versucht. Aber es gibt nur wenige Menschen, die eine so hohe geistige Selbständigkeit erlangen, daß sie ihr Eigenleben unmittelbar der Ethik des Allmenschlichen unterordnen können, ohne sich der Vermittlung dazwischenliegender Großorganismen mit ihren zweckethischen Verdünnungen und eigennützigen Abwandlungen bedienen zu müssen. Es gehört eine bedeutende Seelenstärke und eine gewaltige schöpferische Gestaltungskraft dazu, gegen Familie, Heimat, Vaterland, Rasse und die herrschenden Religionen objektiv und damit geistig unabhängig zu bleiben, um sich dem äußerlich machtlosen und nur seelisch schutzfähigen Großorganismus des Menschheitsgedankens allein zu ergeben und darin eine göttliche Offenbarung zu erleben.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen ist hierfür untauglich und auf die viel gegenständlicheren und auch materiell vorteilhaften Großorganismen kampffähiger Ideengemeinschaften angewiesen, so daß die bestfundierten Lehren der Ausnahmemenschen von Plato bis heute nur wenigen zugute kommen.

Erschwerend ist es, daß auch der geläutertste Philosoph niemals den Erfolg der Selbsterziehung erreicht, sein Leben vollinhaltlich mit seiner Erkenntnis in Einklang zu bringen. Daran hindert ihn nicht allein sein Eigenleben, das er nicht gänzlich wegwerfen kann und dessen egoistische Triebe er nicht vollständig überwinden darf, solange er ein Dasein anstrebt, sondern auch seine körperliche Befangenheit in Großorganismen. Bereits eine kompositionsnahe Religion ist ein Lebensraum, in dem sich niemand dauernd aufhalten kann. Man verweilt darin,

um einen seelischen Halt zu verspüren, aber im Alltagsleben wird man bewußt oder unbewußt sündig, denn alle ethischen Gebote sind niemals total erfüllbar. Wieviel schwerer ist die Einheit bei so vielartig auslegbaren und gestaltlosen Begriffen der Menschlichkeit möglich!

Die beharrlichsten Gesetze einer Ethik finde ich auf der letzten Stufe der Großorganismen. Die Offenbarung des göttlichen Schöpfungswillens kann der Mensch auf jeder Stufe seiner kompositorischen Gebundenheit finden.

IV. Der Mensch

35.

Bewußtsein

So einfach auch die Grundbegriffe der Analogik sind, so schwierig wird eine geschlossene Darstellung durch die Fülle der Erscheinungen, die der neuen Betrachtungsweise unterworfen werden können. Deshalb sind Hilfsbezeichnungen unausbleiblich, die den Leser so lange über einen Gedankensprung hinwegtäuschen, bis die Lücke ausfüllbar wird. Die angewandten Bilder erfahren bei weiteren Überlegungen oft kleine Veränderungen oder sogar wesentliche Korrekturen, die den Anschein aufgegebener Irrtümer erwecken, aber eigentlich nur das tastende Bemühen des Autors um eine möglichst allseitige Annäherung an die geschauten und nur selten scharf formulierbaren Begriffe sichtbar machen.

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich das Mittel der Konsonanz genannt, durch das sich Ereignisse im Denkapparat als Vorstellungsstrukturen reproduzieren. Ich sprach von Erlebnissen in der Wirklichkeit, von befriedigenden Schlußfolgerungen, von Trieberscheinungen und dem Einklang mit dem Urtrieb, ohne dabei das Kriterium der Sinneswahrnehmungen durch ihr Bewußtwerden zu erwähnen. Damit muß ich eine neue Kompositionsebene einführen.

Die Frage lautet: Wodurch wird mir ein Erlebnis bewußt? Wodurch wird eine Sinneswahrnehmung oder ein Zustand fühlbar und unterscheidbar? Zweifellos handelt es sich um mannigfaltige Kontrastreize, aber die riesige Variationsbreite verlangt für alle Reizempfindungen ein einfaches Kompositionsmaterial, denn nur die größtmögliche Vereinfachung entspricht der Forderung eines Wissensbesitzes.

Unser ganzes Gefühlsleben wird durch die Grundbegriffe von angenehm und unangenehm, von Lust und Unlust in allen Abstufungen und strukturellen Vermischungen bestimmt. Lust und Unlust sind die Zügel, die unser Triebdasein im Individuellen und in Großorganismen dirigieren. Nur soweit es mir gelungen ist, Lust- und Unlustgefühle abzutöten, bin ich wirklich frei, aber ebensoweit kann ich auch nicht mehr als Lebewesen oder als lebendiger Kompositionsteil angesprochen werden.

Lust und Unlust ergänzen und erzeugen einander. Allerdings darf man sich in Anbetracht des individuellen Gedächtnisses und des Gedächtnisses der Großorganismen nicht vorstellen, daß ein zeitlich und räumlich enges Nebeneinander der kontrastbildenden Anlässe notwendig sei. Für grobe Erlebnisse mag dies im allgemeinen zutreffen, denn ich empfinde z. B. bei Befriedigung meines Durstes unmittelbar ein um so größeres Vergnügen, um so stärker ich den Mangel vorher verspürt habe. Doch die Dehnung des Gegensatzes kann so weit gehen, daß ich ein ganzes Menschenleben als vergleichsweise glücklich oder unglücklich bezeichnen darf.

Im allgemeinen halten sich Lust- und Unlustgefühle in einem Gleichgewicht um eine Mittellinie, die ihrerseits verschiebbar ist. Das Bild bleibt trotz der nützlichen Anschaulichkeit deshalb unvollkommen, weil sich auch bei den polaren Gefühlsanlässen genau die gleichen komplizierten Strukturgebilde ergeben, wie sie für alle Schöpfungen des Denkapparates charakteristisch sind.

Das Urteil glücklich oder unglücklich darf man aus diesem Grunde nicht wie bei einer Schwarz-Weißmalerei anwenden, denn die Abstufungen sind außerordentlich farbenreich. Man darf sich auch nicht von Sehnsuchtsbildern und Beweisen mangelnder Objektivität abhängig machen. So ist z. B. nicht gesagt, daß die armen Bevölkerungsteile eines Landes unglücklicher sind als die reichen, obwohl fast jeder Arme reich sein möchte und neidvoll auf die Bevorzugten blickt, und obwohl nur wenige Reiche die Phrase von der glücklicheren Bescheidenheit

und Unbelastetheit in die Tat umsetzen würden, sobald sich eine Gelegenheit hierzu bietet. Es gibt sicherlich Leute, die ein besseres Los gefunden haben als andere, wobei die Sorglosigkeit des trieberfüllenden Sattseins auch eine Rolle spielen wird. Regeln lassen sich jedoch schon deshalb nicht aufstellen, weil die wahren Triebe vielfach keineswegs den registrierten oder propagandistisch betonten Tatanlässen entsprechen.

Dem ungeheuren Kompositionsreichtum der Lust und Unlust werden überhaupt keine allgemeineren Feststellungen von Unglück, Leiden, Schmerz oder Glück, Freuden und Genuß gerecht. Man darf nicht gleich an Verirrungen denken, wenn ich behaupte, daß auch im Leid ein Lustempfinden enthalten sein kann. Häufig ist der Schmerz nur eine Begleiterscheinung einer lustvollen Trieberfüllung. Wenn sich jemand für eine große Idee opfert und ihr zuliebe die fürchterlichsten Qualen auf sich nimmt, so kann nicht geleugnet werden, daß nur ein um so größeres Glücksgefühl die anderenfalls sinnlos gewordenen Opfer rechtfertigt. Selbst das Wissen, seinem Vaterland mit dem Tod zu dienen, kennzeichnet einen Trieb, dessen Erfüllung — wenn auch nicht im landläufigen Sinne — eine Befriedigung erleben läßt, die den Preis lohnt, zumindest nach subjektiver Beurteilung.

Solange der Mensch körperlich frei ist und über sein Tun entscheiden kann, müssen alle Handlungen in Richtung einer Trieberfüllung mit dem Maßstab des Lustgefühls gemessen werden können.

Das Postulat des Urtriebes und seiner Auflösung in die Mannigfaltigkeit des kompositorischen Denkvermögens macht die Triebstruktur des Daseins begreiflich. Fühlbar wird diese Struktur erst durch Kompositionen von Lust und Unlust, die gewissermaßen die Kompositionselemente des bewußten Daseins sind oder wenigstens zu ihr in Konsonanz des Aufbausinnes stehen.

Bei den bewußt werdenden Gefühlsstrukturen ist die Unterscheidung von körperlichen und geistigen Anlässen oft sehr

schwierig, denn gerade im elementaren Triebbereich ist das geistige Ausleben als Ausgleich oft irreführend.

Der Geschlechtstrieb ist beispielsweise zweifellos zuerst körperlich verursacht. Er äußert sich in körperlicher Genußfreude, denn er soll ja den körperlichen Bestand von Großorganismen sichern, denen der Mensch als Bauteil verpflichtet ist.

Sei es nun, daß der Trieb nicht bei jedem Aufflammen befriedigt werden kann, oder sei es, daß die körperliche Befriedigung nicht der Konsonanzbeteiligung des geistigen Miterlebens genügt, jedenfalls hat der menschliche Geist den ursprünglich rein körperlichen Trieb so sublimieren können, daß man z. B. bei Literaturerzeugnissen, angefangen von pornographischen Surrogaten der Impotenz bis zu den verfeinertsten Liebesgeschichten über die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Lebensraum nicht mehr endgültig entscheiden kann. Das gilt auch für das kompositorische Surrogat des Ganzheits-Bewußtseins, das sich in Stolz, Eitelkeit, Wichtigtuerei usw. ausprägt und in einer abenteuerlichen Kitschliteratur bis zur mythologischen Idealisierung von Helden sein Resonanzmittel findet.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man alles Erleben schlechthin sowohl körperlich wie geistig verwurzelt annimmt, aber es gibt bei den rein geistigen Erfindungen der Mathematik, der Musik und mancher anderen Ausdrucksformen des unmittelbar schöpferischen Urtriebes einzelne Vorstellungsarten, die nicht ohne weiteres als körperlich veranlaßt bezeichnet werden können.

Eine erotisch reizvolle Geschichte ist dagegen sicherlich einfach ein Stimulans oder ein Ersatz der Befriedigung körperlicher Begierden; daher muß man sie trotz der literarischen Ausdrucksform dem Bereich des Körperlichen zurechnen. Zur Klärung der Abgrenzung, die den Überblick vereinfachen soll, wenn auch das Wissen um die unauflösliche Vermischtheit der Ursachen bestehen bleibt, läßt sich die Formel aufstellen, daß geistige Lustgefühle eine Trieberfüllung in Konsonanz mit dem Urtrieb begleiten und körperliche Lustgefühle dem ganzen sonstigen

Triebleben entsprechen. Wir verdeutlichen uns damit den Grundsatz, daß der Urtrieb mit seiner kompositorischen Gestaltungskraft vom Individuum erstens unmittelbar und zweitens in der Bruchstückhaftigkeit des Teildaseins zur Erfüllung von Organaufgaben in Großorganismen verspürt werden kann.

So wie ich mich als körperliches Einzelwesen harmonisch-organisch auszukomponieren suche, so tue ich dies auch geistig, z. B. bei Bildung von Vorstellungen. Der Aufbau eines harmonischen Denkgebäudes wie die Mathematik geschieht im Einklang mit dem Urtrieb, der aus vielen Teilen eine organische Einheit zu komponieren drängt. Der Konsonanzzwang ist das Mittel, durch das der Urtrieb auf die Gestaltungsmaterie einwirkt, und die im Gleichklang stehende Komposition von Lust- und Unlustgefühlen bestimmt unser Bewußtsein.

Der Urtrieb, der mich dazu zwingt, ein Kompositionsteil in einer übergeordneten Ganzheit zu werden, benutzt ebenfalls das Mittel der Konsonanz. Der gleiche Urtrieb, der mich bei Ganzheitszielen unmittelbar beeinflußt, übt den gleichen Konsonanzzwang auch auf die einzelnen Organe meiner Zusammengesetztheit aus, soweit sie ein Eigenleben haben. Vor allem ist er der Erzeuger des Eigenlebens von Großorganismen, die mich selbst als Bestandteil einzuordnen bestrebt sind. Auf diesem Umweg verwandelt sich der Ganzheitstrieb für mich in einen Ergänzungstrieb mit einem andersartigen Konsonanzzwang. Dementsprechend ist auch die begleitende Komposition der Lust- und Unlustgefühle ganz anderer Art. Sie gewährt keine Befriedigung in der eignen Ausgestaltung, sondern erst in dem Opfern persönlicher Interessen zur Vervollständigung einer übergeordneten Harmonie.

Immer ist es der Trieb zu einer harmonischen Vervollständigung, der den Urtrieb kennzeichnet. Der Unterschied der Gefühle hängt lediglich davon ab, ob man selbst sich als Ganzheit aus Teilen erlebt oder das Erlebnis der Ganzheit gewissermaßen aus zweiter Hand empfängt und dazu viele persönliche Kompositionsziele opfern muß, um mit einem großorganistischen

Teildasein eine größere und überzeugendere Harmonie durch Konsonanz zu empfinden.

Die Verschiedenartigkeit der Menschen mit ihren ungleich verteilten Lebensenergien und die Ungleichheit der vorherrschenden Großorganismen ergibt eine große Mannigfaltigkeit des Übergewichts der direkten oder abgewandelten Wirkungsform des Urtriebes. Menschen mit einem starken körperlichen oder geistigen Eigenleben werden im bevorzugten Maße danach streben, selbst ein Ganzes zu werden und in dieser Richtung eine Befriedigung zu suchen.

Andererseits sind übergeordnete Kompositionen, wie z. B. der Großorganismus eines Staates oder einer Religionsgemeinschaft bereits durch ihre Größenzunahme geeignet, eine höhere Harmonie zu erreichen, so daß die meisten Individuen durch die Übernahme von Teilaufgaben zur Vervollständigung einer umfassenderen Komposition, als sie selbst jemals schaffen könnten, ein erheblich größeres Vergnügen und eine tiefere Befriedigung finden.

Die Fähigkeit, sich eigene Kompositionen zu bilden und damit dem Urtrieb zu gehorchen, nenne ich schöpferisch und im eigentlichen Sinne geistig, auch wenn das Material stofflich ist.

Die Merkmale sind Kunstwerke aller Art, Ideenorganismen, großorganistische Zeugungen, eigene Herrschaftsbereiche und bis in die kleinsten Abwandlungen hinein das Vermögen, Vorstellungen harmonisch zu vervollständigen, d. h. Schlüsse zu ziehen.

Nicht nur der unmittelbare Urtrieb, sondern auch seine sämtlichen Erzeugnisse machen einen Konsonanzzwang fühlbar, den wir als Wahrnehmungen der Umwelt erleben. Sie sind meist disharmonisch, aber gelegentlich bei Gebilden starker Kompositionsreife appellieren sie auch an kompositorische Neigungen. Nun entscheidet es sich, ob solche Anregungen dazu dienen, die wahrgenommenen Kompositionsmotive zu übernehmen und zu eigenen Schöpfungen umzuformen, oder aber ob sie den Befehl zur Unterordnung eigener Interessen erteilen, um durch selbst-

überwindendes Mitschaffen das Bewußtsein einer kompositorischen Vollendung umfassenderer Art zu erlangen.

Große übergeordnete Kompositionen üben einen bedeutenden Reiz der Massenanziehung aus. In der Physik ist man gewohnt, die Anziehungskraft einfach proportional dem rein akkumulativen Massenbegriff anzunehmen, aber das ist offenbar nur sehr oberflächlich gedacht. Es kommt darauf an, daß die Masse eine gewachsene organische Ganzheit vorstellt, denn nur das kompositorische Gewinnverlangen bzw. Ergänzungsbestreben kann die Massenanziehung erklären, die dann allerdings mit der Größe zunimmt.

So haben die Schwerkraft auf der Erde, Bahnabweichungen der Gestirne und die Ablenkung der Lichtstrahlen mannigfaltige physikalische Theorien einander folgen lassen, die der Systematisierung von Anziehungskräften der Massen dienen. Immer handelt es sich jedoch dabei um Beispiele eines sehr ausgeprägten Kompositionswillens.

Unabhängig davon befinden sich in unserer astronomischen Vorstellungswelt riesige Dunkelwolken, die als Ansammlungen ungeordneter Materie gedeutet werden. Nach der abschätzbaren Zahl ihrer elementaren Bestandteile müßten sie gewaltige Massen darstellen, obwohl bereits ihre geringe Dichte der Annahme einer Massenanziehung widerspricht. Man kann sie ohne weiteres mit einem regellosen Haufen zueinander völlig beziehungsloser Menschen vergleichen, der mangels einer Kompositionsidee niemanden dazu verführt, sich mit einer Organaufgabe anzuschließen und harmonisch einzufügen.

Nehmen wir an, daß in dieser Häufung nur einige wenige Elementarbestandteile oder Menschen von der Idee einer aufeinander beziehbaren Bewegung oder einer gemeinsamen Ausrichtung ergriffen werden, wie dies bei einer Anrempelei mit einem Verhaftetbleiben der Fall sein kann, so wird sofort eine Konsonanzwirkung auf die Umgebung übertragen werden und zu einer Stellungnahme mit anteiliger oder oppositioneller Neigung veranlassen.

Der Kristallisationspunkt mag noch so winzig sein, er kann dennoch einen sehr großen Raum in Mitleidenschaft ziehen und zur Entstehung eines gewaltigen Organismus führen. Alle Elementarbestandteile und alle Menschen erfahren unter bestimmten Voraussetzungen erst durch Aufgehen in eine umfassendere Ordnung eine größere Erfüllung ihres Daseinssinnes. Ein isoliertes individuelles Wesen ist kompositorisch stets unbefriedigt, denn die das Dasein bedingenden Spannungen und Triebkräfte können nie in sich selbst allein Genüge und Ausgleich finden.

Das neue Massenlebewesen wird sowohl in den Dunkelwolken wie in der verstreuten Menschheit soviel Kompositionsmaterial einzubauen suchen, als die im statu nascendi zusammengetragenen Kräfte der Kompositionsidee ermöglichen und soweit verfügbare Bestandteile in der hierdurch abgegrenzten Umgebung vorhanden sind. Von außen her gesehen, ergibt sich gewissermaßen ein Ringnebel mit einem Zentralgestirn. Der verhältnismäßig leere Raum zwischen dem Organismus des Mittelpunktes und der umgebenden Wolke kennzeichnet den Materialverbrauch der neuen Komposition, deren Energiegehalt danach bestimmt wird, wie weit die einbezogenen Elemente ihr Eigenleben aufgeben und die somit freiwerdenden Kräfte dem gemeinsamen Bestreben zuwandern.

Allmählich ist die neue Kompositionsidee in ihrer Selbständigkeit so weit gefestigt, daß sie sich vorzugsweise innerorganisch weiterentwickelt, vor allem wenn das begrenzt erreichbare Material zu Sparsamkeit mahnt. Deshalb darf man nicht allein mit dem Konsonanzbestreben zur Gewinnung von ergänzenden Teilen rechnen, sondern im erhöhten Maße mit der Ganzheitskonsonanz des Gestaltungswillens. Darin liegt der Sinn des oppostionellen Verhaltens fernerstehenden Materials, das bei geringfügigsten Ruhestörungen seinerseits zu analogen Kompositionen angeregt wird.

So kann es geschehen, daß schließlich ein Großteil des regellosen Haufens sich in gesetzmäßig gestaltete Gruppen aufteilt

und eine Kosmogonie bildet, in der die Konflikte der Ganzdaseins- und Teildaseinskräfte ein spannungsreiches inneres Leben erwecken.

Ob es sich so bei der Entstehung von Gestirnwelten aus regellosen Materialanhäufungen verhält und damit die Entstehung von Ringnebeln, Kugelsternhaufen, Sonnensystemen usw. anschaulich gemacht werden kann, mögen die Astrophysiker zu ihrer Zeit entscheiden. Jedenfalls sind die vielen Übergangsformen extragalaktischer Nebel von der linsenförmig zentralen Verdichtung bis zur Auflösung des Materialringes in zwei Spiralarme durchaus dem Kompositionssinn vergleichbar, der die Menschenmengen aus einer beziehungslosen Ruhe in einen Strudel des Geschehens reißen kann, und zwar bei einem oft denkbar geringfügigen und schnell vergessenen Anlaß und ohne eine vorher sichtbare Spannungshilfe.

Wenn man von Masse im Zusammenhang mit einer Massenanziehung spricht, darf man nicht an innerlich beziehungslose Materialanhäufungen denken, sondern man muß irgendeine Gestaltung als Spur eines Kompositionssinnes voraussetzen, ohne den jede Konsonanzerscheinung sinnlos wäre.

Die Abschweifung in ein sicherlich von Fachgelehrten energisch verteidigtes Spezialgebiet bezweckt lediglich eine Beispielgebung der Strukturgleichheit von Vorgängen sehr verschiedenartiger Betrachtungsebenen, auf denen sich überall die doppelsinnige Konsonanz auswirkt.

Die am meisten entwickelten Organismen zeigen eine größere Anziehungskraft und damit gelegentlich eine wirksamere Herrschaft als stofflich wesentlich größere Organismen, die noch in dem Anfangszustand eines losen Zusammenhanges aller Teilorganismen beharren. Selbstverständlich zeigen die vorherrschenden Großorganismen gegenüber kleineren Gebilden gleicher Art wiederum nur deshalb eine gesteigerte Anziehung, weil sie vermöge ihres vollständigeren Materialreichtums ein vollkommeneres Kompositionsmodell darstellen. Der Staatsegoismus hat den Vorrang vor dem Familienegoismus, weil er größer

und kompositionsreicher ist. Der Menschheitsgedanke ist dagegen wirkungsschwächer und seine Anziehungskraft ist geringer, obwohl er weit mehr Masse besitzt als der Staatsgedanke, und zwar nur weil er noch wenig durchorganisiert ist.

Die allgemeine Tendenz ergibt, daß sich jedes Gebilde im Laufe seiner — mit dem einzelnen Menschen verglichen möglicherweise sehr langen — Entwicklungszeiten auszureifen und organisch zu vertiefen sucht, so daß sich daraus eine einfache Erklärung für die periodische Zunahme der Größenordnung aller nacheinander zur Herrschaft kommenden Gebilde ableiten läßt.

Das Schwergewicht der großorganistischen Eingebundenheit des Menschen liegt in jeder abgrenzbaren Lebensepoche auf einer anderen Stufe. Anfänglich befindet es sich in den kleinen Gebilden der Familie, Sippe und engeren Heimat, bis allmählich eine Verlagerung auf immer umfassendere Vorstellungen erfolgt. Damit treten Volksbegriffe, Nationen, Staaten und Staatsgemeinschaften in den Vorrang. Die Tendenz läßt sich überall verfolgen, in der Politik, in der Wirtschaft, in Weltanschauungen und sehr wahrscheinlich auch im Kosmos.

Die gleiche Übereinstimmung wie hinsichtlich der Wachstumstendenz besteht anscheinend bei allen Massengebilden auch darin, daß ihre Bewegungsenergien lediglich durch Abgabe von Kräften aus dem individuellen Vorrat ihrer Bestandteile gewonnen und niemals von außen herangetragen werden. Das trifft für Massenmenschen ebenso zu wie für astronomische Körper, die mit Hilfe einer stofflichen Ausrichtung atomare Kräfte mobilisieren und verbrauchen.

Der Konsonanzzwang sowohl in der eigenschöpferischen Richtung wie auch in der Bindung durch Organaufgaben würde dem Menschen gar nicht zum Bewußtsein kommen, wenn er nicht durch eine Komposition von Lust- und Unlustgefühlen wahrnehmbar würde. Der Unterschied des Menschen zu Tieren und Großorganismen, also zu seinen Nachbargeschöpfen, besteht in erster Linie in seinem konsonanzdeutlicheren Bewußt-

sein. Danach muß man annehmen, daß der Mensch ein Höchstmaß von Lust- und Unlustgefühlen verspüren kann, und daß alle anderen Lebewesen sowohl an Intensität wie auch an kompositorischem Gestaltungsvermögen hierin eine auffällige Verminderung zeigen.

Ich glaube, daß es heute einer allgemeinen Meinung entspricht, wenn man mit einem groben Maßstab geistig hochstehenden Menschen eine größere Empfindlichkeit zuspricht als weniger intelligenten Artgenossen. Ganz unbestreitbar scheint die Tatsache zu sein, daß die Tiere nicht nur eine stark verminderte Schmerzempfindlichkeit, sondern auch eine entsprechend geringere Fähigkeit zu freudigen Erregungen besitzen. Das trifft sicherlich um so mehr zu, je weiter man auf den Stufen des Tierreiches abwärts steigt. Es ist nun einmal das Vorrecht des Menschen, den Schmerz in seiner eindringlichsten Form ertragen zu müssen, während niedere Tierarten nahezu vollständig schmerzunempfindlich genannt werden können.

Gleichlautend spricht man bei bautechnischen und ähnlichen selbständigen Leistungen tierischer Großorganismen — bei tierischen Individuen sind schöpferische Leistungen sogar auf den obersten Stufen nur sehr begrenzt denkbar — nur deshalb von Instinkthandlungen, weil nach allen Beobachtungen die Anzeichen der Freude oder des Schmerzes fehlen und danach offenbar kein Bewußtsein für den Einklang mit dem kompositorischen Urtrieb besteht. Tiere wissen sozusagen nicht, was sie tun, und die Andersartigkeit des Menschen ist ausschließlich eine Sache des Bewußtseins, durch das einzelne Vorgänge aus dem Bereich der Instinkte herausgehoben und durch den Verstand ergänzt werden können. Auch der Verstand ist nur ein Spezialphänomen des Instinktes.

Die schöpferischen Taten eines Menschen können mit dem gleichen Recht Instinkthandlungen genannt werden wie die sinnvolle Zusammenarbeit eines Bienenorganismus. Bei dem Menschen kommt lediglich das registrierende Bewußtsein hinzu, das die Möglichkeit zur Bereinigung des Geschaffenen mit

Mitteln des Verstandes bietet. Man muß sich daran erinnern, daß schöpferische Leistungen niemals mit Bewußtsein geschaffen und durch den kritischen Verstand höchstens bereinigt werden können, denn sie stammen aus dem unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen. Man verspürt das Geschehnis lediglich an einer Komposition aus Vergnügen oder Mißvergnügen mit allen Abwandlungen, die für unsere Vorstellungswelt und ihr Streben nach Strukturgleichklang charakteristisch sind.

Auch auf der anderen Seite der Lebensreihe kann allem Anschein nach eine Abstufung der Empfindlichkeit angenommen werden.

Das Sprichwort „Geteiltes Leid ist halbes Leid" deutet auf eine Gefühlsverminderung bei großorganistischen Bindungen hin. Ein Leid, wie es manchmal nicht grauenhafter und unerträglicher für den einzelnen vorgestellt werden kann, wird offensichtlich gemildert, sobald es — z. B. bei Kriegsereignissen — eine größere Anzahl von Menschen gleichartig oder ähnlich betrifft, die sich großorganistisch als eine Leidensgemeinschaft fühlen. Bei umfassenden Katastrophen tritt für jeden einzelnen Beteiligten eine Abstumpfung ein, die maßstäblich der Größe der Gemeinschaften den Abstieg auf den Stufen der Lebensreihe kennzeichnet.

Man sagt allerdings auch, daß gemeinsame Freude eine doppelte Freude anregt, aber darin liegt eine Verwechslung der aktuellen Ursachen mit dem Vergnügen des massenpsychologischen Zugehörigkeitsgefühls, das bei jeder Erregung bewußt wird, die harmonischen Gefühle verstärkt und den Schmerz vermindert.

Die Übereinstimmung der Abstufung des Bewußtseins mit der Graduierung der Intensitätsspanne von Lust- und Unlustgefühlen ist so eindeutig, daß darin die aprioristisch gewonnene Überzeugung der Identität eine starke Stütze findet. Es bleibt nun noch die Forderung nach einer Erklärung bestehen, wodurch nun eigentlich Lust- und Unlustgefühle entstehen, die

uns das konsonanzbereite Material zur Komposition der Bewußtseinsstruktur liefern. Darüber im nächsten Kapitel.

Bei unbewußten Handlungen frage ich nicht danach, ob sie Lust oder Schmerz nach sich ziehen. Sobald ich jedoch eine bewußte Entscheidung treffen kann, richte ich mich ausschließlich nach Erfahrungen, die mir durch Lust- oder Unlustgefühle bewußt geworden sind. Solche Erfahrungen, die ich vom Anbeginn meines Daseins sammle, können oft wieder aus dem gegenwärtigen Bewußtsein verschwunden sein, so daß ich sie gänzlich verliere. Sie können sich jedoch auch in einem Unterbewußtsein ablagern und als Instinkt zur Geltung kommen. Es wäre falsch, sie mit dem Regiment des Unbewußten zu verwechseln.

Umfassend kann man sagen, daß alle Handlungen, die der Mensch im Bewußtsein seiner Entscheidungsbefugnis unternimmt — schöpferische Handlungen kommen hierbei nicht in Frage, sondern nur taktische oder kritische — ausschließlich von Genußsucht im umfassenden Sinne bestimmt werden. Diese Formel ist allgemeingültig und schließt auch alle Opferwilligkeit zur Erfüllung von Organaufgaben in Großorganismen ein.

Wenn ein Soldat freiwillig oder zumindest mit geglaubt freier Wahl Schmerz und Tod auf sich nimmt, dann tut er dies entweder aus kämpferischer Triebhaftigkeit oder zur Vermeidung des noch größeren Schmerzes eines Verlustes ideeller Vorstellungen. Beide Tätigkeitsanlässe können einer Gefühlskomposition zugerechnet werden. Die Natur hat es so eingerichtet, daß alle ideellen Vorstellungen als Machtbeweise von Großorganismen eine Abstumpfung sowohl des Bewußtseins wie auch des Lebenswillens und der Schmerzempfindung in individueller Hinsicht bedingen. Wirklich tragisch ist die Situation eines einzelnen Soldaten, der im Frieden nur aus Eitelkeit oder Tradition den Beruf eines Soldaten ergriff, oder dessen geistige Unabhängigkeit eine Entmündigung durch den herrschenden Großorganismus verhindert hat, und der deshalb auf dem Schlachtfeld ein klares Bewußtsein seines individuell

sinnlosen Schicksals besitzt. Wenn ein solcher Mann sich nicht feige zur Flucht wendet, sondern seine soldatische Pflicht erfüllt, dann bietet er immer noch keinen Gegenbeweis für die allgemeine Behauptung des natürlichen Tätigkeitsentschlusses durch Abwägen von Vorteilen und Nachteilen, d. h. von angenehm und unangenehm, sondern er ist das Opfer einer Gefühlskomposition, die mit den Begriffen Stilverlust, Scham, Angst vor Nachrede usw. eine größere Macht ausüben kann als die elementare Furcht.

Irgendeine Trieberfüllung muß immer angenommen werden, und seien es nur Geltungssucht, Ehrgeiz, Eitelkeit oder Furcht. Das bedingt auch für den Verstand stets ein Abwägen der nach Lust- und Unlusterfahrungen abgestimmten Neigungen.

Die einen Menschen fühlen sich am wohlsten in der geistigen oder auch körperlichen Geborgenheit von Großorganismen, und die anderen suchen vorzugsweise die Selbständigkeit des Auslebens im unmittelbaren Einklang mit dem Urtrieb. Es wäre hoffnungslos, die darin enthaltene große Mannigfaltigkeit schablonenhaft einzuengen und nach eigenen Neigungen den Auslebensraum eines normalen Menschen zu standardisieren. Wie alle utopischen Ideenorganismen würde der Versuch einer Gemeinschaftsbildung durch — zumeist materiell gedachte — Glücksvorschriften, unter denen heute die ganze Soziologie leidet, zu eruptiven Durchbrüchen des Lebens führen und alle theoretischen Erstarrungen zerstören, sofern nicht vorher der Erstickungstod eintritt oder die Lebenskeime in einem bewußtseinsschwachen Schlaf versenkt werden.

Nicht für alle Menschengruppen lassen sich Lebensordnungen gleichmäßig aufstellen, und das liegt an der Unterschiedlichkeit der Genußziele, die wohl eingeschränkt, aber niemals einseitig versperrt oder bis zur Vernichtung unterdrückt werden dürfen.

Lust- und Unlustgefühle sind nur Kompositionselemente des Bewußtseins. Die Erklärung ihrer Entstehungs- und Wirkungsweise ergibt sich unmittelbar aus der Hypothese des Denkapparates.

36.

Genuß

Bei den meisten körperlichen Trieben wie Hunger, Durst, geschlechtliche Liebe usw. ist es sinnfällig, daß ihre Erfüllung einen Genuß ergibt. Er kann als Ausgleich eines Spannungszustandes verständlich sein, z. B. als Abstellung eines Schmerzes. Schwieriger ist bereits der Versuch, eine befriedigende Deutung für die Transformation körperlicher Unzulänglichkeiten in eine bewußte Schmerzempfindung zu finden. Der Schmerz muß stets bewußt sein, sonst ist er kein Schmerz. Doch das Verhalten der Menschen und Tiere ist bei den gleichen Schmerz verursachenden Geschehnissen und Zuständen so unterschiedlich, daß der wechselnde Umfang des kompositorischen Bewußtseins die Rätselhaftigkeit der Zusammenhänge nicht vermindert.

Der Schmerz ist etwas durchaus Unwirkliches. Man könnte spöttisch fragen, ob nicht alle philosophische Abstraktionskraft vor der Realität eines starken Zahnschmerzes seine Ohnmacht zugeben müsse, aber das ist eine unvollkommene Entgegnung, denn es bleibt immer nur die Intensität der Bewußtseinsbeeinflussung maßgebend. Jeder hat es schon an sich selbst erlebt, daß ein überaus erregendes seelisches Erlebnis einen starken physischen Schmerz vergessen lassen kann, ohne daß dabei irgendwelche künstliche Mittel zur Unempfindlichmachung der Nerven zur Anwendung gebracht wurden. Sobald ich das Bewußtsein verdränge, fallen alle Lust- und Unlustgefühle fort und damit auch der körperliche Schmerz. Ich brauche mich deshalb gar nicht mit physiologischen Untersuchungen für eine Erklärung aufzuhalten.

Die Vermeidung von Fehlassoziationen wird leichter, wenn ich mich zuerst auf seelische Freuden und Schmerzen beschränke, um die Art der kompositorischen Konsonanz zwischen der Gefühlswelt des Bewußtseins und ihren Ursachen in der Wirklichkeit zu veranschaulichen.

In der Unbekümmertheit meines bewußten Daseins werden alle Ereignisse und Handlungen durch Kompositionen von Angenehm und Unangenehm dargestellt und real empfunden, ohne daß ich normalerweise darüber nachdenke, ob alle Wesenhaftigkeiten sich durch Strukturen unterscheiden. Nur mit Hilfe eines umständlichen Indizienbeweises bin ich zu der Arbeitshypothese des Denkapparates mit allen ihren Folgerungen gekommen, damit ich mein naives Bewußtsein mit einem nützlichen Wissen verfeinern kann. Damit möchte ich zeigen, daß mein spontanes Bewußtseinsempfinden ohne Kontrolle der transformatorischen Geschehnisse entsteht, und daß ich mit den Kompositionselementen des Gefühls auszukommen habe, wenn ich mit der Wirklichkeit korrespondiere. Die analogische Arbeitshypothese ist genau so ein Ideenorganismus wie die Mathematik und alle anderen Denkgebäude des Menschen, die im wesentlichen ihr Eigenleben außerhalb der Wirklichkeit führen. Nur daß ich eben mit der Analogik einige Gesetze des Lebens aufgestellt zu haben hoffe, die über den Bereich des mathematischen Denkens hinausreichen.

Nun kann der besondere Fall eintreten, daß eine theoretische Behauptung mit einem Erlebnis der Wirklichkeit übereinstimmt. Diese Übereinstimmung nennen wir deshalb eine „befriedigende“ Problemlösung, weil sie mit einem freudigen Gefühl verbunden ist. Darin finden wir den Ausgangspunkt für alle weiteren Überlegungen. Jedenfalls ist es mir selbst so ergangen, als ich auf Grund derartiger Erlebnisse die Hypothese entwickeln konnte und mit immer weiteren Beobachtungen in Übereinstimmung fand.

Mein Denkapparat beweist nur deshalb persönliche Eigenschaften, die im Begriff Arbeitsweise zusammengefaßt sind,

weil er bestimmte Neigungen hat. Seine oberste und wichtigste Neigung ergibt sich aus dem Einklangsbestreben mit dem schöpferischen Urtrieb, der im Falle größter Unbehindertheit harmonisch-organische Vorstellungsgebilde zum Leben erweckt.

Nehme ich an, daß diese Kompositionsneigung sehr stark ist und daß weiterhin sich spezielle Erlebnisse darbieten, die dieser Kompositionsneigung entsprechen, und bei denen gewissermaßen eine kompositorische Vorarbeit geleistet wurde, dann wird sicherlich der Denkapparat bei der Bildung einer konsonanten Vorstellung leichtere Arbeit haben. Er wird besonders willfährig sein, ein gedankliches Gebilde zu schaffen, das mit seinen Neigungen mehr oder weniger eindeutig übereinstimmt.

Fraglos benötigt der Denkapparat einen nicht geringen Arbeitsaufwand, um die ununterbrochene Folge von Sinneseindrücken durch Schaffung strukturgleicher Denkgebilde in Vorstellungen zu verwandeln. Das ganze Leben wird durch einen andauernden Kräfteverbrauch gekennzeichnet. Oft sind die Sinneseindrücke bruchstückhaft und disharmonisch, oft sind sie ungewohnt oder so fremdartig, daß ihr Erfassen das Maß der vorhandenen Kräfte übersteigt, wie aus Ermüdungserscheinungen, Unvollständigkeiten und dem Alterstod hervorgeht.

Deshalb ist es einleuchtend, daß alle diejenigen sinnlichen Erlebnisse, die den nachweisbaren kompositorischen Neigungen des Denkapparates entgegenkommen und so geartet sind, daß sie eine erhöhte Willfährigkeit der Vorstellungselemente zur Bildung von konsonanten Strukturen vorfinden, schneller und leichter reproduziert werden und sich damit aus der übrigen Tätigkeit des Denkapparates vorteilhaft herausheben.

Schon früher wurde gesagt, daß die Gedächtniskraft des Denkapparates auf diese Weise erklärt werden muß. Die persönlichen Neigungen, die durch Anlage oder Gewohnheit entstanden sein mögen, bedingen eine Voreingenommenheit und sind die Ursachen vieler Irrtümer, denn sie verbilden mehr oder weniger alle Sinneseindrücke, die durch Ähnlichkeiten dazu verführen.

Jedenfalls können wir mit Sicherheit annehmen, daß es Vorstellungen gibt, die leicht zu bilden sind, und andere Reproduktionsaufgaben, die besonders bei einem Bemühen um Genauigkeit eine erhöhte Anstrengung verlangen. Daraus kann man die einfache Schlußfolgerung ziehen, daß im ersteren Falle die Arbeitserleichterung sich in der Gefühlskomposition des Bewußtsein als angenehm widerspiegelt, und daß im zweiten Fall der Mehraufwand als lästig oder sogar peinigend empfunden wird.

Das ganze Gefühlsleben muß tatsächlich auf die Mannigfaltigkeit der Anpassung von Erlebnissen an die Neigungen meines Denkapparates abgestimmt sein, wobei auch hier wieder eine Art Eigenleben des Bewußtseins als abwandelnde Wirkung in Rechnung zu stellen ist. Die Genußempfindung ist ein Maß für die Arbeitserleichterung der Vorstellungsbildung. Wie in der Diatik kann ich aus dem kompositorischen „Etwas" und dem zeiträumlichen Fehlen des „Etwas" ein Strukturgebäude errichten, das mit der Wesenheit seines Struktursinnes eine praktisch unbegrenzte Mannigfaltigkeit gestattet.

Bei einer besonderen Sachlage ist es denkbar, daß ich in dem Bewußtsein einer sehr gefestigten harmonischen Komposition lebe, die unmittelbar mein Daseinsgefühl bestimmt. Das kann die Harmonie meines Körpers sein, und das gleiche ist bei harmonischen Gemeinschaftsbindungen vorstellbar, angefangen von einer Liebesgemeinschaft als harmonische Trieberfüllung bis zu der beruhigenden Sicherheit einer kompositorischen Eingliederung in eine Landschaft, in ein Volk, in einen Friedensbegriff der Menschheit usw.

Tritt nun ein Ereignis ein, das eine solche Harmonie und alle innere Ausgeglichenheit zerstört oder auch nur verletzt, so daß die Unhaltbarkeit des gewohnten Daseinsgefühls oder einer geliebten Vorstellung unabweisbar wird, dann muß dies einen mehr oder weniger erheblichen Schmerz verursachen. Die Komposition verlangt für ihre Erhaltung oder Wiederherstellung plötzlich einen außerordentlichen Arbeitsaufwand bis an die

Grenze des Tragbaren. Der Denkapparat leidet unter einem scharfen Konflikt seiner Neigungen und unter dem Verlust eines vordem zuverlässig und noch immer seinswichtig empfundenen Kompositionsbestandes. Das kann sicherlich nicht ohne eine Konsonanz im Bewußtsein stattfinden, die sich als Schmerzempfindung äußert.

Physiologische Vermittlungseinrichtungen, wie das Schmerznervensystem, die ich durch Anästhetica ausschalten kann, sind belanglos, denn wir sprechen ja von der Brücke zwischen Sinneseindrücken und bewußten Empfindungen, die allein durch Konsonanz zweier Struktursysteme erklärbar ist.

Gewohnheitsmäßig unterscheiden wir zwischen körperlichen und seelischen Schmerzen, wobei wir zwar die letzteren vorbehaltlos der kompositorischen Phantasie zuweisen, aber die ersteren mit großer Bestimmtheit real nennen möchten. Ebenso ergeht es uns aber mit sämtlichen real gedachten Erlebnissen, denn darin zeichnet sich das Bewußtsein des Körperlichen aus, daß wir alle stofflich bindenden Kompositionen für wirklicher halten als geistige Beziehungen, obgleich beide Formen stets ineinander verwurzelt und ausschließlich Erzeugnisse des Denkapparates sind.

Da unsere Eigenkomposition zuerst körperlich bewußt wird, bilden sich auch alle sie betreffenden übermäßigen Anspannungen als Schmerzen auf einer körperlichen Projektionsfläche ab. Das eigentliche geistige Ich ist schmerzlos, denn es stellt keine zerstörbare Harmonie dar, sondern ein Produktionszentrum, das nicht durch das Bewußtsein reproduzierbar ist und infolgedessen jenseits aller Gefühlskompositionen bleibt. Jedes erkennbare geistige Geltungsbedürfnis, das ein Eigenleben unkörperlicher Art auf der Flucht aus räumlicher Enge erklärt, bezieht sich in allen gewonnenen Gestaltungen nur auf die Rolle, die das Individuum in einer Gemeinschaft, also als Organteil in einem Großorganismus zu spielen bestrebt ist. Daher gehören die Schmerzen der verletzten Eitelkeit, des gestörten

Selbstbewußtseins und aller sonstigen Formen geistiger Eigensucht in das großorganistische Gebiet des Seelischen.

In der körperlichen Harmonie verursachen keineswegs sämtliche Verletzungen und Bedrohungen eine Schmerzempfindung, so daß die Frage berechtigt ist, welche Begründung die Einseitigkeit hat. Der Mediziner würde antworten, daß der Schmerz eine Signaleinrichtung der Natur sei, sobald für bestimmte Fälle das Bewußtsein zur Abhilfe eines drohenden Schadens benötigt wird.

Auch dies wäre nur eine Kompositionsaufgabe, die den Schmerz auf solche Verletzungen beschränkt, bei denen der Verstand tatsächlich für Abhilfe sorgen könnte. Damit ließe sich ansagen, daß manche lebenswichtigen Organe im Inneren des Körpers keine Schmerzempfindung auslösen können, weil sie für Abwehrmittel des Verstandes unerreichbar sind. Auf gleiche Weise ließe sich auch begründen, daß die prämortalen Euphorien alle Schmerzen versinken lassen, da Signale bei der Unvermeidbarkeit des Todes keinen Zweck mehr haben.

Die Einfachheit der Formel kann sich in unserem harmonisch ungelösten Dasein nicht lückenlos bestätigen lassen. Brauchbarer scheint die analogische Annahme zu sein, daß Schmerzempfindungen erst aufhören, wenn sich die triebhafte Kraftanspannung zur Erhaltung der Komposition vermindert. Damit würde man es erklärlich finden, daß der Schmerz manchen Todgeweihten bis fast an die Schwelle der Auflösung begleitet. Andererseits darf man vielleicht die Vermutung aussprechen, daß in der Medizin der Zukunft alle Fälle mit dem Nachweis starker Schmerzen das Vorhandensein von Kräften zur Überwindung einer Disharmonie beweisen, und daß die hierin angedeutete Möglichkeit eines Heilerfolges zu einer speziellen Forschung verpflichtet.

Eine genauere Kritik der Gesamtheit körperlicher Schmerzerscheinungen nach dem Gesichtspunkt der reinen Zweckmäßigkeit deckt so viele Folgeunrichtigkeiten auf, daß ich es lieber den medizinischen Fachwissenschaftlern überlasse, den kompo-

sitorischen Sinn der Reichweite und Arbeitsweise des Schmerznervensystems in der körperlichen Harmonie zu ermitteln.

Der Kompositionsmechanismus des Denkapparates herrscht gleichzeitig auf zahlreichen Ebenen, und der harmonische Erfüllungszwang auf der einen Seite kann gelegentlich sogar eine Umkehrung des Sinnes auf einer anderen Seite der sich überschneidenden Ebenen bedingen. Es ist anzunehmen, daß die in dem Schmerzbereich einbegriffenen Organe des Körpers nicht nur nach individueller Wichtigkeit, sondern auch nach dem Maßstab großorganistischer Lebenserhaltung zu sichten sind, um den erzieherischen Sinn des Schmerzes als Symptom einer konzentrierten Kraftanspannung auf den Organzusammenhang auszudehnen, den wir seelisch zu nennen pflegen.

Der Verlust der Geliebten, der Kinder oder Eltern bedroht zugleich den werdenden oder seienden Organismus der Familie und verursacht gemäß der Stärke der seelischen Bindung einen entsprechenden Schmerz. Auch hierbei deutet eine Schmerzmilderung die Bewußtseinsminderung bei einer Einordnung in umfassendere Großorganismen an, sobald die Schmerzursache in dem entsprechenden Bezugssystem zu suchen ist.

Die Ertragbarkeit körperlicher Schmerzen, z. B. bei Kriegsverletzungen ist durchschnittlich größer, wenn sie massenhaft vorkommen. Der Verlust von mehreren geliebten Familienmitgliedern, der in vielen krassen Fällen einen Menschen normalerweise zerbrechen würde, kann bei nationalen Katastrophen mit einer erstaunlichen Kraft überwunden werden und sogar zur Erhöhung des Geltungsbewußtseins führen.

Dagegen läßt es sich an Erfahrungen nachweisen, daß schwere Einbußen großorganistischer Art, Verkümmerung oder Verlust des Vaterlandes, Zerbrechen eines religiösen Glaubens, Zweifel an einer ethischen Basis des Menschengeschlechts oder überhaupt das Aufhören gewohnter großorganistischer Zusammenhänge mit nachfolgender Raumleere und unbeschränkter persönlicher Freiheit gelegentlich derartig schmerzhaft sind, daß der individuelle Lebenswille erlischt, obwohl für den einzelnen

Menschen eher eine stärkere Entwicklung erwartet werden sollte. Die psychologischen Vorbedingungen therapeutischer Erfolge sind fast immer in einer befriedigenden großorganistischen Einordnung zu suchen.

Die Realität dieser seelischen Schmerzen ist nicht geringer als die oft spöttisch gegen eine philosophische Gelassenheit vorgebrachten Zahnschmerzen.

Lustgefühle sind eigentlich negativen Ursprungs, d. h. sie entstehen, wenn ein von außen her erfolgter Konsonanzanspruch gleichgerichtete Kompositionsneigungen des Denkapparates vorfindet und mit dieser Trieberfüllung eine Arbeitserleichterung verspürbar wird. Unlustgefühle entstehen, wenn der Konsonanzzwang an keine vorhandene Kompositionsneigung anknüpfen kann oder sogar eine Umformung der Initialbaustücke verlangt, was mit einer erhöhten Anstrengung verbunden ist. Schmerz wird dadurch hervorgerufen, daß äußere Einwirkungen, und sei es auch nur durch einen Konsonanzzwang, solche Kompositionen oder Teilkompositionen verletzen oder zerstören, die zum Bestand des Individuums als Ganzheit (körperlich) oder zur Erhaltung des Aufgabenkreises in Großorganismen (körperlich und seelisch) wichtig sind. Man kann dabei von einem Aufpeitschen der Abwehrkräfte oder einer qualvollen Überanstrengung sprechen.

Die Formel ist jedoch nur anwendbar, wenn man sie mit allen Variationen, Vermischungen und Umkehrungen richtig auslegt.

Die körperliche Ganzheit aller einzelnen Menschen ist, der Eindeutigkeit des Kompositionszieles entsprechend, nahezu einheitlich, denn es läßt sich das menschliche Bild einer vollkommenen körperlichen Ganzheit von gewissermaßen normaler Gesundheit zusammenstellen, zu der alle Erscheinungsformen der Wirklichkeit in einem Verhältnis größerer oder geringerer Annäherung stehen. Danach sind die hierfür zuständigen Gefühlskompositionen ziemlich gleichförmig. Eine Verständigung

über Lust-, Unlust- und Schmerzanlässe ist verhältnismäßig leicht. Alle Variationen sind nur Unterschiede der Erreichbarkeit des Vorbildes.

Sobald sich die körperliche Ganzheit den Umweltbedingungen anpassen muß und dadurch Abwandlungen erfährt, handelt es sich bereits um die Einbeziehung des Menschen in umfassendere Kompositionen, die eine Fülle weiterer Variationen bedingt. Die größte Mannigfaltigkeit entsteht durch die unterschiedlichen Organaufgaben, mit denen die einzelnen Menschen als Kompositionselemente in Großorganismen eingebaut werden. Daraus erklären sich die vielen Abstufungen menschlicher Empfindlichkeit, und zwar nicht nur im seelischen Bereich, sondern rückwirkend auch im körperlichen, so daß eine Verständigung hierüber sehr erschwert wird.

Menschen, die in maßgebenden Großorganismen die Rolle von Nerven spielen, werden auch persönlich ein leicht reizbares Nervensystem haben und hinsichtlich Lust, Unlust und Schmerz überempfindlich sein. Menschen, die in Großorganismen die Aufgabe von körperlichen Abwehr- oder Angriffsorganen übernehmen, werden die dabei unvermeidlichen Verletzungen mit der soldatischen Tugend der Selbstbeherrschung leichter ertragen. Ihre disziplinierte Art wäre bei den Nervenorganen eines Großorganismus zweckwidrig. Mut, Abgehärtetsein, rasche Entschlußfähigkeit, Haltung und alle stilgleichen Worte der Anerkennung gelten keineswegs für Menschen schlechthin, sondern nur für bestimmte Organaufgaben, während für andere — Künstler, Wissenschaftler, Sozialpolitiker, dienende Kräfte usw. — geradezu das Gegenteil sinnvoll sein kann. Damit wechseln auch die seelischen Lust-, Unlust- und Schmerzempfindungen mit allen Neben- und Nachwirkungen auf das körperliche Existenzbewußtsein. Ein tabellarische Erfassung vor allem der körperlichen Zonen verschiedener Schmerzempfindlichkeit bei verschiedenen Menschen müßte manche charakterlich neuartigen Aufschlüsse geben, da damit nicht nur die individuelle Aus-

entwicklung bestimmt werden könnte, sondern vor allem auch die großorganistische Einstufung.

Zusammenfassend möchte ich die Theorie nochmals formulieren: die kompositorischen Neigungen des Denkapparates, die für alle Lust- und Unlustgefühle Anlaß und Maßstab sind, ergeben sich einmal unmittelbar aus dem Formwillen des Urtriebes und zum anderen aus Erfahrungen, wie dies bei der Funktionshypothese des Gedächtnisses beschrieben wurde.

Der unmittelbare Urtrieb macht sich durch ein Konsonanzbestreben geltend, alle Vorstellungen harmonisch-organisch auszugestalten und zu einem Strukturgebilde zu formen, das die Bezeichnung einer künstlerischen Komposition im umfassendsten und tiefsten Sinne des Schöpferischen verdient. Wenn es auch nur vergleichsweise wenigen Menschen vergönnt ist, den Urtrieb in höchster Reinheit zu verspüren, so ist er doch als Kompositionsneigung in jedem Denkapparat eines normalen Menschen wirksam. Auf der Vorstufe schöpferischer Kleinarbeit, auf der sich die Wissenschaft zumeist bewegt, beweist er sein Dasein durch die Neigung und Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, d. h. kleinere bruchstückhafte Erlebnisse der Wirklichkeit durch harmonische Formung und notfalls durch Ergänzungen kompositorisch zu vereinigen.

Entspricht eine sinnliche Wahrnehmung, die mit Hilfe des Konsonanzzwanges meinen Denkapparat zu einer strukturgleichen Vorstellung veranlaßt, der vom Urtrieb eingeflößten Neigung zu rein kompositorischen Denkgebilden, so macht sich eine besondere Art Willfährigkeit bemerkbar, die dem Konsonanzzwang entgegenkommt und den Aufbau wesentlich erleichtert.

Die Anlässe hierfür bieten vor allem umfassende harmonische Weltanschauungen, wie sie ein unabhängiger Mensch erlebt, d. h. ohne großorganistische Bindungen. In kleineren Maßstäben regen Kunstwerke der Musik, Malerei usw. wissenschaftliche Großtaten, Naturerkenntnisse, schlüssige Theorien

und ähnliche Strukturgebilde diese reinste Art der freudigen Gemütsbewegung an. Je vollkommener und schlackenreiner die Strukturganzheit auf der jeweilig zugeordneten Ebene der Ausdrucksmittel zur Geltung kommt, desto größer ist das Genußerlebnis, das allerdings eine große geistige Selbständigkeit und Resonanzfähigkeit bedingt.

Eine Übereinstimmung des Genußerlebnisses ist bei verschiedenen Menschen nur in der Spitzenklasse geistiger Ausentwicklung möglich. Der Urtrieb ist auf den zahlreichen Stufen der Menschheitshöhe sehr verschieden stark an den Neigungen des Denkapparates beteiligt, und außerdem spielen erzieherische Einflüsse der Umwelt eine bedeutsame Rolle.

Da das Erleben einer Harmonie genau so auf Gegensätzlichkeiten beruht wie alle Vorstellungsbildungen, setzt es eine Disharmonie voraus. Eine rein passive Resonanz ist nicht denkbar, denn eine Arbeitserleichterung wird nur dann genußreich empfunden, wenn eine angestrengte Arbeitsleistung vorangegangen oder gewohnt ist. Dies ist eine für das Problem der Kunstkritik sehr wichtige Tatsache.

Anschaulicher ist die Kontrastwirkung in der zweiten Gruppe der Vorstellungsneigungen, die sich unmittelbar aus Erfahrungen ergeben. Stelle ich mir eine häusliche Umgebung als ein altgewohntes Erlebnis vor, dann besteht sicherlich für die Vorstellungsbildung auf Grund der Gewohnheit eine starke Neigung und Mühelosigkeit. So kann es geschehen, daß die Sinneswahrnehmungen gar nicht mehr bewußt werden, denn die Reproduktion allzu selbstverständlich gewordener Bilder erweckt mangels der Arbeitskontraste weder Lust- noch Unlustgefühle, sie ist also nicht fühlbar und regt keine Bewußtseinskomposition an. Vielleicht bedingt der geringe Arbeitsaufwand sogar ein Gefühl der Erlebnisleere, d. h. eine schmerzhaft empfundene Triebhemmung durch Mangel an Vorstellungsmaterial, die man Langeweile nennt. Tritt nun ein Erlebnis ein, durch das ich den gewohnten Vorstellungen längere Zeit entzogen

bleibe und dabei gezwungen werde, mich mit einer ungewohnten Umgebung abzufinden, so gewinne ich Kontrastwerte, die bei einer Rückkehr in die altgewohnte Umgebung zu einem deutlichen Bewußtwerden der Kompositionsneigung führen und ein starkes Genießen dessen ermöglichen, was ich vordem als höchst langweilig empfand. Es ist der Genuß des Vertrauten, der erst durch ein vorangegangenes Mißvergnügen am Ungewohnten hervorgerufen werden kann.

Da sich alle Genußerlebnisse positiver und negativer Art im Gedächtnis ablagern und ihrerseits als Kompositionsneigungen fühlbar machen können, und da weiterhin alle Erlebnisse sehr zusammengesetzt sind, ergeben sich zahlreiche Assoziationen mit entsprechenden Kombinationen und oft sonderbaren Umkehrungen.

Es kann z. B. denkbar sein, daß ich zu einem in der Jugend gewohnten Bild eine Person rechne, die mir aus irgendwelchen Gründen unsympathisch war. Kehre ich nun später einmal in die gleichen Bildverhältnisse zurück, und begegne ich dabei auch der unsympathischen Person, dann kann es vorkommen, daß der Genuß an der kompositorischen Vertrautheit stärker ist als alle negativen Erinnerungen, und daß in der Freude an der Willfährigkeit der Vorstellungsbildung die ehemalige Antipathie gänzlich untertaucht. Auf diese Weise werden viele Urteile bei späteren Begegnungen revidiert, die man vormals unabänderlich geglaubt hatte. Man sagt dann, daß ein langer Zeitablauf versöhnend wirkt, während tatsächlich nur das Gefühl des Vertrautseins eine Brücke baut.

Auch in allen Erlebnissen neuer Art kann man bei entsprechender Beobachtungsschärfe zwischen den Genußanlässen kompositorischer oder vertrauter Art unterscheiden. Wenn man ein Gefühl der Sympathie verspürt, das nicht künstlerisch, stilbildlich oder charakterlich im absoluten Sinne erklärbar ist, dann kann man sicher sein, daß durch Assoziationen irgendeine partielle Vertrautheit mitschwingt und durch die Willfährig-

keit des Einklangs zwischen Konsonanzzwang und Vorstellungsneigung fühlbar wird.

Die Formel von der Funktionserleichterung des Denkapparates als Ursache der Genußempfindungen mit allen Kontrasterscheinungen gestattet bei folgerichtiger Auswertung eine sinnvolle Ordnung des ganzen Gemütslebens mit Einschluß der körperlichen oder großorganistischen Trieberfüllungen. Sie bedeutet das analogische Gleichnis zur Komposition des Bewußtseins, die ausschließlich mit Lust- und Unlustgefühlen aufgebaut wird.

37.

Religion

In den letzten Jahrhunderten hat sich eine vordem nicht gleichermaßen bestehende Kluft zwischen religiösen und wissenschaftlichen Anschauungen des Abendlandes gebildet und allmählich so gewaltig vertieft, daß heute kein Tageslicht mehr hinabreicht, um den gemeinsamen Urgrund zu erhellen. Der Hauptanlaß hierzu war die formalistische Erstarrung der im Mittelalter allein regierenden katholischen Kirche, die sich gegen jede geistige Entwicklung zu stemmen suchte und mit einem großorganistischen Eigensinn die Rhythmik des Lebens verleugnen zu können glaubte.

Die Folge dieses Mangels geistiger Dehnungsfähigkeit war ein revolutionärer Durchbruch des Individualismus, der mit dem kämpferischen Elan einer befreiten Hochspannung weit über seinen natürlichen Geltungsbereich hinausschoß und jene verhängnisvolle Hypertrophie der ratio zeitigte, die mit dem Triumph des Wissens und der Technik die Zielstellung des menschlichen Daseins zerspaltete.

Nach der analogischen Lehre ist der ratio nur ein schmaler Raum des bewußten Daseins zugewiesen. Ihre Überschätzung bedingt eine Verengung der Einflußzone des schöpferischen Urtriebes. Alle zivilisatorischen Errungenschaften können auch den höchstgezüchteten Verstandesmenschen nicht darüber hinwegtäuschen, daß er eines seelischen Haltes bedarf und ohne einen übersinnlichen Schutzorganismus des Geistes nicht zu existieren vermag. Deshalb muß die Zeit, in der man die lebendigen Probleme von Großorganismen durch individualistische Konstruktionen genau so törichterweise lösen zu können glaubt wie

im Mittelalter die Probleme der Alchemie und der Lebenserzeugung, in jedem Sinne unbefriedigend bleiben.

Der Protestantismus, der von dem naturbedingten Geltungskampf der ratio gegen die zu eng gewordenen Mauern der katholischen Kirche begünstigt wurde und der usurpatorischen Vernunft ein religiöses Motiv verlieh, blieb auf eine unzureichende Vermittlerrolle beschränkt und konnte die Flut der befreiten Ideen nicht aufhalten. So kam es zu den unfruchtbaren Versuchen, eine Göttin der Vernunft oder einen Homunkulus der Lebensorganisation zu inthronisieren, womit die entsetzliche Überheblichkeit des Intellekts sehr viel urtriebhaftes Wurzelwerk der Menschheit verdorren ließ.

Jede Wissenchaft ist im Grunde seelisch wertlos, die sich nicht der Totalität des Daseinsgefühls einfügt und Selbständigkeit beansprucht. Ebenso ist jede Religion verkrüppelt, die nicht die Gesamtheit des wissenschaftlichen Tatsachenmaterials und ihrer gesicherten Gesetzmäßigkeiten organisch einzubauen vermag. Man kann mir nicht zumuten, daß ich naturwissenschaftlichen Sinnlosigkeiten ehrlich zustimme, fromme Wundergeschichten als profane Wahrheiten anerkenne, kritiklos den offensichtlich vielfach massenpsychologisch oder propagandistisch verformten Überlieferungen vertraue, in einer Diskussion über völlig belanglose Dogmen ernsthafte Bekenntnisse ablege und vergessen soll, daß zweimal zwei vier ist. Ein solches Verlangen ist umso peinlicher, als der Offenbarungsgehalt einer Religion mit diesen Ausschmückungen eines längst überholten Bindemittels geistig sehr unselbständiger Menschen nicht das Geringste zu tun hat und die echten Traditionswerte nach ihrer Bereinigung eine auch praktisch, d. h. großorganistisch erhöhte Wirksamkeit zeigen würden.

Auf die Dauer wird es sich keine Kirche gestatten können, mit Menschen verminderter Intelligenz als Massensubstanz vorlieb nehmen zu müssen und nur durch Konventionszwang eine Scheinzugehörigkeit der Wissenschaft zu erreichen. Eine kanonische Bevormundung der Naturwissenschaft ist unhaltbar.

Die Tatsache ist entwürdigend, daß eine Kirche der geistigen Entwicklung gegenüber nur Rückzugsgefechte kennt.

Andererseits verlangt der Atheismus, mit dem sich der zur Selbstkritik unfähige geistige Hochmut so gern brüstet, einen vollständigen Verzicht auf die Frage nach dem menschlichen Daseinszweck. Der groteske Selbstbetrug des reinen Verstandesmenschen zieht seelische Vergewaltigungen nach sich, die zu einer unaufhörlichen Katastrophenpolitik führen. Das Leben umgeht keine Gelegenheit, um jede Vernünftelei drastisch zu widerlegen.

Die ratio kann nur lebloses Material anhäufen, ohne den Offenbarungssinn einer schöpferischen Manifestation. Sie gewinnt jedoch eine entscheidende Bedeutung, sobald sie als kritisches Kompositionselement harmonisch eingebaut und auf den ihr zukommenden Urteilsbereich beschränkt wird. Es ist ebenso unsinnig, sie zu überschätzen, wie auf sie zu verzichten oder sie zum Widerspruch herauszufordern, wie dies heute die meisten nicht nur traditionserfüllten, sondern auch pseudotraditionsbelasteten Religionen tun.

Im Raume der Wissenschaft wiederholt sich die unselige Spaltung in zahlreiche Fachgebiete, die sorgfältig abgegrenzt werden, gleich als ob es ein Verbrechen des Dilettantismus sei, die Risse der logischen Austrocknung in der menschlichen Natur mit dem Bewußtsein der urschöpferischen Durchblutung überwinden zu wollen. Fast niemand glaubt heute mehr an die Möglichkeit universaler Bildung, die das Auswendiglernen einer Bibliothek von Nachschlagewerken vorauszusetzen scheint, während es sich doch eigentlich nur um eine erkenntnistheoretische Anleitung zur Sichtung des angesammelten Wissens handelt.

Man spricht vielfach von Goethe als dem letzten Universalgenie, das den Wissensbesitz seiner Zeit beherrschte. Abgesehen von der schulmeisterlichen Romantik, die Schlüsselgewalt jeder harmonischen Weltanschauung außer acht zu lassen und in der Algebra des Stofflichen befangen zu bleiben, ist Goethe gerade

hinsichtlich der theologischen Weltbetrachtung sehr aufschlußreich gewesen.

Er bedurfte keiner Religionsgemeinschaft. Er konnte mit seinem unbewußten Resonanzvermögen eine so riesige Fülle von Naturerlebnissen aufnehmen und in Konsonanz mit dem schöpferischen Urtrieb zu einer sein ganzes Existenzbewußtsein erfüllenden Komposition gestalten, daß sich ihm darin der Geist des Schöpfertums offenbarte. Mit dieser Religion hatte er einen eigenen Schutzorganismus geschaffen, aber man soll nicht annehmen, daß diese Möglichkeit verallgemeinert werden darf.

Schöpferisch begnadete Menschen universaler Art sind Religionsstifter, auch wenn kein Ideenorganismus und kein Großorganismus für die Masse davon Zeugnis ablegt. Künstler schaffen sich Kunstwerke, während Laien auf Künstler und Kunstwerke angewiesen sind, um durch ihre Vermittlung den Geist zu verspüren, der den unbekannten Raum der schöpferischen Ursachen beherrscht. Das gilt auch für Religionen, die das umfassendste Kunstwerk auf Erden anstreben und gewissermaßen eine geistige Kosmogonie darstellen.

Schöpferisch weniger begabte Menschen bedürfen einer religiösen Vorkomposition, die ihnen das Erlebnis des göttlichen Geistes erleichtert. Priester und Künstler sind in ihren Bereichen sozusagen Resonanzverstärker, die imstande sind, Wirklichkeitserlebnisse zweckentsprechend umzuformen, damit auch die kompositionsschwächeren Menschen sich des Einklanges mit dem Geiste des Schöpfers bewußt werden können. Das verlangt eine Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen mit sehr gegenständlichen und sinnfälligen Ausdrucksmitteln.

Trotzdem wir gewohnt sind, Religionen und Kunstwerken als Zeugen des Göttlichen einen absoluten Kern zuzuerkennen, wird die von ihnen vermittelte Offenbarung stets das persönlichste Erlebnis eines Individuums ausmachen. Da die Menschen nicht sämtlich in die gleiche Schablone passen, wird auch die Sinnfälligkeit der religiösen bzw. künstlerischen Ausdrucks-

mittel nicht uniform sein können. Zweifellos hängt die Mehrzahl der Massenmenschen an Äußerlichkeiten der Lithurgie und Schauwirkung, so wie die Kunst für das Volk einer großen Gegenständlichkeit bedarf. Die Konsonanz mit dem göttlichen Geist ist unbewußt und nur durch ein das ganze Sein erfüllendes Gefühl tiefinnerer Befriedigung nachweisbar, wie auch immer die jeweils geeignete äußere Form sein mag.

Um dieser Konzessionen willen braucht jedoch kein Kunstwerk ein buntes Kleid für einen inspirierten Inhalt auszugeben, und keine Religion braucht mit dem großorganistischen Augenblicksziel des Massengewinnes in Selbstzweck gewordenen Dogmen zu erstarren, die eine harte Absage des Intellekts veranlassen.

Die Gefahr, daß die Analogik als Ideenorganismus eine Macht über alle diejenigen Menschen gewinnt, deren Vorstellungen ein Konsonanzgefühl zu ihr auslösen, ist nicht gering, ebenso wie ich selbst mich von der Neigung befreien muß, die weite Anwendbarkeit auf Gebiete auszudehnen, in denen ich mangels Schulwissen keine ausreichende Selbstkritik aufbringe. Immerhin hilft das Wissen um die verführerische Kraft von harmonischen Denkgebilden bis zu einem gewissen Grade zu einer Denkbescheidung.

Die Gefahr der Entstehung eines analogischen Großorganismus — die Erwähnung solcher Möglichkeiten kann bereits als Kennzeichen eines bedrohlichen geistigen Hochmutes angesehen werden — ist sicherlich ziemlich ausgeschaltet, denn es wird nicht viele Menschen geben, die bis zu dem Erlebnis des Kerns aller Überlegungen vordringen.

Sollten dagegen Vereinfachungen und sinnfällige Schlagwörter geformt werden, die das tastende Bemühen durch populäre Ausdrucksmittel zu ersetzen suchen, um die Verwertung zu Feuilletons zu erleichtern, dann entsteht die Gefahr einer fürchterlichen Verflachung der Grundidee, die statt einer Einschränkung des Vernunftsbereiches eine Überheblichkeit des Wissens ermutigen kann.

Eigentlich nur um ein Abgleiten auf den breiten Bahnen massenpsychologischer Neigungen in die Niederungen des Trieblebens abzuwenden, habe ich das Thema der religiösen Bindung noch einmal aufgenommen, und zwar diesmal nicht zum Zweck der Darstellung großorganistischer Gesetzmäßigkeiten und wissenschaftlicher Unentrinnbarkeiten, sondern um das Individuum von dem Alpdruck eines marionettenhaft entmündigten Daseins zu befreien.

Die Denkbeschränkung durch Großorganismen ist unbestreitbar. Allen denen, die zwar theoretisch dies zugeben, aber wissen, praktisch nicht im leeren Raum leben zu können, sei gesagt, daß das wissenchaftlich abgelehnte Phänomen der Gläubigkeit ebenso gut ein Tor zum unbekannten Reich der schöpferischen Ursachen öffnen kann wie das Wissen um die analogischen Zusammenhänge.

Es ist keinem Menschen gegeben, ohne stoffliche Bindung geistig zu leben. Der Primitive schnitzt sich einen Fetisch, um mit einem sinnlich wahrnehmbaren Objekt die Brücke zum Jenseits bewußt werden zu lassen. Auch die Analogik ist ein Fetisch, ebenso wie alle Religionen und Weltanschauungen. Das ist nicht anders möglich, und es handelt sich bei ihrer Kritik nur um die unterschiedlichen Forderungen, die unterschiedliche Menschen für die Differenziertheit ihres Bewußtseins stellen müssen.

Die Existenz solcher Arbeitshypothesen beweist ihre Notwendigkeit und ihre Nützlichkeit. Daran ändert sich nicht das Geringste, wenn die Erkenntnis menschlicher Befangenheit die Fetische aller primitiven Ansprüche auf Absolutheit beraubt, und wenn sie statt dessen nur als unentbehrliches Mittel zum Zweck bejaht werden.

Die Wissenschaft, die nicht die Sekunde der Schöpfung zu erfassen vermag, und nur lebloses Material ordnet, lächelt gern über den Gedanken, daß ein Gebet das Schicksal aufhalten kann. Für sie liegt der Wert der Gläubigkeit nur in der Selbstberauschung, die die Schmerzlichkeit des Erleidens vermindert.

Ebenso ist die Wissenschaft von der Unabänderlichkeit des Vergangenen überzeugt, ohne anerkennen zu wollen, daß alles Geschehene nur eine Eigenschaft der gegenwärtigen Schöpfungssekunde ist und niemals gesicherter sein kann als eine in die Zukunft führende Kausalkette.

Der wissenschaftliche Wert der Analogik ist gleichfalls bedingt. Er entspricht vielleicht den erhöhten Ansprüchen der Differenziertheit des heutigen Bewußtseins der Wissenschaft, und damit könnte die Analogik wohl ein inzwischen zu eng gewordenes Gehäuse ersetzen, aber es besteht auch nur in diesem äußerlichen Rahmen einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie für eine Allgemeinheit die Verspürbarkeit der Kräfte verstärkt, die von dem unbekannten Raum der schöpferischen Ursachen ausstrahlen.

Der urtriebhafte Entstehungssinn jeder Religion ist das Gebet. Der Mensch wehrt sich tief innerlich gegen die Unabänderlichkeit des Geschehens, und die Hoffnung auf eine Beeinflußbarkeit des Schicksals hat sich nie durch Vernunftschlüsse widerlegen lassen.

Der Versuch der Wissenschaft, aus der Welt eine Art Uhrwerk zu machen, ist mit den analogischen Vorstellungen unvereinbar. Die Mittelpunktstellung und der vom Urtrieb geleitete Denkapparat des Menschen verlegen die Schöpfung zwar nicht in den Bereich des selbstbewußten Verstandes, aber immerhin in die Einflußzone des dämonischen Ich, und damit geben sie dem Gebet und der Gewissensforschung unter bestimmten Voraussetzungen den Sinn einer Mitbestimmung. Die äußere Formung und vorstellbare Gestaltung dieses Gedankens ist von nebensächlicher Bedeutung. Es ist nicht entscheidend, ob ich das dämonische Ich individualisiere oder verallgemeinere, um einen Gottesbegriff daraus zu machen. In diesem Raum wird allen Bemühungen zur Anpassung an ein bescheidenes Vorstellungsvermögen sehr viel Freiheit zugestanden, um mit Hilfe von leichtfaßlichen Bildern, Gleich-

nissen und Analogien zur Weltordnung eine irdische Vorkomposition zu schaffen.

Auch die katholische Götterhierarchie ist nur eine Analogie, die eine idealisierte irdische Ordnung darstellt. Sie ist erst dadurch kritisierbar geworden, daß ihr irdisches Spiegelbild heute keine Gegenständlichkeit mehr hat und viele ihrer Kompositionselemente daher als überlebt empfunden werden. Das Gleichnis von einem Himmelskönig mit seinem Hofstaat wird ungeeignet, sobald auf Erden das Königtum als abgetan gilt. Ebenso benötigt die Dämonie vieler Naturkräfte, die dem Dienst der Menschen unterworfen wurden, keine Personifizierung mehr, um ihre Schrecken zu bannen.

Der Sinn der Religionen bleibt, aber ihre Formen müssen sich ändern, um den Abwandlungen der menschlichen Vorstellungsbereiche zu entsprechen und wieder tragfähig zu werden. Es ist ein hoffnungsloses Bemühen vieler Glaubensgemeinschaften, aus großorganistischen Interessen die Entwicklung aufhalten zu wollen, denn daraus ergeben sich nur gewaltsame Durchbrüche und bis dahin starke innerlich zerstörende Konflikte.

Die Behauptung, daß ein Gebet kein Selbstbetrug zu sein braucht und eine tatsächliche, sichtbare Mitbestimmung am Ablauf der Geschehnisse haben kann, bedarf einer Richtungsangabe.

Die Grenzen zwischen dem schöpferischen Glauben und dem illusionistischen Aberglauben sind unmerkbar. Millionen Menschen werden schwören, daß ihre Gebete erhört wurden. Sobald es sich um eine nachprüfbare Alternative des Schicksals handelt, wird jeder Wissenschaftler nachweisen, daß sich die beiden möglichen Ereignisse stets wie eins zu eins verhalten und in nichts vom Zufall unterschieden werden können. Darin liegt ein Widerspruch, der Wissenchaft und Religion trennt. Um ihn zu überbrücken, hat man viele Arten von abergläubischen Vernebelungen benutzt, die jedoch niemals eine dauerwertige Form gefunden haben und auch nicht finden können.

Es mögen im Spiritismus, Magnetismus und in telepathischen Theorien usw. noch mancherlei Kräfte oder sinnliche Wahrnehmungsmöglichkeiten enthüllt werden können, aber naturwissenschaftliche Unerklärbarkeiten dürfen nicht dazu verführen, das Geheimnisvolle mit Mystik zu verwechseln oder ein Forschungsmittel für ein Forschungsziel zu halten und darin einen Offenbarungswert zu suchen.

Ferner muß daran erinnert werden, daß die für alle Vorstellungen vorausgesetzte Gegensätzlichkeit nicht auf einem Dualismus beruht. Es gibt kein Warm und Kalt, sondern nur ein mehr oder weniger Warm. Es gibt kein Lust- und kein Unlustgefühl, sondern nur eine Arbeitsbelastung und Abstufungen ihrer Verminderungen. Die Mannigfaltigkeit der Diatik ist nicht aus zwei gegensätzlichen Seinsbegriffen entstanden, sondern aus einem einzigen Urelement, das sich im Raum gruppiert und durch eine kompositionelle Vielfalt alle Wesenhaftigkeiten erzeugt.

Im unbekannten Raum der schöpferischen Ursachen herrscht eine einzige Macht, die die Welt geschaffen hat. Die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe erklärt die Gegensätzlichkeit von Wesenheiten, deren wir Menschen zur Wahrnehmbarkeit des Seienden bedürfen. Der Fundamentalgegensatz ist der Schöpfer und einzelne seiner Geschöpfe, die in ihrer Gesamtheit wiederum mit ihm identisch sind.

Ich möchte an dieser Stelle keine philosophische Theorie diskutieren, sondern nur auf der analogischen Arbeitshypothese aufbauen. Danach können wir durch Konsonanz die Unmittelbarkeit des Urtriebes verspüren, und das nennen wir ein Erlebnis des Schöpferischen. Wir können weiterhin durch Konsonanz eine Vorstellung von den Geschöpfen — mehr oder weniger deutliche Spiegelbilder unseres eigenen bruchstückhaften Seins — gewinnen, und das nennen wir ein Erlebnis der Wirklichkeit.

Wenn wir im Bewußtsein des göttlichen Schöpfungswillens einen Gegensatz annehmen und hierfür das Wort Teufel ver-

wenden, dann ist dies nur eine Hilfsbezeichnung für unser irdisch gebundenes Eigenleben, das dem unmittelbaren Urtrieb eine Verminderung der Konsonanzwilligkeit entgegenstellt. Die disharmonische Bruchstückhaftigkeit unseres Daseins ist die Ursache des verringerten Einflusses, den der unmittelbare Urtrieb mit seiner harmonischen Zielsetzung geltend macht.

Ein Gebet kann nur den Sinn eines Bemühens haben, sich dem Konsonanzverlangen des unmittelbaren Urtriebes zu unterwerfen und durch Einschränkung des Verstandes und seiner eigensüchtigen Absichten den harmonischen Gestaltungswillen in erhöhtem Maße auf den Ablauf des uns angehenden Geschehens wirksam werden zu lassen. Selbstverständlich ist auch eine einfache fatalistische Willenlosigkeit unbrauchbar, denn damit ginge dem Urtrieb das Gestaltungsmaterial verloren. In diesem Dilemma verbindet das Gebet und die dadurch bedingte Geisteshaltung die irdische Sphäre der Sehnsucht mit den schöpferischen Kräften der Schicksalsbestimmung.

Es wäre indessen töricht, in einem Gebet diese oder jene Wünsche zu präzisieren, denn unser Verstand ist unschöpferisch und unser Bewußtsein kennt nicht unser inneres Verlangen, so wie ein Kind nicht weiß, was es ersehnt.

Dem Menschen ist nichts anderes gestattet als ein Vertrauen auf das dämonische Ich, dessen Wege zur Sehnsuchtserfüllung nicht vorgeschrieben, sondern durch Bescheidenheit erleichtert werden können. Das dämonische Ich, das für uns persönlich gültige Symbol des Weltschöpfers, beherrscht nicht unser Schicksal, sondern es ist unser Schicksal.

Wenn wir dem Symbol des disharmonischen Widerstandes einen Namen geben wollen, der alles enthält, was dem Begriff eines Teufels zukommt, dann müssen wir die Bezeichnung Hybris wählen. Die Selbstüberheblichkeit schaltet alle direkten Verbindungen mit dem schöpferischen Urtrieb aus und schafft eine Isoliertheit, die das Ende einer Entwicklung kennzeichnet und keinen Schutzorganismus ermöglicht.

Auf der Höhe seiner Macht mag ein Mensch eine Zeit lang allein bestehen, aber bei den geringsten Einbußen macht sich sofort der Mangel des Zuflusses an lebendigen Kräften und die Ausschaltung der Direktionsbefugnis des schöpferischen Ichs bemerkbar. Der schnelle Sturz wird unvermeidlich, und dann steht er seinem Schicksal ohnmächtig gegenüber.

In den Religionsübungen der alten Zeiten findet man viele Anzeichen für ein instinktives Verstehen, daß es bei Gebeten nicht auf diese oder jene vom Augenblick bestimmten Wünsche, sondern nur auf das Sicherinnern des Geleitetwerdens und ein Mindestmaß an Voreingenommenheit ankommt. Die zutiefst begründeten Wünsche bleiben trotzdem lebendig, sofern sie in Übereinstimmung mit unserem dämonischen Ich stehen. Deshalb ist der Inbegriff aller Gebete die vorbehaltlose Aufgeschlossenheit, die in den Worten zum Ausdruck kommt: „Dein Wille geschehe!"

Auch für den scharfsinnigsten Verstandesmenschen ist kein größeres Glück denkbar, als in einer religiösen Glaubensgemeinschaft philosophischer Observanz einmal wieder ehrlich fromm sein zu dürfen.

38.

Das reine Kunsterlebnis

Das Erleben einer harmonischen Vorkomposition, einer umfassenden Weltanschauung oder eines Kunstwerkes, vermittelt durch den Gleichklang mit dem schöpferischen Urtrieb einen das ganze Bewußtsein erfüllenden Genuß. Die Voraussetzung hierfür ist natürlich die persönliche Aufnahmefähigkeit für das Konsonanzbestreben, sowohl hinsichtlich der eigenen kompositorischen Kräfte wie der stofflichen Geeignetheit des Erlebnisses.

Ohne eine Genußempfindung, wenn auch nur schwer kontrollierbarer Art, würde sich die Menschheit weder um weltanschauliche und religiöse Erlebnisse bemühen noch den Kunstwerken einen Daseinszweck zuerkennen.

Die Konsonanzfähigkeit der Menschen ist sehr verschieden, und zwar wiederum unterschiedlich auf den mannigfaltigen Ebenen, die ein Kompositionsmaterial bieten können. Es gibt Leute, die eine große Genußfreude an Musikwerken verspüren, aber vor Bildwerken kein Mitschwingen ihres Daseinsgefühls bestätigen. Andererseits gibt es Menschen, die zwar bei dem Anhören einer einfachen Melodie in eine vergnügliche Stimmung versetzt werden, aber das Entrücktsein des Einklanges mit einer großen Symphonie nicht kennen. Das Maß des Erlebens hängt, abgesehen von den individuellen Neigungen für einzelne Ebenen, unmittelbar von der kompositorischen Kraft des eigenen Denkapparates ab.

Oft hört man die Meinung vertreten, daß der Kunstgenuß rein passiver Art sei und keinerlei Aufwand an Kräften benötige, da gerade in der bewußten Willfährigkeit die Voraussetzung für ein größtmögliches Ergriffenwerden zu suchen sei.

In bezug auf das Bewußtsein und seinen Organisator, den Verstand, trifft dies auch zu, und zwar in gleicher Weise wie bei einer religiösen Andacht. Gläubige einer Weltanschauung und Verehrer der Kunst müssen möglichst viel von ihrem Eigenleben ausschalten, um von dem göttlichen Geist der Schöpfung einen Hauch verspüren zu können.

Das bedingt jedoch noch keinen Verzicht auf eine Opposition, sobald der Verstand als Anwalt des gesicherten Erfahrungswissens ungebührlich provoziert wird, und das heißt auch noch lange nicht, daß ein Erlebnis ohne eigenen Kräfteverbrauch denkbar ist.

Ein Kunstwerk ist überhaupt nicht eindeutig wesenhaft oder ein durch seinen Inhalt nach allgemeinen Maßstäben schätzbares Objekt, sondern nur ein Anregungsmittel zur Bildung einer künstlerischen Vorstellung. Das, was der Beschauer als Kunstwerk empfindet, entsteht erst in seinem eigenen Denkapparat. Jedermann muß sich seine Kunstwerke selbst schaffen, denn der Schaffensprozeß bedeutet ja gerade die Arbeitsleistung, bei der eine Konsonanz mit dem schöpferischen Urtrieb fühlbar werden kann.

Da nur eine Arbeitserleichterung als Lustempfindung zum Bewußtsein kommt, wird sehr leicht die Voraussetzung einer tatsächlich geleisteten Arbeit übersehen, und nur die Ermüdungserscheinungen in dem Aufnahmevermögen bei Kunstgenüssen beweisen, daß eine starke Lustempfindung nicht wie ein einfacher rechnerischer Gewinn unbegrenzt addiert werden kann.

Je größer der Arbeitsaufwand ist, desto verspürbarer ist auch die Arbeitserleichterung in Konsonanz mit den Neigungen meines Denkapparates. Demgemäß muß unter Voraussetzung entsprechender Fähigkeiten das Erleben einer Symphonie zu einem viel intensiveren Genuß werden als eine leicht faßliche Melodie.

Was wir üblicherweise Kunstwerke nennen, sind Vorkompositionen, die dem Nichtkünstler die Schaffung einer eigenen

Symphonie erleichtern, wenn nicht gar erst ermöglichen, weil ihm die Kräfte fehlen, von Grund auf und ohne fremde Hilfe ein Kunstwerk selbst zu komponieren. Kunstwerke sind Gerüste, die wir mit unserem Denkapparat auskleiden und ergänzen, um auf diese Weise befähigt zu sein, einen Schöpfungsvorgang zu erleben.

DerTrieb zum künstlerischen Schaffen muß bei jedem Kunstgenuß zur Vorbedingung gemacht werden. Danach kann man eine Skala aufstellen, die mit einigen Typen die ganze Mannigfaltigkeit der Übergänge zwischen den beiden Extremen kennzeichnet.

Der erste Typ ist der amusische Mensch.

Der zweite Typ bezeichnet Menschen, deren Denkapparat nur in einem sehr geringen Maße vom Urtrieb beeinflußt werden kann, und deshalb leicht faßliche und sehr gegenständliche Kunstwerke als Anregungsmittel benötigt.

Der dritte Typ vermag sich durch weit weniger ausführlich vorkomponierte Kunstmittel anregen zu lassen. Sein Kunstgenuß steigert sich mit dem Erlebnis, sogar umfangreiche Kompositionen oder bruchstückhafte Andeutungen zu einem einheitlichen Schöpfungssinn vervollständigen zu können.

Der vierte Typ zeigt eine kompositorische Arbeitsfähigkeit, die ihm nicht nur den Genuß der umfangreichsten und der skizzenhaftesten Vorkompositionen ermöglicht, sondern ihn zugleich mancherlei Anregungen zu schöpferischen Erlebnissen in der eingeordneten Mannigfaltigkeit seiner Umgebung finden läßt. Es handelt sich dabei nicht eigentlich um Naturerlebnisse billiger Art, die mit ihrem nebentriebhaften Genußanteil beschrieben werden, sondern um die Entdeckung der Schönheit kompositorischer Zufälligkeiten, wie sie in irgendeinem Zusammenklang von Formen, Farben, Klängen usw. auf allen Ebenen der Sinneseindrücke denkbar sind.

Der fünfte Typ ist das Extrem der Beeinflußbarkeit durch den schöpferischen Urtrieb. Er kennzeichnet Menschen, denen nicht allein kompositorische Zufälligkeiten der Natur als An-

regungen zur Schaffung von künstlerischen Vorstellungskompositionen genügen, sondern die mit einem zur Vermittlung geeigneten Material ihrem Schaffen sogar Ausdruck verleihen können. Das sind die Künstler.

Man muß sich dabei der früher beschriebenen Art von Vermittlungen der Sprache, Schrift usw. erinnern, die das Konsonanzbestreben des Denkapparates ermöglicht. Wenn ich eine Erklärung abgebe, dann versuche ich in abgekürzter Weise die Struktur eines Gedankens mit sprachlichen, bildlichen oder sonstigen Materialien nachzukomponieren. Dabei hoffe ich, daß diese Kompositionsanleitung anderen Menschen dazu verhelfen kann, die gleiche oder wenigstens eine im Wesentlichen gleiche Gedankenstruktur zu erzeugen. Alle gedanklichen Übertragungsmittel sind gewissermaßen Telegramme, die der Empfänger harmonisch vervollständigen muß, um das Erlebnis nachzuschaffen. So verhält es sich auch mit Kunstwerken.

Künstler sind besonders begnadete Menschen, in denen der Urtrieb so mächtig ist, daß sie ohne bewußte Anleitung von ihren schöpferischen Erlebnissen Zeugnis ablegen und nach handwerklichen Konventionen Übertragungsmittel gestalten, die von anderen Menschen als Vorkompositionen benutzt werden können, um nachschöpferisch den Urtrieb bei der Vollendung eines nunmehr eigenen Kunstwerkes zu verspüren.

Kunstwerke lassen sich niemals mit dem Verstand schaffen. Erfahrungen können dazu dienen, ein Kunstwerk zu kritisieren — wenn auch zumeist nur unsicher — oder es von Schlacken zu bereinigen, aber keinesfalls, um Einfälle und Erlebnisse zu ersetzen oder sie zu formen. Je mehr der kritische oder formal ergänzende Verstand an dem Erzeugnis beteiligt ist, um so mehr nähert es sich durch Betonung von Äußerlichkeiten der Kunstimitation.

Aus der Erklärung des Lustgefühls ergibt es sich, daß der Künstler als einziger der Typenreihe ohne Vorkompositionen schaffen muß und daher selbst keine Arbeitserleichterung verspüren kann. Zwar wird er bei Naturerlebnissen häufiger und

tiefer den Genuß der Anregung und Arbeitserleichterung durch Zufälligkeiten eines Zusammenklanges von Sinneseindrücken finden als andere Menschen, denen die Kraft fehlt, aus Bruchstücken eine schöpferische Vorstellung zu gestalten, aber dazu gehört nicht nur an sich bereits eine erhebliche Mehrleistung, sondern danach folgt die ebenso große Aufgabe, alle stofflichen und technischen Schwierigkeiten zu überwinden und als Instrument des Urtriebes in einer fast sklavenhaften Fronarbeit für die kompositorische Idee einen übertragbaren Ausdruck zu formen.

Tatsächlich verursacht die schöpferische Konsonanz dem Künstler sehr wenig Freude. Er fühlt sich gezügelt, gepeitscht und wie vor einen Lastwagen gespannt, so daß er nach erfolgreicher Beendigung eines Werkes nur ein Gefühl der Befreiung empfindet. Doch auch diese bescheidene Art der Befriedigung wird durch die große Unsicherheit über Zweck und Wert der Leistung beeinträchtigt, so weit die Erschöpfung überhaupt noch eine Nachdenklichkeit ermöglicht.

Gelegentlich hört man von Künstlern, vorzugsweise von Musikern, daß ihnen die produktive Tätigkeit sehr leicht von der Hand geht, und daß sie offenbar ohne Anstrengung dem Diktat ihres schöpferischen Dämons folgen. Eine solche Vorstellung ist sinnlos, denn jedes Kunstwerk wird aus Gegensätzen und aus der Ungeheuerlichkeit des Kampfes zur Überwindung eines disharmonischen Materials geboren. Das bedingt einen gewaltigen Kräfteverbrauch, auch wenn er sich unterhalb des Bewußtseins abspielt und von dem Künstler nicht selbst kontrolliert wird. Die Tatsache der Erschöpfung ist auch in solchen Fällen, in denen sie der unmittelbaren Beobachtung entzogen ist, immer an den Folgen der raschen Selbstverzehrung nachweisbar, denn solche Künstler verströmen ihre Substanz besonders schnell. Ein Johann Sebastian Bach hat sich sein langes Leben hindurch abgequält, wogegen ein Mozart oder ein Schubert die scheinbare Mühelosigkeit ihres Schaffens mit einem frühen Tode bezahlten.

Damit drängt sich die Frage auf, welches Direktionsmittel denn bei echten Künstlern das lustkomponierte Bewußtsein zur Anwendung bringt, um sie zu der großen Arbeitsleistung zu bewegen. Niemand wird sich bewußt bis an die Grenze des Tragbaren mit einer Arbeit belasten, ohne auf eine Belohnung und einen Gewinnabschluß bei der Bilanz aller einbezogenen Lust- und Unlustgefühle hoffen zu dürfen. Die Freude an der Arbeitserleichterung, die das Kunstgenießen ausmacht, ist ihnen in ihrem Berufe versagt, denn ihnen fehlt die Vorkomposition. Die romantische Vorstellung des belohnungslosen schöpferischen Versklavtseins reicht nicht aus, denn sie ist auf die Dauer nicht ohne die Richtungsgebung der Lust- und Unlustkomponenten haltbar. Irgendein befriedigendes Konsonanzerlebnis muß als Triebmittel vorhanden sein, sonst würde sich jeder Künstler seinen Verpflichtungen zu entziehen suchen.

Die Antwort ergibt sich aus der Echowirkung der geschaffenen Vorkompositionen. Mit einfachen Worten gesagt, liegt die Belohnung eines Künstlers in der Anerkennung, die man ihm zollt. Nur muß man dabei unterscheiden, ob es sich um die Befriedigung der Eitelkeit, Geltungssucht und materiellen Gewinnsucht handelt, die mit dem künstlerischen Erleben nichts zu tun haben und nur die Gefahr der Hybris und einer Verengung der Einflußzone des schöpferischen Urtriebes heraufbeschwören, oder um eine echte kompositorische Konsonanz.

Eine diesbezügliche geschichtliche Forschung wird ergeben, daß die größten künstlerischen Leistungen immer in einer Zeit entstanden, in denen die Künstler die äußerlichen Beweise der Hochachtung nicht in dem Maße erfuhren, wie sie es verdienten, und wie es ihnen die Nachwelt zugestand. Die Legenden von dem verkannten Genie enthalten in ihren mannigfaltigen Auslegungen den Wahrheitskern, daß durch einen gewissen Zwang zur äußeren Bescheidenheit die Gefahr der Hybris vermindert wird. Selbst ein Goethe hat nach den überwältigenden Anfangserfolgen viele Jahre innerer Einkehr und Selbstbesinnung benötigt, um die äußeren Ehren überwinden

und damit die Einflußzone des schöpferischen Urtriebes wieder erweitern zu können. Diejenigen Künstler, die zu ihren Lebzeiten bedeutende irdische Erfolge und eine gewisse Selbstherrlichkeit erreichten, stehen mit wenigen selbstkritischen Ausnahmen hinter den durch äußerliche Umstände vor Selbstüberheblichkeit geschützten Zunftgenossen bezüglich des Ewigkeitswertes ihrer Leistungen zurück. Von vielen zu ihrer Zeit mit Ehren überschütteten, d. h. wirklich populären Künstlern kennen wird heute kaum noch die Namen.

Die fruchtbare Belohnung des schöpferischen Menschen und das zum Teil unbewußte Sehnsuchtsziel aller wahrhaft künstlerischen Leistungen ist die Hoffnung auf eine Resonanz.

Kein Künstler kann seine eigenen Kunstwerke unmittelbar genießen, denn das ist ein Unding. Im Gegenteil, er ist froh, wenn er die Beschäftigung mit einer ihm fürchterlichen Quälerei los wird. Sobald er jedoch seine Hoffnung erfüllt sieht und verspürt, daß seine Werke bei vielen, möglichst vielen Menschen als Vorkompositionen verwandt werden und in den Denkapparaten Kunstwerke entzünden, dann strahlen die kompositorischen Schwingungen zurück, und auf diesem Umweg erfährt er einen Resonanzgenuß, der seiner Arbeit einen Sinn verleiht. Nicht die äußerlichen Folgen einer Anerkennung, sondern die Erfahrung einer durch ihn verursachten kompositorischen Wirkung ist der Lohn für die übermenschliche Anstrengung. Demnach ist die Annahme vollkommen irrig, daß ein Künstler nur für sich selbst schaffen soll, und daß es ihm nicht auf den Beifall der Masse ankommen darf. Das Gegenteil ist richtig, sofern man sich über die Wirkungsweise keine oberflächlichen Vorstellungen macht. Nur das Spiegelbild seiner kompositorischen Leistungen, wie es aus der Ergriffenheit und Dankbarkeit des Publikums zurückstrahlt, kann sich bei ihm in einen Genuß verwandeln, der auch sein Bewußtsein als Antriebsmittel einbezieht. Entscheidend hierbei ist das Wissen, daß seine an sich leblosen Werke in der Vorstellungswelt der Kunstgenießer ein geheimnisvolles neues Leben erwecken und

seinen kompositorischen Gedanken zu Ideenorganismen werden lassen, die ein langes Fortleben sichern. Überall, wo ein Künstler auf solche Zeugnisse eines längst von ihm unabhängig gewordenen Fortlebens seiner Schöpfungen stößt, stellt sich bei ihm ein Konsonanzerlebnis ein, das noch weit stärker und erschütternder ist als die sonst mögliche Freude an Kunstwerken. Die Hoffnung hierauf muß häufig genug das Bewußtsein für das Ausbleiben materieller Vorteile und einer Eitelkeitsbefriedigung entschädigen.

Das rückstrahlende Konsonanzerleben ist keine Spezialerscheinung der Kunst, sondern jeder schöpferischen Tat. Sie begründet die Sehnsucht der Religionsstifter, der Philosophen und auch aller Wissenschaftler, die oft nur unbewußt in ihren Jüngerkreisen eine Spiegelfläche für ihre Denkerzeugnisse zu gewinnen suchen. Das hat auch noch einen praktischen Grund, denn man kann seine eigenen Kinder und Werke nie objektiv wahrnehmen.

Ich wiederhole nochmals, daß der Verstand nicht schöpferisch ist, sondern lediglich die Aufgabe übernehmen soll, schöpferische Einfälle zu kritisieren, zu bereinigen und notfalls zu verwerfen. Die Kontrolle des Verstandes ergab sich ursprünglich aus der Sichtung von Wirklichkeitserlebnissen mit Hilfe von Erfahrungsvergleichen. Seine Anwendbarkeit auf schöpferische Einfälle beschränkt sich auf Vergleiche mit dem Erfahrungswissen, das sich aus ähnlichen Vorkommnissen im Gedächtnis angesammelt hat. Bei gänzlich neuartigen Einfällen ist der Verstand entsprechend unsicher.

Noch schwieriger ist die kritische Aufgabe, die schöpferische Tätigkeit des eigenen Denkapparates zu überwachen. Alles, was ein Künstler wirklich neuschöpferisch gestaltet, entzieht sich tatsächlich seiner Beurteilung, denn dafür fehlen die Erfahrungswerte, deren der Verstand als Maßstab bedarf. Die einzige Selbstkontrolle besteht in dem praktischen Versuch mit einem beispielswürdigen Publikum, um durch die Rückspiegelung eine lebendige Konsonanz zu verspüren und auf diese

Weise seine eigenen Erzeugnisse einigermaßen objektiv wahrnehmen zu können. Dabei kommt es durchaus nicht einfach auf den Erfolg an, sondern auf die Art des Erfolges. Merkt der Künstler, daß er nur leeren Beifall erntet, oder daß ganz falsche Schwingungen reflektieren, dann ist dies für ihn ebenso kritikwichtig wie eine gerechte oder ungerechte Ablehnung. Mißerfolge könne viele Gründe haben, die nicht unbedingt Mangelhaftigkeiten voraussetzen. Fehlwirkungen sind bei Pseudoerfolgen lehrreicher als bei Mißerfolgen.

So sind die Jünger und Trabanten anfangs immer die Personen einer Probebühne, die ein auf großräumige Wirkungen bedachter Mensch zur Selbstbespiegelung benötigt. Nach Entstehung eines Ideenorganismus kann der gleiche Kreis von Anhängern eine organische Gemeinschaft bilden, die zum Mutterschoß für einen Großorganismus wird.

Bei der früheren Beschreibung der Geburt eines Großorganismus war die Entstehung eines in sich festgeschlossenen Jüngerkreises nicht dargestellt worden, denn erst an dieser Stelle kann der Grund für das eigentümliche Bestreben seiner Erzeuger begründet werden, ihre Anhängerschaft aus der Umwelt herauszutrennen und zu binden. Das Beispiel Christi und des Konfutse zeigt deutlich, daß den Religionsstiftern viel daran lag, auf allen irdischen Wanderungen einen Resonanzkörper mit sich zu nehmen, der ihnen die eigenen Kompositionen im lebendigen Spiegelbild zu zeigen vermag.

Man darf bei einem Meister und seinen Jüngern nicht an einen kleinen Großorganismus denken, in dem der Lehrer den Kopf bildet, denn dazu ist der Abstand zwischen Lehrer und Schüler viel zu weit.

Wenn ein Mensch sich selbst in die Augen sehen will, dann bedarf er eines Spiegels. Wenn er seine Lebendigkeit erkennen will, dann bedarf er einer lebendigen Umgebung, der er sich einprägen kann, um ein Gegenbild sichtbar zu machen. Wenn jemand seine schöpferischen Wirkungen verspüren will, so benötigt er Menschen, die in einem besonderen Maße auf ihn

abgestimmt sind, und in deren Denkerzeugnissen er die Realität seiner eigenen Gedanken wahrnehmen kann.

Wenn jemand ein Gemeinschaftsideal geschaffen hat, dann sucht er den Resonanzkörper einer kleinen Gemeinschaft zu bilden, der zum Unterschied zu anderen Spiegelformen nicht aus einer ungeordneten Menge von Individuen besteht, sondern fest umrissen ist. Der Urtrieb des Lebens bildet diese Gemeinschaft allmählich zu einem halbselbständigen Lebewesen aus, das mit den typischen Merkmalen der Weiblichkeit auf die Ergänzung durch eine Partnerschaft angewiesen bleibt, um den Samen des schöpferischen Partners aufzunehmen, die Frucht auszutragen und einen Großorganismus zu gebären.

Die Immaterialisierung eines weiblichen Gemeinschaftskörpers aus dem Resonanzverlangen eines schöpferischen Erzeugers läßt sich stets nur dort nachweisen, wo der künstlerische Gedanke eine Gemeinschaftsform bezweckt. Das Lehrgebäude eines Laotse oder eines Sokrates sieht viele Anhänger vor, die den Meistern als Spiegelflächen dienten, aber sie dachten nur an eine Betonung und Sublimierung individueller Selbständigkeit, und damit fiel der Bedarf eines eigentlichen geschlossenen Jüngerkreises fort.

Christus und Konfutse verlangten ein weitgehendes Aufgeben des Individualismus mit dem Vorbild des Dienens, Aufopferns und Einordnens, und deshalb war ihr Resonanzkörper eine jeweils möglichst scharf abgegrenzte Gemeinschaft, die sich deutlich von der großen Masse gelegentlicher Zuhörer und Anhänger unterschied. Christus und Konfutse suchten ihre Anhänger und sagten ihnen: Folget mir nach. Laotse und Sokrates fanden ihre Anhänger, die sie nicht äußerlich zu binden wünschten, denn die Grundlage ihres Denkens war die persönliche Freiheit in dem umfassendsten Raum der Menschlichkeit.

39.

Ursprünglichkeit

Solange man von einem reinen Kunstgenuß spricht, kann man sich auf die Erklärung einer Konsonanz mit dem schöpferischen Urtrieb und auf die Begrifflichkeit eines Kunstwerkes als Vorkomposition zur Erleichterung der eigenen Vorstellungsbildung verlassen.

Nun aber ist eine Konsonanzempfindung des Schöpferischen immer von Konsonanzerlebnissen mit dem Stofflichen begleitet, denn jede kompositorische Idee ist zwangsläufig an ein Ausdrucksmaterial gebunden, das gleichfalls ein Eigenleben in unserer Vorstellungswelt beansprucht, um überhaupt wesenhaft werden zu können. Der Denkapparat besitzt außer dem Einklang mit dem Urtrieb noch viele andere Neigungen, und dadurch entsteht eine so außerordentliche Verkomplizierung der Bewußtseinsstruktur, daß fast allgemein die Überzeugung vorherrschend geworden ist, die Problematik der Kunsterlebnisse sei unlösbar und gehöre zu den ewigen Welträtseln.

Selbstverständlich beabsichtigt auch die analogische Arbeitshypothese niemals ein perpetuum mobile zu isolieren und den Zusammenhang mit der unbegreiflichen Ganzheit des Daseins durch eine letzte Erklärung der schöpferischen Ursachen zu zerreißen. Aber alle sichtbaren Erscheinungen lassen sich bei einiger Geduld und Beobachtungsschärfe so weit zergliedern, bis ihr Gewebe entwirrt ist und die ursprünglichen Fäden sich in dem Dunkel des einzigen umfassenden Geheimnisses verlieren, das die Analogik als Postulat der schöpferischen Ursachen und der Arbeitsweise unseres Denkapparates voraussetzt.

Alles Irdische ist nicht ohne das Himmlische denkbar, doch auch alles Himmlische kann nur durch Irdisches wesenhaft und wirksam werden. Das Göttliche der Schöpfung bedarf profaner Ausdrucksmittel, und so ist es unvermeidbar, daß nicht nur der reine Kunstsinn durch eine Konsonanz Lustempfindungen erweckt, sondern daß auch das Gestaltungsmaterial durch einen Konsonanzzwang Sympathie oder Antipathie fühlbar macht.

Darin liegt der Schlüssel für alle Widersprüche, die eine Übereinstimmung der Menschen hinsichtlich ihrer Kunsturteile verhindert haben. Um einer grundsätzlichen Klärung willen ist es notwendig, den Kontrast zwischen künstlerischen und stofflichen Erlebnissen an ihren theoretischen Extremen anschaulich zu machen, zwischen denen die ganze Mannigfaltigkeit eingespannt ist.

Wir ahnen zwar, daß das Weltganze eine vollkommene Harmonie ist, aber wir sind als Bestandteil dieser Harmonie unfähig, sie zu begreifen und sie zu erleben. Unser eigenes dämonisches Ich, das persönliche Symbol des göttlichen Urtriebes, ist zwar der Weltschöpfer, aber unser Bewußtsein kann nur bruchstückhaft hiervon Zeugnis ablegen. Die Unvollkommenheit unserer Bewußtseinsstruktur ist gewissermaßen die Ursache der Zertrümmerung, die aus der Einheit des Schöpfungsgeistes eine Mannigfaltigkeit von disharmonischen oder teilharmonischen Bestandteilen entstehen ließ und den Begriff des ungestalteten Stoffes ergeben hat.

Wir können nicht die Einheit des Weltganzen wieder herstellen, solange wir selbst darin ein Teildasein führen. Wir können nur im Rahmen des eigenen Begreifens kompositorische Spiegelbilder des Weltgeistes schaffen und damit unser Ahnen eines Schöpfungssinnes verstärken. Jedes Kunstwerk, jede Schlußfolgerung und jede harmonische Weltanschauung ist ein solches Spiegelbild, für dessen Aufbau wir das Kompositionsmaterial aus den Trümmern des Weltganzen zusammensuchen.

Die Vorstellbarkeit dieser analogischen Tatsache wird dadurch erschwert, daß viele Trümmer nicht gänzlich ungeformt oder

ursprünglich geblieben sind, sondern bereits kompositorisch verwandelt wurden. Die Wirklichkeit, wie wir sie täglich in der Konsonanz unserer Bewußtseinsstruktur erleben, besteht aus Teilen, die wir naturhaft nennen, und solchen, die bereits als Vorkompositionen die Wirkung einer Konsonanz des Urtriebes fühlbar machen. Die Gebilde von Menschenhand und besonders alle künstlerisch oder mit einer geistigen Selbständigkeit beeinflußten Gegenstände empfinden wir nicht als ursprüngliches und sozusagen jungfräuliches Kompositionsmaterial. Wenn ich demnach einen extremen Gegensatz zum Kunsterleben aufstellen will, dann muß ich mir eine Wirklichkeit abgrenzen, die keinerlei erkennbare künstliche Vorformung erfahren hat und damit auch keine Konsonanzneigung des Urtriebes verspürbar macht. Das nenne ich reine Natur.

Die Abgrenzung ist ungemein schwierig und für einzelne Menschen sehr unterschiedlich. Ich kann mich nicht einfach auf alle Vorstellungen beschränken, die offensichtlich niemals von Menschenhand beeinflußt worden sind, denn der Mensch selbst ist ein Bestandteil der Natur. Was für den einen Betrachter noch rein naturhaft disharmonisch erscheint, mag für einen Künstler schon vorgeformt sein. Je zweckgebundener und älter ein artefactum ist und je historischer es von einem aktuellen Zusammenhang getrennt werden kann, desto mehr gleicht es einem Naturprodukt, denn es handelt sich immer nur um möglichste Ausschaltung jeder Erlebnisart, die einen Gleichklang mit dem Urtrieb enthält.

Ein modernes Kunstwerk der Architektur wird ein Maler kaum jemals als Kompositionsmaterial für ein Bild verwerten wollen. Je vollendeter ein Gedicht oder ein Schauspiel ist, desto weniger eignet es sich als Anlaß einer musikalischen Komposition. Der Künstler sucht nach einem ursprünglichen Stoff, und deshalb sind Ruinen malerischer und sprachlich nicht restlos ausgeschöpfte Dichtungen anregender für eine musikalische Neuschöpfung.

Die einfachsten allgültigen Beispiele für die reine Natur sind eine unberührte Urwaldlandschaft, die Einsamkeit des Weltmeeres, die Größe des Sternenhimmels usw. Der für umfassende Eindrücke empfindsame Mensch registriert in einer solchen Umgebung ein Ergriffensein, das dem Kunsterleben sehr ähnlich zu sein scheint und wegen seiner gleichermaßen beherrschenden Totalität sehr häufig damit verwechselt wird. In beiden Fällen stellt sich eine nahezu religiöse Andacht ein, und das Bewußtsein ahnt ein Beteiligtsein des Menschen bis tief in die kompositorische Wesenhaftigkeit des Körperlichen hinein. Die Atmung wird beengt oder erweitert, die Muskeln spannen oder entspannen, ein Druck auf den Magen wird fühlbar, oder man verspürt eine körperliche Befreiung mit erschauernden Reflexen der Hautnerven.

Das Erlebnis ist ganz anderer Art als bei freudigen, leidvollen oder schreckhaften Anlässen, die ebenfalls im Körperlichen reflektiert werden. Oft genug reagiert das Bewußtsein nicht einmal unmittelbar, und nur die nachträglichen Wirkungen lassen auf eine sehr starke Beeinflussung schließen, d. h. zumeist durch den Nachweis einer seelischen Erneuerung und Erfrischung mit einer spürbaren Steigerung schöpferischer Fähigkeiten in Gebieten, die stofflich nicht das Geringste mit der erlebten Natur zu tun haben brauchen.

Jeder Kunstgenuß ist ein Erlebnis der schöpferischen Individualität und ein Zeugnis, daß der einzelne Mensch ein Ebenbild des Weltschöpfers sein kann. Jede Ergriffenheit von einem Erlebnis der reinen Natur kennzeichnet dagegen die Auflösung des Individuellen durch das Ahnen eines Teildaseins in der Weltschöpfung.

Weitgehend ergriffen — bis zur Vollständigkeit der Bewußtseinsstruktur — kann ich in beiden Erlebnisfällen sein, aber die Nachwirkungen sind einander entgegengesetzt, und diese Entscheidung ist wichtig, um ein Bild der Ordnung zu gewinnen.

Der Kunstgenuß ist in seiner schlackenreinen Form, für die es in der Praxis nur Näherungswerte gibt, eine unzweifelhafte und überwältigende Freude. Es ist die Belohnung für die Gipfelleistung individueller Entwicklung, über die hinaus es keinen weiteren Aufstieg gibt. Die Offenbarung des Göttlichen ist das Endziel der Menschheit, und das Erreichthaben macht trieblos in irdischen Belangen. Sicherlich mag dieser oder jener Künstler daraus Anregungen ziehen, um seine persönliche schöpferische Tätigkeit zu verfeinern und vor allem technisch abzuwandeln, aber das betrifft nicht die wesentlichen Gesetze des Kunstgenusses, dessen sich der Künstler niemals im eigenen Schaffen bewußt wird.

Je stärker ein Mensch die Vorkompositionen, die wir Kunstwerke nennen, in sich aufnimmt und verarbeitet, um das schöpferische Walten des Urtriebes zu verspüren, desto abhängiger wird er von dieser höchsten Erlebnisart werden. Es tritt eine Verwöhnung ein, die allmählich den Hauptteil der Kräfte beansprucht, bis der eigene kompositorische Entwicklungstrieb sich mehr und mehr vergeistigt und den Zusammenhang mit seinem eigenwilligen Ursprung verliert.

Der höchstgezüchtete Typ des Kunstgenießers ist schließlich fast nur noch ein Resonanzkörper, und das äußert sich in einer Verkümmerung seiner profanen Lebensfähigkeit. Mit der Gewöhnung an Vorkompositionen vermindert er seine eigene Schaffenskraft, und deshalb muß erneut die Andersartigkeit des schaffenden Künstlers betont werden, der nur deshalb die Lebenskräfte zu urkompositorischen Leistungen aufbringt, weil er irdisch triebhaft und keineswegs kunstgenießerisch seinem Ursprung verhaftet bleibt.

Der Ursprung des Menschen ist ein Dasein als Kompositionsbestandteil der Weltschöpfung ohne ein geistiges Selbstbewußtsein. Der Mensch als Inbegriff aller lebendigen Wesenhaftigkeiten ist aus der Ganzheit des Kosmos hervorgegangen, und aus diesem unbekannten Raum der schöpferischen Ursachen stammen alle seine Lebenskräfte. Das letzte Ziel des

Eigenlebens ist eine reiche Bewußtseinsstruktur, die ihm Offenbarungen des Urtriebes ermöglicht. Das künstlerische Schaffen, und darin sind auch alle erfinderischen Leistungen, alle weltanschaulichen, politischen, wirtschaftlichen Gestaltungen, d. h. überhaupt alle schöpferische Tätigkeit eingeschlossen, ist durchaus nicht von der Ausentwicklung der Bewußtseinsstruktur unmittelbar abhängig, sondern nur so weit, als das Kritikvermögen zur Bereinigung der Formulierungen benötigt wird.

Die schöpferischen Einfälle entstehen unbewußt, und sie sind abhängig von den Triebkräften, die der Mensch aus seinem Ursprung mitgebracht hat.

Deswegen zeichnen sich Künstler vor anderen Menschen dadurch aus, daß sie einerseits in ihrer Bewußtseinsstruktur gelegentlich fast bis in die Höhe des Verstandes des verfeinerten Kunstgenusses reichen, aber andererseits außerordentlich primitiv sind und als eingebundene Kompositionsteile mit ihrer Verwurzelung noch unmittelbar Kräfte aus dem frühen Entwicklungszustand des menschlichen Herkommens ziehen. Trotzdem der Kunstgenießer bis zu einem gewissen Grade — wenn auch nur unselbständig — schöpferisch sein muß, um die Vorkompositionen vervollständigen zu können, nährt er sich nicht mehr in einem nennenswerten Maße aus dem Raum der unbekannten Ursachen. Das tut jedoch der urschöpferische Künstler, der darin sehr viel mehr den primitiven Lebewesen ohne verfeinerte Bewußtseinsstruktur ähnelt.

Mit der Zunahme der Abstraktionsfähigkeit nimmt die Naturverbundenheit ab, und damit auch die ursprüngliche Kraftreserve. Andererseits sind primitive Menschen zum Kunstgenuß und zum Verständnis des Einklangs mit dem reinen Urtrieb ungeeignet. In ihrer Vielfältigkeit sind sie vielmehr die Kraftsammler für die Entwicklung einzelner Individuen, die aus ihnen hervorgehen und mit ihrer Erkenntnis den ganzen Lebensvorgang zum Abschluß bringen.

So kann man eine Volksgemeinschaft mit einem Baum vergleichen, dessen Wurzeln die im Dunkeln lebenden primitiven und sehr naturverbundenen Einzelmenschen darstellen. In dem Stamm verdichten sich die lebendigen Bestandteile zu einer Massenhaftigkeit, die ihre aus dem Urgrund gesogenen Kräfte weiterleitet und zum Allgemeingut werden läßt. Die Blätter an den Zweigen nehmen die Einflüsse des Himmels in Empfang und in den zur Zeit der Reife sprossenden Zeugungsorganen bereitet sich die Wiederholung des Schöpfungsaktes vor. Die Blüten bedeuten die Erfüllung des Daseinszieles, doch wenn ein neuer Baum entstehen soll, dann muß die Frucht zur Erde zurückkehren, um mit neuen Wurzeln wieder unmittelbar aus dem Urgrund Kräfte zu holen. Der Reichtum der Blüten vergeht, und es sind nur sehr wenige Früchte, die Wurzeln schlagen.

Mit dem Gesagten möchte ich folgenden Tatbestand erklärlich machen:

Kunstwerke können zu befruchtenden Offenbarungen werden und einen Reichtum an Blüten bedeuten, aber sie vermitteln keine Kräfte. Nur in seltenen Fällen dienen sie einer neuen Entwicklung als Entstehungsursache, die jedoch erst eine Frucht in den mütterlichen Urgrund senden muß, um die Kräfte des unbekannten Ursprungs zu gewinnen.

Für die irdische Zielstrebigkeit von Menschen und Völkern sind Kunstwerke nutzlos. Sie sind Selbstzweck und Endzweck, sofern nicht der seltene Fall der Entstehung eines neuen Großorganismus als beabsichtigt denkbar ist. Aber im übrigen bleibt jede Frage nach einer rationellen Verwertung unbeantwortet, denn echte Erkenntnise vermitteln nur das beseligende Bewußtsein eines erfüllten Daseins, das der Rückkehr in das unbekannte Reich der schöpferischen Ursachen vorangesetzt ist. Das resignierende Betonen des Lebens um seiner selbst willen ist sinnlos, denn alles gesunde Dasein hat ein Ziel, und wenn das Ziel erreicht ist, beendet das Glück der Erfüllung die Entwicklung. Ein Baum kann lange Zeit hin-

durch Blüten treiben und ohne quälende Probleme materieller Gewinnansprüche sich selbst ausleben, aber auch die schönsten Leistungen verzehren die angesammelten Kräfte ohne den geringsten — irrtümlich so oft erhofften — Vorteil für das eigene Wachstum.

Die Lebensdauer von Bäumen, Menschen und Völkern wird nicht durch Blüten und Früchte gesteigert, sondern ausschließlich durch die Wurzeln.

Je ursprünglicher der Urgrund ist und je triebstärker die Wurzeln davon Gebrauch machen, desto größer werden die Kräftevorräte sein. Das Konsonanzvermögen hierfür ist in jedem Menschen vorhanden, und zwar durchschnittlich im umgekehrten Verhältnis zum Einflußbereich des unmittelbaren Urtriebes. Eine Sonderstellung nehmen die schöpferischen Menschen ein, bei denen eine überdurchschnittliche Spannweite beide Erlebnisarten in einem hohen Maße zur Auswirkung bringen kann.

Damit kommen wir auf den Ausgangspunkt der Überlegungen zurück. Das Erlebnis der reinen Natur setzt zwar gleichfalls eine Konsonanz des Denkapparates voraus, aber die Bewußtseinsstruktur wird sehr unterschiedlich in Mitleidenschaft gezogen. Während der Kunstgenuß die reinste Freude bringt, kennzeichnet das Naturerleben die bereits geschilderte Unschlüssigkeit oder das Pendeln zwischen Bedrücktsein und dem Gefühl einer Befreiung. Der Mensch registriert vor großartigen Naturphänomenen oft eine eigene Hilflosigkeit, Bedeutungslosigkeit und Untertänigkeit, die im Falle stärkeren Einfühlens sich in die befriedigendere Form der Zugehörgkeit, des Eingeordnetseins und der Geborgenheit abwandelt.

Da mit der Abnahme des Selbstbewußtseins auch die Registrierbarkeit der Empfindungen verlorengeht, ist das reine Naturerleben schwer nachprüfbar, vor allem soweit es primitive Menschen betrifft. Deutlich kennzeichnend ist jedoch die Sehnsucht, die viele verstädterte Menschen ohne klare Zweck-

erklärung und trotz mannigfaltiger Mühseligkeiten immer wieder in die Bezirke ursprünglicher Natur hinaustreibt.

Das äußert sich aus naheliegenden Gründen niemals bei Bauern, Fischern, Förstern und ähnlichen naturverbundenen Geschlechterfolgen, die das Wurzelwerk eines Volkes bilden und mangels geeigneter Kontrasterlebnisse überhaupt kein Konsonanzbewußtsein erlangen. Am sichtbarsten ist der Trieb bei Großstädtern, die durch ihre zumeist beruflich bedingte Naturentfremdung sehr viel leichter zu klar geformten Naturbegriffen kommen. Die stärkste Verbundenheit oder Natursüchtigkeit muß bei denjenigen Volksschichten angenommen werden, aus denen die urschöpferischen Individuen entstammen, wohingegen der Prototyp des lediglich nachschöpferischen Kunstgenießers folgerichtig kaum noch ein Konsonanzvermögen für eine Natur ohne künstlerische Vorkompositionen triebhaft werden läßt.

Die Religion nimmt eine sehr weitgreifende Mittelstellung zwischen den beiden theoretischen Extremen ein. Als persönlichstes Erlebnis einer Offenbarung ist sie einem Kunstwerk vergleichbar und rein individualistisch. Diese Wirkungsweise habe ich in den vorangegangenen Kapiteln beschrieben, doch wie es bei der Mosaikarbeit der analogischen Darstellung unvermeidlich ist, bedarf die Beschreibung einer nachträglichen Ergänzung.

Eine Religion ist in allen Fällen ihrer allgemeinen Bezeichnungsberechtigung ein Großorganismus, der bei christlichen Ausprägungen Kirche genannt wird. Sie gestattet nur wenigen höchstentwickelten Menschen ein persönliches Offenbarungserlebnis. Im übrigen suchen die Anhänger in ihr kein Selbstbewußtsein, sondern im Gegenteil ein Aufgehen in Organaufgaben mit dem belohnenden Gefühl eines sinnvollen Geborgenseins als Kompositionsteil. Das sind im Grunde die gleichen Motive, die unbewußt zu Naturerlebnissen führen und auch ähnliche widerspruchsvolle Gefühle veranlassen.

Für geistig überzüchtete Kunstgenießer kann ein religiöser Großorganismus sogar eine Vorkomposition für das Ursprungserlebnis eines Teildaseins bedeuten, das sie selbst nicht mehr unmittelbar in der Natur zu finden vermögen.

Dementsprechend muß man mit der Voraussetzung verworrener Übergänge eine Zweiteilung vornehmen und in einer Kirche zwischen den Wissenden mit subjektiven Offenbarungserlebnissen und der Masse der Gläubigen mit allen geistigen Entmündigungserscheinungen unterscheiden.

Die ersteren sind so weitgehend individualistisch, so weit es die Kompositionsdisziplin zuläßt. Sie fühlen sich sogar kritikbefugt. Im wesentlichen rekrutieren sich aus dieser Gruppe die geistig tragenden Priester und Erneuerer, wenn auch durchaus nicht immer die Führernaturen des äußerlichen Machtgebildes. Viele Religionen und besonders die katholische Kirche zeigen an der priesterlichen Isolierung von Asketen, Eremiten und Klostergemeinschaften folgerichtig die Abkehr von allen lebens- und wachstumsbejahenden Interessen, die das Ende der irdischen Entwicklung mit der Erfüllung der individualistischen Sehnsucht nach göttlicher Offenbarung kennzeichnet.

Die Masse der Gläubigen dagegen fühlt sich durch das beruhigende Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft in ihrem irdischen Triebleben eher gestärkt und mit neuen Kräften der profanen Welt zugewandt, so weit man von den krankhaften Erscheinungen einer vorzeitigen Weltflucht aus Schwäche oder Zwang absieht.

Ebenso wie das Höchstmaß des Individualismus jeden engeren großorganistischen Rahmen sprengt und wenigstens nach den zur Zeit gültigen Beobachtungen von keiner Religion eingeschlossen wird, so ist auch das Erlebnis des Teildaseins in einer Kirche niemals von der gleichen Tiefenwirkung wie in der ursprünglichen Natur. Während auf der einen Seite nur der umfassende Großorganismus der Menschheit die reinsten Vorstellungen des veredelten Menschen im Mittelpunkt des Weltganzen erweckt, vermag allein das kosmische

Gefühl in der reinen Natur eine weitgehende Auflösung der Bewußtseinsstruktur und eine Mobilisierung der Kräfte durch ursprüngliche Neuordnung zu ermöglichen.

Der unbewußte Einklang mit dem Urtrieb schenkt uns die Gestaltungskraft. Das Bewußtwerden des Urtriebes bedeutet die Offenbarung des Schöpfungswillens. Das unbewußte Erleben der Natur verschafft uns das Kompositionsmaterial, und das Bewußtwerden erinnert uns an den Ursprung unseres irdischen Daseins.

Die Verbundenheit mit dem Ursprung hat einen großen Einfluß auf den Kräftehaushalt des Menschen. Zwar kann niemand seine Entwicklung noch einmal vom Ursprung aus neu beginnen, um die im Leben gewonnenen Erfahrungen voll auszunutzen, aber die innerliche Konsonanz einer Rückbesinnung kann viele verschüttete Kräfte und Ideen befreien, auffrischen und mit einem erhöhten Nutzeffekt organisieren lassen. Das gilt nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für eine große Kulturgemeinschaft, in der ein unsichtbarer Austausch von ursprünglichen Kräften stattfindet.

Vielfach wird die Ansicht vertreten, daß ein körperliches Wohlbefinden die seelische Spannkraft verbessert, und daß demgemäß das Naturerleben einer Sommerfrische auch der geistigen Leistungsfähigkeit zugute kommt. Selbstverständlich stehen Geist und Körper in dauernden Wechselbeziehungen, aber ich spreche nicht von einem körperlich gesunden Leben, das mit dem Begriff naturhaft zumeist verbunden wird, sondern von Ursprünglichkeitserlebnissen, die sicherlich auch auf den körperlichen Zustand günstig wirken. Ich meine das seelische Wurzelwerk, ohne das der Geist mangels Kompositionsmaterial und Kraftzufuhr verkümmern und sich auf ein ästhetisch unproduktives Eigenleben beschränken muß.

Dem Massenmenschen des Hauptstammes steht weit mehr Wurzelnahrung zur Verfügung als er für sein bescheidenes Eigenleben benötigt, und deshalb leitet er seinen Überschuß durch Verschmelzung in einer Gemeinschaft auf eine ganz un-

persönliche Weise an spätere Generationen weiter, die den Vorrat zum Ausreifen von Blüten aufbrauchen und mit dieser gewaltigen Kraftanspannung die Vorratsbildung sinnvoll machen können. Das Zellgebilde am Hauptstamm ahnt gar nichts von seiner Organaufgabe, und es spürt nur bei vorzeitiger Überzivilisierung, daß ihm der Zusammenhang mit dem ernährenden Ursprung fehlt, und daß es ihn auf irgendeine triebhafte Weise zurückgewinnen muß. Die eigene Auswertung der schöpferischen Kräfte, die der Massenmensch weiterleiten soll, ist ihm gewissermaßen verboten. Wenn man mit ihm von Kunstwerken redet, dann betrachtet er diese Vorkompositionen völlig falsch wie Surrogate echten Naturerlebens. Daran erkennt man die Einseitigkeit seines Daseinszweckes. Das Bild einer Heidelandschaft ist ihm nur ein kümmerlicher Ersatz der echten Heidelandschaft, die er unbewußt mit einem Heimatgefühl liebt. Die Abstraktionsfähigkeit zum reinen Kunstgenuß besitzt er nicht, und deshalb ist er an eine photographische Sinnfälligkeit gebunden.

Der schöpferische Mensch, der das Baumgebilde krönt, bedarf in einem noch weit stärkeren Maße der naturhaften Rückbesinnung, die ihn den gewaltigen Kraftverbrauch regulieren läßt und ihn mit Kompositionsmaterialien versorgt. Auf ihn kommt es vor allem an, wenn auf die regenerative Bedeutung von Ursprünglichkeitserlebnisen in der Natur hingewiesen wird.

Ein Dichter, Maler, Musiker, ein Philosoph, ein technischer Erfinder, ein aufbauender Wirtschaftler oder Politiker, der nicht von Zeit zu Zeit durch Konsonanz mit seinem Ursprung den ihm zugebilligten Kräftevorrat sinngemäß ausrichtet, wird sich schnell verbrauchen und ihm wird plötzlich nichts mehr einfallen oder gelingen. Ihn verläßt sein guter Engel und das Glück eines günstigen Schicksals. Kein Verstand kann die Wirkung der Ursprünglichkeitskonsonanz ersetzen.

So vermag selbst die größte Willensanspannung niemals ein Geschenk des Urtriebes zu erzwingen, und da sich dessen

Wirken jenseits der Bewußtseinsstruktur abspielt, ist auch eine Kontrolle nicht möglich. Erst an den Folgen eines schöpferischen Einfalles, des Erlebens einer Offenbarung und eines glücklichen Ablaufes von Geschehnissen gewinnt das Ahnen eines persönlichen Begnadetseins einen formulierbaren Ausdruck.

Ebensowenig bietet das gegenteilige Verhalten eine Erfolgsgarantie. Es nützt nichts, sich einfach zu unterwerfen und sich gänzlich willenlos einer allmächtigen Schicksalsbestimmung ausliefern zu wollen. So bequem läßt sich der Urtrieb keinesfalls für die letzten Endes stets nachweisbar selbstsüchtigen Hintergedanken einspannen. Zugestandenermaßen zieht jede Überheblichkeit sehr bald die totalste Abschnürung der unbewußten Einflüsse nach sich, aber erstens gibt es noch andere Verriegelungen, und zweitens bleibt auch ein offenes Gefäß leer, solange es nicht regnet. Ein echter Fatalismus oder der bei vielen Religionen und Mythologien zugrunde liegende Gedanke einer Bestechung überiridischer Mächte durch unterschiedliche Angebote einer Opferwilligkeit mit Rentabilitätsrechnungen sind im allgemeinen nur Formen des Selbstbetruges oder großorganistischer Zielstrebigkeit.

Es kann überhaupt keine direkte Methode geben, denn dazu ist die Einflußweise des Urtriebes viel zu wenig begreiflich. Dagegen ist es denkbar, daß bestimmte Arten der Geisteshaltung mit großer Sicherheit die schöpferische Einflußzone verengen oder absperren, so daß ihre Vermeidung die Wahrscheinlichkeit einer aktiven Anteilnahme des Urtriebes erhöht. Hybris, konzentrierter Energieaufwand bei primitiver Eigensüchtigkeit, das Erzwingenwollen schöpferischer Einfälle, eine Überschätzung des Besitzes an exaktem Wissen und dogmatische Abhängigkeit von Grundsätzen sind in jedem Falle hinderlich oder zumeist sogar ausschaltend. Das gleiche gilt von dem entgegengesetzten Extrem knochenloser Lässigkeit, das dem Urtrieb kein Kompositionsmaterial zum Formen und Umformen anbietet. Der Gedanke, für die Beherrschung der

Urtriebkräfte Rezepte aufzustellen, widerspricht schon gefühlsmäßig der natürlichen Anschauungsweise vom Göttlichen.

Die Hoffnung auf eine Wirksamkeit des Gebetes und einer Ordnung der Bewußtseinsstruktur zum Zweck einer Schicksalsbeeinflussung braucht deshalb noch nicht aufgegeben zu werden. Man muß sich nur daran erinnern, daß der analogischen Arbeitshypothese zur Übertragung von kompositorischen Wesenhaftigkeiten ganz allein das Mittel der Konsonanz zur Verfügung steht, und daß es ausschließlich auf die Schaffung einer Konsonanzbereitschaft ankommt. Hierfür bedürfen wir einerseits eines geeigneten Entspanntseins und andererseits eines verwertbaren Materialbesitzes, der in einem gänzlich spannungslosen Zustand nicht mehr vorhanden sein kann.

Das Vorbild geben uns die Entwicklungszeiten kindlicher Altersstufen, in denen beim Aufbau einer Vorstellungswelt sehr starke schöpferische Kräfte angenommen werden müssen, um die ursprüngliche Entstehung von Vorstellungselementen und ihre nachfolgende Verwendung zu sehr umfassenden Kompositionen erklärlich zu machen. Die Kindheit ist stets die schöpferisch regsamste Zeit, und je weiter eine kindliche Unbefangenheit in die einem Menschen zugestandene Lebensspanne hineinreicht, desto mehr wird man seine Leistungsfähigkeit neuschöpferisch nennen.

So ist es eine alltägliche Erfahrungsweisheit geworden, daß bedeutende Denker, Dichter, Künstler, Wirtschaftler und Politiker sich irgendwo einen überraschend kindlichen Tummelplatz von Vorstellungen bewahrt haben, der den ausgereiften Menschen oft verwunderlich und eigentlich sogar unwürdig erscheint. Meist bezieht sich dies auf eine partielle Verständnislosigkeit gegenüber sogenannten realen Problemen des Lebens. Man spricht vielleicht auch davon, daß die Betreffenden ihre Pubertätszeit noch nicht überwunden haben oder jedenfalls noch nicht die feste endgültige Ausprägung eines erwachsenen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft erlangen

konnten, die sie mit ausreichender Selbstkritik vor Dummheiten, Albernheiten und sonstigen Normwidrigkeiten bewahrt.

Die kindliche Unstarre läßt sich selbstverständlich nicht künstlich erzeugen oder konservieren, und ein kindlich törichtes oder unwürdiges Verhalten garantiert keine Schöpferkraft, aber der Grundgedanke bleibt zu Recht, daß weder das Wollen noch eine amorphe Breiigkeit des Willenlosen, sondern die spontane Aufnahmefähigkeit des Kindes dem Urtrieb die größte Einflußzone ermöglicht.

Die kennzeichnenden geistigen Eigenschaften des Kindes sind Neugierde, eine Unvoreingenommenheit, die in überwindbare Vorurteile eingebettet ist, Spieltrieb, Ernsthaftigkeit in unstarren Illusionen, Wechsel in den Interessen durch leichte Ablenkbarkeit und naive Eigensucht mit verhältnismäßig geringen großorganistischen Bindungen der Bewußtseinsstruktur. Nicht die Nacht und nicht der Tag, nicht Schlaf und nicht Wissen, sondern der halbwache Zustand des aufdämmernden Bewußtseins ist die Zeitspanne der größten schöpferischen Befruchtung, die normalerweise mit der körperlichen Reife ausklingt, und aus deren Vorratsbildung der Mensch bis an sein Lebensende für den Kern aller seiner schöpferischen Taten angewiesen bleibt.

Es dürfte wohl keinem Menschen gegeben sein, die günstigsten Umstände für das entscheidende Kindheitsalter mit ihrer ungeheuren gegensätzlichen und konfliktreichen Vielfalt methodisch zu rekonstruieren, und deshalb muß die anfängliche Frage hinsichtlich der initialen Vorratsbildung ohne Beantwortung bleiben und auf den Teil des Problems beschränkt werden, der die größtmögliche Auswertung des jeweils bereits vorhandenen Besitzes an schöpferischen Einfällen im Einklang mit dem Urtrieb betrifft.

Hierzu verhilft eine andere Beobachtung, nämlich die Tatsache, daß die meisten schöpferischen Menschen in ihrem Leben ganz andere Ziele verfolgten als die Taten, deren Wirkung sie im Gedächtnis der Mitmenschen unsterblich werden ließen.

Den bedeutendsten Einfällen, Kompositionen und Entdeckungen haftet vielfach das Merkmal an, daß sie anscheinend absichtslos oder nur nebenher entstanden sind. Dabei muß man schicksalshafte Entdeckungen einrechnen, die irrtümlicherweise häufig dem Zufall zugeschrieben werden. Man kann beispielsweise die Tat eines Kolumbus nicht als Zufälligkeit bezeichnen, denn sie ist eine schöpferische Leistung der Schicksalsbeeinflussung. Die Äußerlichkeit, daß er den Seeweg nach Indien finden wollte und nur nebenbei eine neue Welt für das Abendland entdeckte, ist gerade wegen der falschen Zielstellung für das unbewußte Walten des dämonischen Ich besonders beweiswürdig.

Der weitaus überwiegende Teil des Tätigkeitsbereiches eines Goethe war mit ministeriellen Verwaltungssorgen ausgefüllt, und sein Ehrgeiz hat sich häufiger auf Erfolge als Maler und Wissenschaftler statt als Dichter gestützt, während die dichterische Programmatik eines Schiller mehr handwerkliche Leistungen als dichterische Einfälle und eigenschöpferische Erkenntnisformulierungen zuließ, nachdem die jugendliche Ursprünglichkeit sich verminderte und er gezwungen war, nach Stoffen zu suchen und Moralvorstellungen zu übernehmen.

Wenn sich Maler fachlich unterhalten, werden sie niemals das Thema des schöpferischen Mitschwingens berühren, denn sie wissen selbst nicht, worin eigentlich der Offenbarungswert ihrer Werke liegt. Sie sprechen nur von technischen Dingen, vom kompositorischen Handwerk und vom Gegenständlichen ihrer Motive. Das Künstlerische entsteht absichtslos.

Von Musikern kann man das gleiche sagen. Echte neuschöpferische Einfälle erfolgen zumeist, wenn man sich gedanklich mit etwas ganz Andersartigem beschäftigt, und nur das Unbewußte wach geblieben war.

Ein Napoleon mit seiner unleugbaren politischen Kompositionskraft war von einem bestimmten Zeitpunkt seiner irdischen Erfolge an nicht mehr fähig, seine Selbstüberheblichkeit auszuschalten, und deshalb blieben alle seine gemeinschaftsbildenden Bemühungen so weit erfolglos, wie sie eigennützig und

zielstrebig waren. Trotzdem verursachte er durch Konsonanzinfluenz in Deutschland parallele Triebkräfte, die letzthin zur Einigung des Deutschen Reiches führten und von seinem schöpferischen Können ein unerwartetes Zeugnis ablegten.

Solche Beobachtungen sind außerordentlich zahlreich, und sie zeigen eine Möglichkeit des halbwachen Zustandes, der durch die Bindung des Wollens und Wissens in einem Nebenbezirk zustande kommt.

Es ist denkbar, daß eine starke schöpferische Natur ihr gefährliches Übermaß an bewußter Zielstrebigkeit auf einem Nebengleis konzentriert und damit für das ihm unbewußte oder unwichtig erscheinende Hauptgleis unschädlich macht. Das ist der Geist, der stets das Böse, d. h. das Eigensüchtige will, und dabei das Gute, d. h. das unpersönlich Schöpferische tut. Die Konsonanzkraft des Schöpferischen wird aus den Zügeln des Wollens und aller Zielschablonen befreit, ohne daß eine vollständige Materialleere und Direktionslosigkeit eintritt.

Die Trennung des bewußten Ich von dem dämonischen Ich wird man bei allen schöpferischen Großleistungen an charakteristischen Äußerlichkeiten erkennen können. Unmittelbar neben einer erstaunlichen Konzeptionsfähigkeit und Hellsichtigkeit wirkt der sichtbare Verstand oft engstirnig oder geradezu kritikvermindert. Manchmal erscheint er bei Verfolgung eines sinnlos anmutenden Zieles fast krankhaft außer Anwendung gesetzt, während gleichzeitig außerhalb der Sichtbarkeit Geschehnisse sich entwickeln, die man erst nachträglich in einen schöpferischen Zusammenhang mit dem dämonischen Ich bringen kann. So verhält es sich nicht nur bei Künstlern, Politikern und Wissenschaftlern, sondern auch bei den seltener erkennbaren Lebensgestaltern, die wie ein Gärungsmittel oder eine Kontaktsubstanz wirken und solange die Möglichkeit einer Schicksalsbeeinflussung besitzen, bis die Hybris oder das Übermaß des zielstrebigen Wollens plötzlich die Verbindung mit dem Ursächlichen abschnürt. Die Konsonanzwirkung wird sich dann sofort auf neue unkontrollierte Geleise verlagern und ein schöpfe-

risches Wachstum an ganz anderen Stellen, vielleicht sogar mit einer Zielumkehrung, anregen.

Daraus ergibt sich eine Maßregel für ein zweckdienliches Verhalten, über deren Anwendbarkeit allerdings noch keinerlei allgemeingültige Erfahrungen gesammelt werden konnten. Wenn ich ein Ziel fest im Auge habe und mein ganzes Können zur Erreichung anspanne, dann wird dieses Wollen das Vollbringen verhindern. Der Wille kann Fleißaufgaben erzwingen, aber keine schöpferischen Eingebungen. Nun kann ich mir vorstellen, daß sich ein zeitweilig übermächtiges Wollen in das Unterbewußtsein einbrennt und dort fortlebt, auch wenn der Verstand und die bewußte Aktivität sich nach mancherlei Enttäuschungen auf andere Ziele verlagert haben. Die Entspannung der Bewußtseinsstruktur und das Abklingen des Wollens lösen den Krampf der Einflußbahnen des Urtriebes, und dann kann es geschehen, daß eine günstige Schicksalswendung eintritt oder sich die erhoffte Eingebung einstellt, wahrscheinlich besser und dauerwertiger, als man sich die Erfüllung seiner Wünsche vorher ausgemalt hatte.

Ich gebe diese Überlegungen mit allen Vorbehalten einer strengen Nachprüfung preis. Es handelt sich um Beobachtungen, deren Sinn ich immer wieder bestätigt gefunden habe, die aber bei der Schemenhaftigkeit meiner Darstellungsmittel sehr leicht anzugreifen sind, sofern eine analogische Folgerichtigkeit nicht zugestanden wird. Außerdem reicht auch eine Anerkennung nur wenig über interessante Aufklärungen hinaus, denn gerade der bewußten Anwendbarkeit eines Erfahrungswissens sucht sich die schöpferische Dämonie der gestaltenden Kräfte zu entziehen. Die Theorie kann hauptsächlich nur dazu dienen, den Raum der behindernden Fehler zu begrenzen und alles aufzudecken, was man nicht tun darf, wenn man den in der halbwachen Entwicklungszeit angesammelten Schatz ursprünglicher Ideen und Kräfte möglichst ökonomisch und eigenlebendig verwerten und mit seinem Erfahrungswissen fruchtbar auskleiden will.

Positiv gibt es wohl nur ein einziges Hilfsmittel, und das ist die Konsonanz mit der Zeit der ursprünglichen Aufnahmebereitschaft für Einflüsse des Urtriebes. Es ist begreiflich, daß bei sonst günstigen Verhältnissen viele der vergessenen und im Unterbewußtsein schlummernden Ideen und Kräfte durch eine tief innerliche Rückbesinnung zu einem neuen Vorstellungsleben erweckt werden und dann in der Bewußtseinsstruktur gestaltungsfähiges Material finden können. Theoretisch ist es ein Idealfall, wenn sich jugendliche Ursprünglichkeit gelegentlich einmal des Vorstellungsreichtums späterer Jahre bedienen darf. Bei bedeutenden Schöpfernaturen spricht man dann von einer Höhe der Schaffenskraft oder von ausgereiftesten Leistungen, wofür die nachweislich sehr frühe Idee von Goethes Faust in seiner späteren Gestaltung das schönste Beispiel bietet.

Jeder Mensch, der in seinen Mannesjahren Gelegenheit findet, nach längerer Selbständigkeit und Abwesenheit in die möglichst unveränderte Umgebung seiner Jugendjahre und besonders zu seinen Eltern zurückzukehren, entdeckt trotz aller Wertverschiebungen und Anpassungsschwierigkeiten ein anregendes Gefühl des Vertrautseins und der Ursprünglichkeit. Vielleicht wird er sich nicht unmittelbar der inneren Erfrischung bewußt, da für das Einst und Jetzt einigermaßen harmonische Daseinsbedingungen vorausgesetzt werden müssen, aber normalerweise bedeutet die zeitweilige Rückkehr zu ursprünglicheren Lebensverhältnissen eine Entspannung und Stärkung.

Viele Vorstellungen werden wieder lebendig, die längst eingesargt geglaubt waren, und viele Ansätze für neue Planungen machen sich fühlbar. Schon nach kurzer Zeit drängt den Besucher ein stärkeres Tätigkeitsverlangen wieder in eine ihm gemäße Gegenwart hinaus, denn ein längeres Verweilen am Ursprung bringt keine Steigerung. Als Gewinn seines Ausfluges in die Vergangenheit verbucht er vielleicht einen neuen Weg oder ein Weiterentwickeln seines gegenwärtigen Daseins, das zumeist in Konsonanz mit den Zielen steht, die ihn früher

zum erstenmal aus seiner ursprünglichen Umgebung mit zahlreichen Erfolgshoffnungen herausgelockt haben.

Die selbstverständliche Voraussetzung für eine solche auffrischende Rückbesinnung durch Wiederherstellung der äußerlichen Umgebungsbedingungen ist ein geistiges Leben, das von innen her zur Tätigkeit anregt und nicht zu mechanischer Zwangsarbeit verflacht ist, ohne daß man dabei gleich an eigentlich schöpferische Menschen zu denken braucht.

Die magische Kraft der Rückkehr zum Ursprung hat in der griechischen Mythologie zu der Legende vom Kampf der Titanen den Anlaß gegeben. Jedesmal, wenn sie im abstrakten Raum gegen die Götter kämpften und tödlich verwundet wurden, ließ sie die Berührung mit der heimatlichen Erde gesunden, solange überhaupt noch ein Funken Leben in ihnen war. Danach ist die Beobachtung der regenerierenden Wirkung einer Konsonanz mit dem Ursprung sehr alt.

Das Wort Rückkehr braucht nicht äußerliche oder örtliche Vorschriften zu enthalten. Das Problem der Christiane Vulpius ist auch nur mit einem Ursprünglichkeitstrieb erklärbar, wofür weiterhin spricht, daß Goethe während seiner Schaffenszeiten lediglich ein besuchsweises Zusammensein ertrug. Die Intervalle vieler Ehen von Künstlern werden erst durch die Sehnsucht nach ungeistiger Ursprünglichkeit in Wirkungsphasen sinnvoll.

Wenn wir nun über ein Hilfsmittel zur Ausbeutungssteigerung unterbewußt vorhandener schöpferischer Ideen und Kräfte nachdenken, so müssen wir uns der Tatsache erinnern, daß der einzelne Mensch niemals mehr als einen verhältnismäßig sehr kleinen Vorrat selbst ansammeln konnte. Den Hauptteil haben ihm seine körperlichen und geistigen Vorfahren geschenkt. Die individuelle Wurzelverbindung ist sehr schmal, und ein Robinson wird seine schöpferischen Kräfte sämtlich zur Erhaltung seines körperlichen Daseins aufbrauchen.

Erst bei Großorganismen, beispielsweise einer Kulturgemeinschaft, gestattet die Arbeitsteilung in Organaufgaben einzelnen

bevorzugten Lebewesen hinsichtlich ihres Daseinskampfes eine Entlastung, ohne die eine allgemein anerkennbare schöpferische Leistung mit ihrem riesigen Kräfteverbrauch nicht denkbar ist. Ein Künstler kann demnach nicht isoliert leben, sondern nur als Exponent eines Großorganismus, der ihm besondere Energien zur Verfügung stellt, und dessen geistiger Befruchtungsträger er sein soll.

Man darf auch nicht jede Art von Großorganismen hierfür geeignet glauben. Es handelt sich bei Verausgabung des inneren schöpferischen Kräftevorrats ausschließlich um natürliche Lebensgebilde, wie sie durch Familie, Sippe, Volk, Rasse und Menschheit gruppenförmig leistungsbedingend komponiert sind. Ein Großorganismus, der wie die katholische Kirche oder die kommunistische Staatsidee aus einem Ideenorganismus entwachsen ist, kann sehr wohl gelegentlich äußerliches Gestaltungsmaterial liefern, aber nie die kompositorischen Energien übertragen, die einen körperlichen Ursprungsnachweis verlangen. Die Begriffe katholische oder kommunistische Kunst sind oberflächlich, während Provenienzbestimmungen wie pariserisch, französisch und abendländisch bei einem Kunstwerk gleichzeitig wesentliche Geltung haben können und die gruppenförmige Verschachtelung der großorganistischen Struktur des menschlichen Ursprungs aufzeigen.

Daraus ergibt sich erstens, daß zwar ein Durchschnittsmensch für seine Alltagsbeschäftigung und seine persönliche Lebensbejahung in der Rückkehr zum Elternhaus oder allgemeiner in ursprünglichere Verhältnisse das Mittel zur Entspannung und gründlicheren Ausschöpfung der ihm mitgegebenen Kräfte findet, aber daß dies keineswegs für schöpferische Großleistungen ausreicht, die aus einer viele Jahrhunderte langen großorganistischen Ausentwicklung eines Volkes oder einer Kulturgemeinschaft von Völkern hervorgehen.

Zweitens ergibt sich daraus, daß es nicht immer unmittelbar der schöpferische Exponent eines Volkes selbst zu sein braucht,

der mit seiner persönlichen Rückkehr die im Unterbewußtsein vergrabenen Kräfte mobilisiert.

Drittens ist zu bedenken, daß es sich bei der Aufsuche ursprünglicher Umweltbedingungen nicht so sehr um die persönliche Herkunft des Einzelnen, sondern seines Geschlechtes und seines Volkes handelt.

Zweifellos wird ein Künstler oder Erfinder durch Ursprünglichkeitserlebnisse an erster Stelle eine regenerative Wirkung erfahren, und deshalb sollte vor allen anderen den schöpferischen Naturen hierzu eine Gelegenheit gegeben werden. Aber man muß bedenken, daß ihr körperlich durch Abstammung und geistig durch Belehrung während der Frühentwicklung gewonnenes Erbgut den Hauptteil der Vorarbeit zur Kraft- und Materialansammlung enthält. Die vielen oft unerkannt gebliebenen Zwischenträger müssen daher ebenfalls jeder Gelegenheit von Ursprünglichkeitserlebnissen teilhaftig werden können, sobald sie durch ihre Triebneigungen eine entsprechende Organaufgabe bekunden. Vielleicht sind es ihre Söhne, Enkel und Urenkel oder auch ihre geistigen Abkömmlinge, denen ihre Auffrischung einmal durch eine Übertragung von Energien zugute kommt. Es läßt sich nie zuverlässig abschätzen, wer in einer Kultur- und Volksgemeinschaft zu den Auserwählten gehört, denn auch Künstler lenken als Menschen niemals eine besondere Aufmerksamkeit auf sich, bevor sie durch ihre Taten berühmt werden. Das dämonische Ich ist unsichtbar und nur an seinen Wirkungen erkennbar. Das sichtbare Ich ist meist ziemlich gleichgültig oder doch unauffällig, wenn das Künstlertum sich nicht gerade unmittelbar der irdischen Daseinsgestaltung als Kompositionsmaterial bemächtigt hat.

Um der Anschaulichkeit willen empfiehlt sich ein Festhalten an dem Bild des Baumes. Die Wurzelfasern sind im Erdreich weit verbreitet, um aus dem Urgrund Kräfte und Material zu sammeln. Analogisch sind Kraft und Material dasselbe und nur durch einander bei der Geburt der Mannigfaltigkeit aus dem kompositorischen Urelement entstanden.

Im Stamm werden Kraft und Material so eng zusammengeführt, daß eine gleichmäßige Verteilung auf die Masse der Zellen möglich ist. Welche Wurzeln auch immer die Hauptarbeit leisten, ihre Arbeitsergebnisse kommen im Stamm ziemlich unterschiedslos allen Fasern zugute, und erst in den letzten Abzweigungen der Äste tritt eine Bevorzugung Einzelner für die Entwicklung wichtiger Organe ein, unter denen wiederum die Blüten einen Vorrang besitzen.

Die ganze Triebkraft eines Baumes drängt danach, zur Zeit der Reife alljährlich in einem Blütenrausch zu verströmen. Die Blüten sind die bevorrechtigten Nutznießer der aufgespeicherten Kraftreserven, obwohl sie bereits ein gewisses Unabhängigkeitsbestreben zeigen und bald abfallen. Blüten sind fast mit Individuen zu vergleichen, die ihr Dasein und ihren Ruhm der Opferwilligkeit eines Volkes verdanken, aus dem sie um einer höheren Gemeinschaftsidee willen herausragen und Allgemeingut der Menschheit werden. Als Individuen sind sie nicht fortpflanzungsfähig, und ihre Befruchtung kann nur neue Bäume oder Großorganismen entstehen lassen, ohne jemals unmittelbar dem eigenen Volk zu etwas anderem als einer Erfüllungsfreude zu dienen.

Wehe, wenn ein Volk glauben machen will, daß die von ihm hervorgebrachten Kulturwerte einen ausschließlich ihm selbst nützlichen Zweck zu erfüllen haben und beispielsweise das Wachstum fördern sollen. Niemals ist ein Volk oder eine Staatsidee der Endzweck des menschlichen Daseins, sondern der letzte Daseinszweck jedes Volkes ist eine Organaufgabe im Großorganismus der Menschheit durch die Ausentwicklung von geistig hochstehenden Menschen und ihren Kulturbeiträgen. Ein zielstrebiger Kulturpatriotismus läßt die Blüten und gleicherweise auch den Baum verkümmern, der sein Lebensziel im Rahmen einer umfassenderen Lebensgemeinschaft verkennt und an seinem Selbstzweck erstickt.

Nicht nur der einzelne Mensch, der auf seine eigene Entfaltung bedacht ist, sondern auch alle berufenen Organträger einer

großen Gemeinschaft bis zu den umfassendsten natürlichen Großorganismen der Menschheitsgruppen erfahren eine Regenerierung ihrer schöpferischen Kräfte, sobald sie in Ursprünglichkeitserlebnissen eintauchen und eine Konsonanz mit ihrer persönlichen oder großorganistischen Kindheitsumgebung erfahren. Die Tatsache wird an Blüten erkennbar, die oft an ganz unvorhersehbaren Stellen ausbrechen. Bei einem einzelnen Menschen kann dies sogar im Bereich der eigenen Belange bewußt werden, aber die wichtigsten Konsonanzvorgänge und ihre Verwertung für die Gemeinschaft bleiben unbewußt.

Wenn die Großstädter in Schrebergärten, in ländlichen Verhältnissen und auf Wanderungen Erholung suchen, so glaubt der Verstand annehmen zu müssen, daß es dabei zur Hauptsache auf körperliche Erholungsmöglichkeiten, Zerstreuung und vielleicht noch auf ein heimatkundliches Interesse ankommt. Eine genauere Beobachtung des Verhaltens läßt jedoch bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Beispiele sehr viel Widersprüche zu einer rationalistischen Auslegung des Naturtriebes nachweisen. Die Unbequemlichkeiten, der Arbeitsaufwand, das erstaunliche geringe Interesse an Einzelheiten einer Landschaft, der herdenartige Zusammenhalt und die Konkurrenz der zoologischen oder botanischen Gärten lassen deutlich werden, daß Instinkthandlungen vorliegen, die nichts anderes bezwecken als eine besuchsweise Rückkehr in eine Umgebung, aus der sie selbst, ihre Vorfahren oder ihr Volk herausgewachsen sind.

Ein bäuerlicher Landbewohner wird die durch keine Ästhetik erklärbare Naturliebe des Großstädters nie begreifen können, denn er lebt ja noch am Ursprung.

Nun sind die Bedürfnisse des Heimaterlebens bei den Menschen sehr verschieden. Wenn ein erst vor wenigen Jahrzehnten in die Großstadt verpflanzter Arbeiter bereits an der relativ vorzeitlichen Bearbeitung eines Schrebergartens Genüge findet, ohne auf körperliches Ausruhen bedacht zu sein und nur um der seelischen Entspannung mit Hilfe einer menschlich ursprünglicheren Beschäftigung willen, dann bedarf ein Künstler, Denker,

Erfinder oder Menschenführer der Konsonanz zu einem um viele Jahrhunderte tiefer reichenden Wurzelwerk. Die Kraftreserven, die eine bedeutende schöpferische Natur aufbraucht, entstammen der Entstehungszeit seines Geschlechtes oder seines Volkes. Sie sind von vielen Generationen weitergeleitet, verdichtet, bereinigt und immer wieder fermentiert worden, bis sie in einer Blüte ihre Daseinsaufgabe erfüllen und mit der Ausprägung eines schöpferischen Individuums ihr Endtriebziel erreichen konnten. Deshalb benötigen die ausentwickelten Individuen selbst und fast mehr noch ihre letzten Vorgänger einer Art von Ursprünglichkeitserlebnissen, die eine Konsonanz mit dem Frühzustand und den Herkunftsverhältnissen ihres Volkes gestattet.

Das ist der Sinn des Erlebens der reinen Natur.

Das Wort „ursprünglich" ist nur graduell anwendbar und davon abhängig, welche Vergangenheitsstufe und welche Art der Landschaft ein Mensch mit einem Andachtsgefühl als urheimatlich erfaßt und mit einer starken Sehnsucht danach zu erkennen gibt. Das eine Volk entstammt der Steppe, das andere dem Wald, das dritte der See, das vierte den Bergen, aber alle entstammen einem primitiveren Zustand, dessen regenerative Wirkung von den geringsten Erinnerungen an die aktuelle Gegenwart gestört wird. Dabei darf man nicht vergessen, daß jeder seelische Reiz nach kurzer Zeit abstumpft, und daß ein Daueraufenthalt in ursprünglichen Verhältnissen keine Regeneration, sondern eher eine Schwächung oder eine Triebverminderung auslöst. Ohne Kontraste gibt es keine Anregung.

Das Wurzelwerk ist nicht individuell. Seine starke Zergliederung darf nicht zu Irrtümern veranlassen, und deshalb muß auch der Mensch bei Ursprünglichkeitserlebnissen einsam sein, ohne ein Selbstbewußtsein zur Geltung zu bringen. Gerade der einsame Mensch — oder eine nur kleine Gruppe gut aufeinander abgestimmter wurzelhafter Sucher nach den Kräften des Urgrundes ihres menschlichen Herkommens — verliert in der Konsonanz mit ursprünglichen Verhältnissen alle Kennzeichen

seiner Individualität. Er fühlt sich aufgelöst, willenlos, bedrückt und geborgen zugleich, und dies ist der kindhaft halbwache Zustand, der längst verschüttete Kräfte im Einklang mit dem Urtrieb in die Kompositionen des gegenwärtigen Geschehens Einfluß nehmen läßt.

Bei der Ausarbeitung dieser Theorie muß man sich vor dem Fehler hüten, künstliche Konstruktionen an Stelle einer Wirklichkeit zu setzen. Die Wiederherstellung ehemaliger Verhältnisse mit musealen Hilfsmitteln bedingt eine Schwingungslosigkeit, die keinerlei Kräfte auslöst. Es kommt nicht auf historische Treue in Nebensächlichkeiten an, sondern auf die Selbstherrlichkeit und Unberührtheit einer noch gegenwärtig lebendigen Natur, die den eigenen Vorfahren eine Heimat gewesen ist und sich durch glückliche Umstände erhalten hat. Die Theorie wäre unverständlich, würde man nicht mit sehr langlebigen natürlichen Großorganismen rechnen, an die ein schöpferischer Mensch trotz aller neuen individuellen Selbständigkeit wenigstens abstammungsgemäß und durch den Kräftezufluß gebunden bleibt. Umweltsbedingungen, die dem Großorganismus sogar in seiner frühen Jugendzeit fremd waren, können dementsprechend keine Heimatsgefühle geben. Ebenso gibt es Vorzeiten, mit denen man innerlich längst jeden Zusammenhang verloren hat, und deren Rekonstruktion nur lächerlich sein würde. Immerhin wird beispielsweise die europäische Rasse in Amerika ihre erhofften bedeutenden Kulturtaten stets nur einer regenerativen Konsonanz mit der europäischen Heimat verdanken können.

Das Einklangserlebnis mit der ursprünglichen heimatlichen Natur, mit Verhältnissen, denen das Individuum, das Volk oder der Menschentyp entwachsen ist, hat nichts mit einem Kunsterleben zu tun, sondern ist ein Rückbesinnen in die Wurzelwelt unseres Daseins, aus dem die schöpferischen Kräfte stammen und auf diese Weise neu erweckt werden können.

Es gibt auch noch andere Arten der Rückbesinnung mit dem zeitweiligen Verlust der Individualität, aber sie sind stets nur

großorganistisch bestimmbar. Allerdings erwarte man nicht eine automatenhafte Sicherheit der Regeneration, denn wo die Kräfte fehlen, entsteht auch keine Resonanz. Auswahl und Methodik der seelischen Erneuerung wird von dem dämonischen Ich bestimmt, das die Triebe zügelt und in die Richtung ihrer Erfüllung lenkt. Alles, was wir mit unserer Erkenntnis tun können, beschränkt sich auf eine Hellhörigkeit, sobald sich der Trieb des Naturerlebens meldet.

40.

Philosophie

Die ursächlichen Begriffsbestimmungen der analogischen Arbeitshypothese ermöglichen viele Vereinfachungen des Weltbildes und verführen besonders durch die Einbeziehung des Postulates vom schöpferischen Urtrieb zu philosophischen Spekulationen, wie sie die ratio für ihre Bewußtseinsstrukturen ersehnt, um eine Lösung der Daseinsrätsel zu finden. Es gehört zu den Überheblichkeiten des allzu eigenlebendigen Verstandes, daß er sich mit jeder neuen Erkenntnis einer Gesetzmäßigkeit in der Natur darin bestärkt fühlt, die fehlende Konsonanz mit dem Schöpfungsgeist durch ein gesichertes Wissen ersetzen und auf diese grobsinnliche Weise den unzerstörbaren Trieb nach einer Offenbarung befriedigen zu können.

Die Relativitätstheorie mit allen ihren wissenschaftlichen Folgerungen und Parallelerscheinungen, die ihrem Wesen nach nur eine Erweiterung des mathematisch-physikalischen Denkgebäudes sein will, oder auch jede astronomische, biologische, historische, telepathische usw. Entdeckung veranlassen regelmäßig sofort die Philosophen zu einer Stellungnahme und zu einer Untersuchung der weltanschaulichen Verwertbarkeit dieser Ideen, die mit ihrer Abwandlung in abstrakte Vorstellungen das Verhältnis des Menschen zum Kosmos ergründen sollen. Die Tragik der ratio liegt darin, daß jeder Wissensbesitz philosophisch sofort unbefriedigend wird, sobald er als endgültig gefestigt gilt.

Sicherlich ist die Relativitätstheorie von keiner größeren weltanschaulichen Bedeutung als die vor Jahrhunderten allmählich unabweisbar gewordene Erkenntnis, daß sich die Erde

um die Sonne dreht. Trotzdem kann heute niemand behaupten, daß die damals fundamentale Neuorientierung der Weltbetrachtung irgendwie philosophisch interessant sei. Das Wissen ist zweifellos als gesichert anzusehen, aber damit ist es zugleich abgetan. So wird es sich auch sehr bald mit den physikalischen Entdeckungen der Neuzeit verhalten, und die philosophischen Betrachtungen, die Plank, Jeans, Eddington und viele andere an die Grenzbestimmungen ihres Wissensbereiches angefügt haben, werden ebenso ein Lächeln der Nachfahren hervorrufen, wie die frommen Betrachtungen eines Kepler und eines Maupertuis.

Die grundsätzliche Trennung zwischen dem Verstand als Instrument im Bereich der Bewußtseinsstruktur und dem kindlichen Glauben an seine Tragkraft für Offenbarungen des Unbewußten hat nichts mit der Frage zu tun, ob die frommen Naturwissenschaftler tatsächlich eines Einklanges mit dem Schöpfungsgeist teilhaftig waren. Sie verspürten sehr wahrscheinlich an dem seltsam befriedigenden Gefühl eines Ordnungssinnes das tiefinnerliche Erleben des Urtriebes, und ihr Fehler bestand nur darin, daß sie ihr wissenschaftliches Forschungsergebnis irrtümlicherweise für ein übertragungsfähiges seelisches Ausdrucksmittel hielten und ein allgemeingültiges Argument zum Beweis des Göttlichen gewonnen zu haben glaubten.

Ebenso wie das eigentliche Kunstwerk nur im Gehirn eines Kunstgenießers entsteht und jede Vorkomposition zwecklos bleibt, wenn die schöpferischen Eigenkräfte des Kunstgenießers fehlen oder nicht ausreichen, so ist auch die Offenbarung des Göttlichen in der Philosophie immer eine ausschließlich persönliche Angelegenheit, die nicht übertragbar ist und deshalb auch niemals allgemeingültige Ausdrucksmittel finden kann.

Ein und dieselbe künstlerische Vorkomposition muß bei verschiedenen Menschen die verschiedensten subjektiven Kunstwerke anregen. Eine gewisse Übereinstimmung läßt sich nur bei technischen Erörterungen erzielen. Was in den einzelnen

Menschen an urtriebhaften Belebungen vor sich geht, wird in allem wesentlichen Zügen stets ein Geheimnis bleiben.

Streng genommen kann eine wissenschaftliche Entdeckung niemals den Erkenntniswert einer künstlerischen Vorkomposition haben, denn sie muß voll begreifbar und von allen Unklarheiten bereinigt sein, während hierzu im offensichtlichen Gegensatz jedes echte künstlerische Dokument geradezu unbegreiflich in seiner Fülle und unerklärlich in seinem Schwingungsbereich an eine Konsonanzfähigkeit des Menschen appelliert, die weit über die Ausdeutungsfähigkeit des Verstandes hinausgeht. Wenn demnach der Erfinder einer wissenschaftlichen Theorie die Schlüsselkraft an Naturbeobachtungen erprobt und bestätigt findet, so kann er selbst sich der Konsonanz des Schöpferischen bewußt werden, aber seine Theorie ist deshalb noch lange keine Vorkomposition für die schöpferische Konsonanzfähigkeit seiner Mitmenschen. Sie ist bestenfalls ein gesunder und zuverlässiger Besitzzuwachs an Wissen und nicht mehr.

So verhält es sich auch mit der Analogik.

Ich gebe zu, lange Zeit hindurch selbst in dem Glauben gelebt zu haben, mit der analogischen Anschauungsweise eine Quelle der Offenbarung vielen Menschen zugänglich machen zu können. Die Anwendung der Arbeitshypothese schien mir in so zahlreichen Rätselhaftigkeiten widerspruchslos vereinfachend zu sein, daß sie mit dem Rang einer exakten Wissenschaft zugleich die Anerkennung einer philosophischen Vorkomposition beanspruchen dürfte. Wie Tantalus sah ich die Früchte der Erkenntnis greifbar nahe vor meinen Augen, bis sie sich mit dem Aussprechen des Wortes „begreifbar“ wieder in unerreichbare Fernen flüchteten.

Alles, was begriffen werden kann und den Bedingungen einer exakten Wissenschaft genügt oder genügen will, ist nicht mehr fähig, die schöpferischen Schwingungen des Urtriebes unmittelbar zu übertragen. Bewertet man die analogische Arbeitshypothese wie ein unterhaltsames Kunstwerk, so mögen die unge-

lösten Probleme für einige wenige Menschen, die das Denkmaterial fachlich als Sprachmittel gewohnt sind, eine schöpferische Anregung zu eigenen Gestaltungen bieten. Betrachtet man die Theorie jedoch als tragfähig für wissenschaftliche Forschungen, so ist sie ein vielleicht nützliches, aber nie ein künstlerisches Instrument.

Obwohl die Analogik für mich selbst eine Begleiterscheinung des Bewußtseins einer echten Erkenntnis im unnennbaren Sinne ist, erhoffe ich ihren Publikationswert nur für ihre nüchternste wissenschaftliche Brauchbarkeit. Damit verbinde ich allerdings die Überzeugung, eine unserer Zeit gemäße erkenntnistheoretische Grundlage dargelegt zu haben, ohne mit dem zugehörigen Wort „Philosophie" eine echte Offenbarungsmöglichkeit einzubeziehen. Die Philosophie hat meines Erachtens die alleinige Aufgabe, Postulate zu erfinden und zu sichten, die für alle Gebilde der Bewußtseinsstruktur, gleichviel welcher Art, eine möglichst breite und solide Basis untermauern lassen. Jede Philosophie sollte sich wie ein Gesetzbuch des Verstandes betragen und dabei vor keinem Postulat zurückschrecken, wenn es die Ordnung des Daseins verlangt. Sie ist nur der einzigen Bedingung unterworfen, bei Vermeidung jeder Provokation des Verstandes durch innere Widersprüche den eigenen Geltungsbereich gegenüber den unerklärlichen Erlebnissen abzugrenzen und auf die Suche nach dem Absoluten zu verzichten, denn das ist eine persönliche und niemals verallgemeinerungsgeeignete Sache jedes einzelnen Menschen.

Aus diesem Grunde habe ich als Symbol des göttlichen Urtriebes das Bild vom dämonischen Ich gewählt. Die Mittelpunktstellung des Denkapparates für jede von ihm geschaffene oder reproduzierte Weltschöpfung verlangt ein unbewußtes Ich als Weltschöpfer. Es ist noch niemals einem Philosophen gelungen, die Gesetzmäßigkeit des dämonischen Ichbewußtseins und damit die Quelle seiner eigenen Offenbarungen anderen Menschen zu erschließen. Wenn es anders wäre, dann ginge

die Grundvoraussetzung unseres Daseins, die Einmaligkeit des Eigenlebens verloren.

Eine Übereinstimmung kann es nur dann geben, wenn eine praktische Philosophie auf allgemein annehmbaren Postulaten aufbaut, es sei denn, daß sie einen Großorganismus erzeugt, der im Entmündigungsverfahren das Erleben uniformiert und damit den Sinn einer Philosophie aufgibt. Ein philosophisches System ist um so höher zu bewerten, je geringer die Anzahl und je kleiner der konstruktive Umfang der benutzten Postulate ist, aus denen eine widerspruchsfreie Mannigfaltigkeit entwickelt werden soll. Man kann sicher sein, daß bei strenger Folgerichtigkeit die unterschiedlichsten Arbeitshypothesen die gleiche harmonische Erklärungskraft haben. Das gilt sowohl für Anschauungsgrundlagen der Naturwissenschaften wie besonders für jede soziologische Moraltheorie. Dagegen engt eine konstruktive Vielfalt willkürlicher Vorschriften oder besonders für Spezialzwecke ausgedachter Rechnungen die Lebendigkeit von Vorstellungsgebilden ein und entfremdet sie der Wirklichkeit.

Ein philosophisches Weltbild kann zu einem Kunstwerk werden und auch entsprechende Konsonanzerlebnisse vermitteln, ohne irgendeine praktische Zweckerfüllung erreicht zu haben. Weder einem Platon noch einem Marc Aurel ist es gelungen, ihr Ideal auf Erden zu verwirklichen oder der Menschheit auch nur einen Schritt auf dem Wege nach geistiger Befreiung über den großorganistischen Entwicklungsrhythmus hinaus weiterzuhelfen. Trotzdem empfindet das geistig selbständige Individuum noch heute bei ihrer Lektüre eine innerliche Befriedigung und ein Ahnen des schöpferischen Weltgeistes im Einklang mit dem Urtrieb. Damit hört jedoch ein System auf, für eine Daseinsgestaltung in Betracht zu kommen. Es tritt in die Reihe der Kunstwerke, die erst auf dem Umweg über ihren reinen Kompositionssinn befruchtend und anregend wirken, ohne daß die Gegenständlichkeit der Kompositionselemente in Ansatz gebracht wird.

Noch in einer anderen Hinsicht kann ein Philosoph die Konsonanz des Urtriebes durch eine Vorkomposition erleichtern, die eines gesondert zu erklärenden Übertragungsmittels bedarf.

Wir alle wissen, daß ein gesprochenes Wort im Augenblick seiner gedanklichen Erfindung auf Zuhörer viel einprägsamer ist als eine schriftliche Formulierung oder ein Ablesen der gleichen Mitteilung. Der Hilfsbegriff der Konsonanz findet eine sehr artreiche Anwendung. Die klassischen Sinnesorgane genügen anscheinend nicht, um alle Erlebnisse zu übertragen, deren wir uns, wenn auch oft nur undeutlich, bewußt werden. Man kennt die Experimente, die zur Feststellung telepathischer, magnetischer, hypnotischer oder sonstwie bezeichneter Erscheinungen dienen sollen, aber alles, was man zuverlässig weiß, beschränkt sich auf die Tatsache, daß es Medien für eine Strukturkonsonanz des Denkapparates gibt, deren Erforschung manche übersinnlich gedachten Erlebnisse zu gegebener Zeit in den Alltag der sinnlichen Welt zurückversetzen wird. Mit der Entkleidung romantischer Geheimnistuerei wird auch die Hoffnung begraben werden, in einem Medium einen Offenbarungssinn finden zu können. Die Entdeckung der elektrischen Wellen und ihre Indienststellung hat trotz der Übersinnlichkeit des Resonanzmittels keinerlei Wissen um Daseinsprobleme vermehrt.

Eine Wasserleitung ist keine Quelle und ein Wirkungsmedium ist kein Wirkungsursprung. Wenn man daran festhält, wird man den Irrtum vermeiden, für das Erleben des schöpferischen Urtriebes in körperlicher Konsonanz mit einem schöpferischen Lehrer ein geheimnisvolles Fluidum wichtig zu nehmen. Die Wirkung, die ein Sokrates über die prüfbare Folgerichtigkeit seiner Ideen hinaus auf seine Zuhörer ausübte, und die noch dazu an unbeweisbare Postulate allgemein menschlicher oder patriotisch zeitbedingter Großorganismen gebunden war, ist heute nicht mehr untersuchbar. Nur an den Folgen seiner Lehrtätigkeit können wir die Strahlungsfähigkeit abschätzen. Sie beruhte zweifellos auf einem Konsonanzzwang des gleichzeitigen schöpferischen Vorganges.

Sokrates war unstreitig eine der seltenen schöpferischen Naturen, der von Augenblick zu Augenblick alles ihm greifbare Gedankenmaterial verarbeitete und in harmonisch organische Denkgebilde umformte. Die geistigen Kunstwerke in statu nascendi müssen auf die empfangsbereiten Zeugen der Schöpfungsakte ungeheuerlich einprägsam gewesen sein. Nicht die Worte, an die sich das historische Interesse zu klammern gewohnt war, sondern die Konsonanzschwingungen im Einklang mit dem schöpferischen Urtrieb müssen Erlebnisse gegeben haben, die fast unabhängig von der Gegenständlichkeit und Fixierbarkeit des jeweiligen Kompositionsmaterials blieben. Sicherlich war er selbst in diesem dauernd produktiven Zustand unfähig, die Handwerksleistung schriftlicher Dokumentierung zu vollbringen und damit eine historische Absicht unterzuschieben, die seiner naturhaft gegenwärtigen Ursprünglichkeit fremd war.

Wenn auch einige Wahrscheinlichkeit für die Wiederkehr von bestimmten Kompositionselementen in den platonischen Kunstwerken Rückschlüsse auf die sokratische Argumentierung erlaubt, so liegt der Beweis für den Offenbarungswert seiner Lehrtätigkeit allein in den befruchtenden Einwirkungen auf seinen Schülerkreis und nicht in der Überlieferung des Wortlauts seiner Gesprächsführungen.

Diese Art der schöpferischen Konsonanz erlischt mit dem Tode des Philosophen. Platon hat für die Nachwelt gedacht und sich von der Einflußzone seiner Gegenwart abgewandt, um ein dauerwertiges Kunstwerk zu schaffen. Sein Kompositionsmaterial waren Ideen und bildhafte Ausdrucksmittel, die ein Eigenleben führen. Sokrates dagegen operierte mit dem Gestaltungsmaterial aktueller Probleme und suchte unmittelbar seine Umgebung zu beeinflussen, anscheinend völlig frei von der Überheblichkeit eines überzeitlichen Wissenwollens. Er dachte an soziale Probleme, an die Interessen des Staates, die Belange der Seele einer Gemeinschaft und an eine wahre Ökonomie der organischen Kräfte, ganz und gar in der Verpflich-

tung zur praktischen Mitarbeit als Staatsbürger befangen. Seine Instrumente waren Erziehungsmittel, mit denen er Menschen nach seinem Vorbild des höchsten individuellen Menschentums zu formen suchte. Die Daseinsflüchtigkeit seines rhetorischen Materials schloß die übliche Anwendung des Begriffes Kunstwerk aus, und so hat er nichts hinterlassen, als einen in den Dokumenten seiner Schüler verspürbaren griechischen Geist, der auf eine geheimnisvolle Weise seit über zwei Jahrtausenden das Abendland künstlerisch befruchtet und die Entwicklung des selbstverantwortlichen Individuums vorzeichnet, ohne unmittelbar eine begreifbare Vorkomposition zum Erleben des schöpferischen Urtriebes darzubieten. Das Original müssen wir uns heute wie ein verschollenes Gemälde aus den Beschreibungen seiner Zeitgenossen rekonstruieren.

Sokrates besaß in seinem Zeitgenossen Perikles ein Parallelbeispiel seiner unmittelbar an das großorganistische Leben gebundenen Wirkungsform. Beide meinten Athen, wenn sie von der Menschheit sprachen, und die Menschheit, wenn sie für Athen planten. Beide verdankten ihren Einfluß über die Kolportierbarkeit ihrer Werke hinaus der suggestiven Kraft des Schöpferischen in statu nascendi, und als diese Kraft nach der ihnen zugemessenen Zeit nachließ, unterlagen sie schnell und in einer anders nicht erklärbar endgültigen Weise den Stoffwechselforderungen des staatlichen Organismus, der aufgebrauchte Organzellen rücksichtslos ausscheidet und um seiner Selbsterhaltung willen durch neue zu ersetzen sucht.

Ein Philosoph kann sich innerlich von der Umwelt abtrennen und überlieferungsfähige Kunstwerke hervorbringen, oder aber er übernimmt die Rolle eines Volksführers. Kommt ein Kunstwerk aus der Mode, dann kann es unbeachtet erhalten bleiben, aber ein Volksführer als lebendiges Wirkungsmittel läßt sich selten ohne Gewaltsamkeit in einen Abstellraum verbringen.

Sobald man von einem philosophischen System spricht, hört die Möglichkeit eines echten Offenbarungserlebnisses auf. Es kann bestenfalls zur Anregung neuer schöpferischer Naturen

dienen und ihnen Kompositionsmaterial zur Verfügung stellen. Mit dieser Einschränkung möchte ich für die Analogik das Wort Philosophie zulassen. Sie wird solange einen praktischen Wert besitzen, wie sie einen nützlichen Katalogisierungszweck für Naturbeobachtungen im weitesten Sinne erfüllt. Ihr Postulat verspricht weder als Bildsubstanz noch als Gleichnis einen Offenbarungsgehalt, denn es ist nur ein musikalisches Instrument oder ein tragfähiges Skelett, dessen sich das unbegreifliche schöpferische Leben bedienen kann, um Schwingungen aus dem Raum der unbekannten Ursachen zu übermitteln.

Die damit gemeinte Art der Philosophie ist wie ein Lehrer, der seinen Schülern Schreibpapier und Griffel in die Hand gibt, um ihnen Lesen und Schreiben beizubringen, aber ihnen nicht sagen kann, wie man Gedichte macht.